<36605072270014

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1865.

Inhalts-Verzeichniss
des
zweiten Bandes.

I.

Christian und Lea.

Durch die „Gasse" sieht man zuweilen, namentlich wenn die Sonne etwas kräftiger sich über die Häuser und Dächer legt, zwei alte Menschen wandeln, ein trippelndes, gebeugtes Mütterchen und einen nur wenig strammer auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand, was einen gar wehmüthig ergreifenden und doch wieder heiter stimmenden Anblick bietet. Wo sich ein Hinderniß dem Gange der Beiden entgegenstemmt, da ist es das eisgraue Männlein, welches zuvor jeden Stein, worauf seine Begleiterin mit dem Fuße treten könnte, hinwegräumt; der Stock, den er noch kräftig zu handhaben weiß, ist in beständiger Bewegung. Nichts entgeht seinen noch immer scharfen Blicken; dem Kinde, das über den Weg läuft, ruft er schon von Weitem ein kräftiges Halt zu; wo ein breites, vorspringendes Haus einen etwas zu behäbigen Schatten wirft, weicht er aus, und leitet das alte Weibchen lieber an jene Stellen, woran sich die Sonne besonders liebreich

gelegt hat. Nur wenn zufällig das Mittagläuten von der Kirche her ertönt, bleibt er stehen, zieht seine Hand aus der seiner Begleiterin, und fährt damit, sich bekreuzigend, während er in der andern Hand die vom Haupte genommene Pelzmütze hält, über Gesicht und Brust. Das Mütterchen aber trippelt weiter. Will es seinen Begleiter in der Andacht nicht stören? Klingen und tönen ihm diese ehernen Laute nicht auch wie Mahnrufe zum Aussprechen eines stillen Gebetes ...? Er hat es geendigt; mit behasteten Schritten hat er sie wieder eingeholt. Beider Hände haben sich wieder gefunden, sie setzen ihre Wanderung weiter. Vor einem kleinen einstöckigen Hause, dem letzten in der Gasse, endet ihr Gang. Es ist die Wohnung des alten Paares!

Fast dünkt es uns ein Frevel, daß wir die Geschichte von Christian und Lea, so heißen in der Gasse die beiden alten Leute, wieder erzählen wollen. Wer eine Blume nicht gerne von ihrem Stengel reißen mag, sondern sie lieber an der Stelle beläßt, wohin sie mit ihrem Dufte und Blühen gehört, der wird uns begreifen. Und die Geschichte von Christian und Lea ist eine solche, die man mit einer gewissen Scheu hüten und bewahren sollte, daß sie nicht muthwillig abgepflückt und hinterdrein den Winden der Vergessenheit anheimgegeben werde, die sie hierhin und dorthin tragen können — wo man sie vielleicht nicht versteht.

Es hatte Tage lang geregnet, dazu waren lauwarme Frühlingswinde gekommen, die den Schnee im nahen Isergebirge zur vorzeitigen Schmelze brachten. Der kleine Bach, der gleich hinter der Gasse fließt, und sonst so friedlich und stillselig seinen Weg geht, daß er den Kindern, die ihn durchwateten, kaum die Knöchel näßt, hatte plötzlich die Manieren eines reißenden Stromes angenommen, was, so lange Menschen es gedenken konnten, niemals geschehen war.

Trübschlammiges Wasser wälzte sich unter und über den hölzernen Steg, der sonst ein überflüssiges Bedürfniß schien; noch aber dünkte Jedem die Gefahr so ferne, daß Niemand daran dachte, das kleine baufällige Haus, worin Wolf Ungar, der Gemeindediener, mit Weib und Kind wohnte, und das hart am Rande des Baches stand, könnte ernstlich beunruhigt werden.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, wohnte übrigens in jenem Hause nicht allein; sein Nachbar unter demselben Dache war der Schustermeister Johannes Wurma, oder wie er in der Gasse kurzweg hieß: Honza Schuster. Auch dieser hatte Weib und Kind, aber weil er dem Trunke ergeben war, nahm er in der Achtung Wolf Ungar's keine hohe Stufe ein. Oft wenn Wolf vor Tagesgrauen, wenn noch die Sterne am Himmel funkelten, aufstand, um mit seinem hölzernen Hammer die schlaftrunkene Gasse zum Gottesdienste wachzurufen, tau=

melte ihm der trunkene Honza entgegen. Dann empfand der Gemeindediener ein Gefühl von Abscheu, das einen etwas aristokratischen Beigeschmack hatte. Er wußte in diesem Augenblicke mit aller Klarheit, daß er einem „auserwählten" Volke angehöre, dem es ein Gräuel ist, in den Wirthshäusern die Nächte durchzuschlemmen.

Wolf Ungar wollte am nächsten Morgen frühe aufstehen, denn es war „Fasttag der Königin Esther," der schon mit Tagesdämmerung beginnt. Mitten in der Nacht wachte er auf, und wunderte sich darüber; denn, pflegte er später immer zu sagen, sein Hammer und sein Schlaf seien pünktlich wie eine Uhr, die nicht zu spät und zu frühe gehe. In demselben Augenblicke fuhr auch seine Frau aus dem Schlummer.

„Hörst Du nichts, Sarah?" rief er.

„Ich hab' gerad' meine gute Mutter gesehen, die da draußen auf dem guten Ort' liegt," meinte sie, indem sie sich in die Höhe richtete.

Eine unerklärliche Ahnung nöthigte Wolf Ungar, das Bett zu verlassen; er zündete mit Hilfe eines Schwefelfadens Licht an, was eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Beim ersten Aufflackern der Kerze schrie sein vierjähriges Töchterchen, die kleine Lea, die neben der Mutter im Bette lag, angstvoll und in Tönen, wie er sie noch niemals vernommen:

„Christian! Christian!" und schlug dabei mit den Aermchen um sich.

Während Sarah, die Mutter, das Kind zu beruhigen bemüht war, fuhr Wolf Ungar in seine Kleider und zündete eine Kerze in der Laterne an, er wußte selbst nicht warum. Er war nicht schlaftrunken, im Gegentheile, alle seine Sinne befanden sich in einer Aufregung, die ihn fähig machte, in diesem Augenblicke mehr zu errathen, als er sonst bei vollstem Bewußtsein gesehen hätte. Dann ging er an das Fenster und wollte, gleichfalls von einem unerklärlichen Antriebe gedrängt, den hölzernen Laden aufriegeln. Diese sonst leichte Hanthierung gelang ihm aber diesmal nur mit großer Schwierigkeit; als er es endlich zu Stande brachte, taumelte er vor Entsetzen zurück. Seine Hand triefte von eiskaltem Wasser.

„Sarah! nimm das Kind, auf! das Wasser ist da," schrie er; ein anderer gellender Schrei folgte diesem Rufe, dann ward es in der Stube grauenhaft still. Aber selbst in diesem Momente der gräßlichsten Angst hatte weibliche Fürsorge das nächste Bedürfniß nicht übersehen. Mit Blitzesschnelligkeit hatte Sarah ein großes Tuch aus dem Kasten gerissen, das sie um sich und das Kind warf.

„Und jetzt wohin, Wolf?" keuchte sie mit kreideweißen Lippen.

Wolf ging mit der Laterne voraus; sie wollten durch das Vorhaus, aber schon traten sie in tiefes Wasser, das unter der Thürschwelle sich seinen Eingang erzwungen hatte. Er öffnete die Thüre nur zur Hälfte, aber das kalte, mit aller Macht hereinströmende Element drängte ihn bei Seite. Wolf Ungar war ein beherzter Mann, und hatte nicht umsonst in der Armee gedient. Er rief seinem Weibe zu, ihm muthig zu folgen, und hoch hielt er die Laterne empor, damit sie den Weg nicht verfehle.

Da rief die kleine Lea wieder, und in noch ängstlichern Tönen als früher:

„Christian! Christian!"

Dieser Ruf ging den Beiden tief an die Seele; sie wußten nun, was diese Schreckenslaute aus dem Munde ihres Kindes zu bedeuten hatten.

„Weck' sie, Wolf," schrie Sarah, „weck' sie, sonst gehen sie zu Grunde."

„Ich kann nicht, Sarah!" schrie er dagegen, „unser Leben steht auf dem Spiel . . ."

„Ich geh' nicht," rief sie, „und wenn ich auch selbst ertrinke."

Da begann Wolf Ungar aus Leibeskräften den Namen Honza, Honza zu rufen, indem er dabei mit riesiger Gewalt an der Thüre, die in die Wohnung des Schusters führte, rüttelte. Kein Laut antwortete von innen.

Schliefen die Unglückseligen? waren sie bereits ertrunken? Endlich gab die Thüre nach; mit emporgehobener Laterne leuchtete Wolf in der Stube umher, in der das Wasser bereits schuhtief stand. Ein einziger Blick genügte ihm, sich zu überzeugen, daß hier alle Weckrufe vergebens seien. Honza Schuster und dessen Weib lagen in bleiernem Schlafe, aus dem sie kein Rütteln und Schütteln ermuntern konnte. Da besann sich Wolf Ungar nicht lange, und griff nach einem blondlockigen Kindeskopfe, der aus der Umhüllung einer Bettdecke mit verwundert offenen Augen zu ihm aufsah. Mit dem Knaben in dem einen Arme, mit dem andern die Laterne emporhaltend, so wankte Wolf Ungar aus der Stube. Das Alles war das Werk jener wunderbaren, im Menschen schlummernden Thatkraft, die mit ganz anderem Maße gemessen sein will, als das ruhige Werk überlegter Besonnenheit.

„Hast Du das Kind, Wolf?"

„Gott soll weiter helfen," keuchte Wolf.

So traten sie in die Nacht hinaus und in die eiskalte Wasserflut, die ihnen schäumend und heulend entgegenschlug; sie reichte ihnen bis an die Kniee. Wolf ging voran, Sarah folgte ihm. Hilferufen und Angstschrei aus den anliegenden Häusern! die Ueberschwemmung war wie ein tückischer Dieb in das Heiligthum des Schlafes gedrungen.

„Fürcht' Dich nicht! Sarah, mein Gold!" rief Wolf, „das Andenken deiner frommen Mutter wird uns beistehen."

„Ja Wolf, mein Leben," lallte sie dagegen mit vor Frost klappernden Zähnen, „sie muß uns beistehen."

So setzten sie ihren Weg fort, den tiefsten Schrecken im Herzen und das gläubige Wort hoffender Zuversicht auf den Lippen. Das Wasser schäumte um sie und schoß an manchen Stellen bis an Brust und Hals empor. Aber sie rangen sich glücklich hindurch; schon fühlten sie die kalte Flut blos noch an den Knöcheln, jetzt hatten sie die höhergelegene Stelle erreicht, wo die Synagoge stand, bis wohin das Wasser nicht dringen konnte. Sie standen hochaufathmend auf festem Boden.

Nun erst schauten sie hinter sich. Welch' ein Fluten und Wogen! die Nacht begann allmälig dem Morgengrauen zu weichen. Ein fahler Schimmer flog über die weite Wassermasse; sie konnten jetzt deutlich auch ohne Laternenschein das kleine Haus gewahren, aus dem sie so eben entronnen waren. Im nächsten Augenblicke gewahrten sie nichts mehr. Ein dumpfes Krachen, wie von zusammenbrechendem Gebälke schlug an ihr Ohr; dazwischen grauenhafte Todesschreie, dann ward Alles still. Die Geburtsstätte ihres Kindes, das Haus, worin noch vor kurzer Zeit sechs Menschenleben geathmet, war verschwunden, die Flut hatte es untergraben,

nachdem es selbst zuvor für Honza Schuster und dessen Frau zum Grab geworden war.

So seltsam geartet ist die Menschennatur, daß die beiden auf so wunderbare Weise Geretteten in diesem Momente nur ein Gefühl jubelvollen Dankes empfanden. Aber gleich darauf rief Sarah:

„Hast Du das Kind, Wolf?"

„Ja! Was willst Du mit ihm?"

„Gieb mir den Knaben," rief sie, „die Last wird Dir zu stark."

„Hast Du denn nicht schon unsere Lea?"

„Ich kann auch zwei Kinder haben," schrie sie überlaut, und verbarg den ihr von Wolf dargereichten Knaben unter dem Tuche, das auch ihr Töchterchen umhüllte.

Das Alles ward in so rascher Aufeinanderfolge gesprochen und ausgeführt, daß es kaum so lange dauerte, als es hier erzählt wird.

Der Morgen war allmälig angebrochen. Sarah hatte sich, am ganzen Leibe zitternd, auf eine der Stufen niedergesetzt, die zur „Weiberschul" hinaufführen. An ihrer Brust schliefen die Kinder, und die warmen Athemzüge der Schlummernden thaten ihr wohl.

„Heut' brauch ich die Leute nicht wach zu klopfen," sagte Wolf Ungar mit bitterem Lächeln, „mein Hammer ist in die Iser gefallen, es soll mir ihn Einer holen."

Dann entrang sich ein aus tiefster Seele kommender Seufzer seinen Lippen.

„Nichts als das nackte Leben!“ wimmerte er.

„Red' jetzt nichts, Wolf!“ gebot ihm Sarah, indem sie eine abwehrende Bewegung machte, „Du weckst mir sonst die Kinder.“

Nach einer Weile rief Wolf:

„Was lasse ich Dich da in der kalten Luft frieren? Ich hab' ja den Schlüssel zur „Schul“ bei mir. Gott der Lebendige weiß, warum ich gerade den Schlüssel zu mir genommen habe, und den Hammer habe ich vergessen.“

Das Gotteshaus war schauerlich still und die Schritte der Beiden, wie sie jetzt durch die Betpulte oder Ständer hingingen, hallten dumpf in den leeren Räumen. Wolf geleitete seine Frau zu den Stufen des „Almemors,“ wie jene gemauerte Erhöhung heißt, die die Mitte der Synagoge einnimmt, und hieß sie daselbst sich niederlassen, nachdem er zuvor die schwere Altardecke vom Tische genommen, und sie ihr unterbreitet hatte.

Trotz seines Kummers konnte er dabei einen leichten Witz nicht unterdrücken.

„Du kannst von Dir sagen, Sarah, und Dich rühmen, was kein Weib in der Gasse von sich sagen und

rühmen kann. Du hast einen Platz in der Männerschul'."

Ueber Sarah's erschöpfte Züge flog ein leichtes Lächeln. Dann verfiel sie in tiefes Sinnen. Plötzlich fuhr sie aus ihrer kauernden Stellung auf; das blasse Licht der Morgendämmerung, wie es jetzt durch die Fenster der Synagoge fiel, ließ die Gegenstände ringsum in ihren Umrissen erkennen.

„Warum kommen denn noch nicht die Leut'?" rief sie, „der Morgen ist ja schon da."

„Sie werden heut' nicht kommen," warf Wolf tonlos hin.

„So laß' uns „Schul'" halten, Wolf!" rief Sarah in eigenthümlicher Aufregung.

Wolf Ungar glaubte im ersten Augenblicke, der Schrecken sei dem armen Weibe zu Kopfe gestiegen, und voll Entsetzen streckte er die Hand gegen sie.

„Was red'st Du, Sarah?"

„Ich will, daß wir beide Schul' halten," rief sie, und trotz des zwitterhaften Lichtes konnte Wolf gewahr werden, wie ihre Augen brannten und leuchteten. „Ich will, daß Du die Thora aus der Lade herausnimmst, Wolf, wir sind vor Gott und der Welt allein!"

„Sarah!" schrie Wolf Ungar im tiefsten Schmerze auf. —

„Du meinst, ich rede im Wahnsinn?“ meinte sie nun ruhiger. „Thu mir den Gefallen, Wolf, und nimm eine Thora aus der Lade heraus. Es wird doch keine Sünde sein?“

Da Wolf sie so gelassen spechen hörte, faßte er wieder Muth.

Er stieg die Stufe zu der Lade hinan, worin die Thorarollen in einer Reihe neben einander standen, schlug den schweren Vorhang zurück, und nahm eine der ersten in die Arme.

„Gieb sie her, damit ich sie küsse,“ rief Sarah.

Wolf reichte ihr die mit einem sammtnen bunten Mäntelchen umkleidete Thorarolle, auf das sie mehrmals ihre Lippen drückte.

„Und jetzt ziehe sie aus, Wolf, und blättere sie auf, als möchte man gerade „leinen“ wollen“ (den Wochenabschnitt vorlesen).

Wolf that, wie sie ihm hieß.

„Was willst Du jetzt, Sarah?“ rief er nach einer bangen Weile.

„Jetzt sollst Du mir auf die Thora etwas schwören, Wolf!“ rief sie mit erhobener Stimme. „Willst Du?“

„Ich will.“

„So schwöre mir, daß ich diesem Knaben, den ich da an meiner Brust liegen habe, eine Mutter sein darf, weil er doch keine hat, und Du willst ihm ein Vater

sein, weil der seine jetzt todt im Wasser liegt, und willst mir nichts darein reden, wenn ich ihn wie mein eigenes Kind aufziehe und ernähre, und willst Dein Wort halten, und wenn die ganze Welt aufsteht und Dir beweist, Du hast Unrecht gethan, und willst mir niemals einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich dieses armen Kindes angenommen. Schwör' mir dazu auf die heilige Thora!"

Sarah hatte sich, während sie dieses sprach, erhoben; sie stand jetzt dicht neben ihrem Mann.

„Bedenkst Du nicht, Sarah," sagte er, schwach widerstrebend, „daß Honza Schuster der Vater dieses Kindes war?"

Sie aber rief mit wundersam erhöhtem Tone, der das Innerste ihres Mannes mit namenloser Bewegung ergriff:

„Das Kind ist mein, als hätte ich es selbst geboren: und jetzt schwöre mir zu!"

Wolf legte die Finger auf das geheiligte Pergament.

„Ich hab' geschworen, Sarah!" sagte er leise.

„Jetzt ist mir leichter, Wolf," sagte sie und bückte sich zur Thora herab, um sie zu küssen, „ich meine, jetzt ist Alles überstanden."

Dann setzte sie sich wieder auf die Stufe, und verblieb von nun an in tiefem Schweigen. Die Kinder schlummerten ruhig unter der deckenden Hülle.

Noch an demselben Tage ward für Wolf Ungar's Unterkunft ausgiebig Sorge getragen. Von allen Seiten regte sich Mitleid und Theilnahme für ihn. Auf Gemeindekosten wurde ihm in einem der Gemeinde gehörigen Hause eine Wohnung angewiesen, während die Frauen in der Gasse es sich angelegen sein ließen, Sarah mit Kleidungs- und Einrichtungsstücken zu versehen. Das Gemüth dieses armen Weibes war jedoch auch in diesem Falle eigen geartet. Sie nahm von den ihr dargebrachten Geschenken nur so viel, als sie, die ihr Alles verloren hatte, nicht entbehren zu können glaubte. Sie wies Alles beharrlich zurück, was ihr nicht im Einklang mit ihrer gegenwärtigen Lage schien, und mancher reichen Frau in der Gasse kam es wie unzeitiger Stolz vor, wenn die Gemeindedienerin eine bunt bebänderte Sabbathäube oder sonst ein Putzstück ablehnte. „Ich will aus meinem Unglück kein Geschäft machen," sagte sie, „dazu bin ich nicht Schnorrerin genug!" Nur für „ihre Waise" schien es, als könnte sie nicht genug an Kleidung und Wäsche zusammenbringen, und was sie für ihr eigenes Kind entschieden abwies, das nahm sie mit leuchtenden Augen, ja mit den Geberden einer gewissen Habgier für das angenommene fremde Kind an! „Ein Waisenkind hat einen großen Mund," meinte sie, „und es geht viel hinein; wo ein Kind, das Eltern hat, Einen Löffel ißt, davon braucht ein Waisenkind

zwei, und das kommt daher, daß ein Kind mit Eltern schon von dem bloßen Gedanken, daß es an ihrem Tische sitzt, satt wird, während einer Waise selbst der beste Bissen so schmeckt, als hätte man dabei das Salz vergessen." Sie konnte, die sonst Schweigsame, ganz redeselig werden, wenn sie für „ihr Waisenkind" zu sprechen kam; ihr volles Herz fand dann Ausdrücke für die Lippen, die ihnen sonst nicht geläufig waren. Man glaubte eine ganz Andere vor sich zu haben, wenn sie sich Christians annahm, in so eigenthümlichem Feuer glänzten ihre Augen und kamen die Worte aus ihrem Munde.

Für „ihr Waisenkind!"

Als Wolf Ungar in jener Nacht seinem Weibe den Eid auf das heilige Gottesbuch geleistet, da hatte ihn vielleicht der geheime Gedanke dabei geleitet, der raschen That ihres Herzens würde ein Augenblick der Ernüchterung folgen. Er baute dabei auf die tagtäglich zu machende Erfahrung, daß die meisten Menschen, die mit einem gewissen leidenschaftlichen Zuge vom Wohlthun erfaßt werden, dann um so eiliger sich demselben entziehen, sobald es ihnen als andauernde Pflicht Bedingungen und Beschwerlichkeiten auferlegt. Darin hatte sich aber Wolf Ungar gewaltig geirrt; an dem Ernste, womit Sarah an die in jener furchtbaren Stunde übernommene Verpflichtung ging, konnte er bald gewahr

werden, daß sie sich wirklich vor Gott und Menschen als Christians zweite Mutter ansah.

Trotzdem saß die Heiligkeit des geleisteten Eides zu tief in Wolfs Seele, als daß er gewagt hätte, offen gegen Sarah's Beginnen aufzutreten. Er ließ sie gewähren, und namentlich in der ersten Zeit, wo er noch unter dem Eindrucke des erst jüngst-Erlebten stand, verrieth auch nicht ein Wort, nicht eine Geberde, daß er der eingegangenen Verpflichtung mit einigem Widerstreben gedachte.

Dennoch fehlte es nicht an Stimmen, die bald offen, bald aus sicherem Verstecke hinter Sarah zischelten, und das Allerwenigste, was man ihr vorwarf, war, daß sie unklug gehandelt, und sich eine „Last" aufgebürdet habe, die sich mit ihren Verhältnissen als Frau eines Gemeindedieners nicht vertrüge. Hie und da wurde schon der Rath, und oft mit den wohlmeinendsten Redensarten, laut, daß sie nicht früh genug sich des fremden Kindes entschlagen könne, das doch im Grunde sie so gut wie gar nichts angehe. Jetzt sage man noch nichts, was werde sie aber anfangen, wenn das Kind größer würde, wenn sie selbst noch Kinder erhielte? Zu dem Allen schüttelte Sarah den Kopf, und nichts in ihrem Wesen verrieth, daß von all' den Reden und Rathschlägen auch nur die oberflächliche Außenseite ihres Gemüthes wäre berührt worden.

Eines Tages kam ihre Babe (Großmutter) Breindel auf Besuch. Das war ein unerhörtes Ereigniß, denn die alte Frau war wegen ihres Stolzes für Sarah ein Wesen, dem sie sich stets nur mit einem Gefühle ehrfurchtsvollen Grauens zu nähern wagte. Die Babe Breindel lebte von ihrem Gelde, d. h. von den etlichen hunderten Gulden, die ihr Mann hinterlassen, und bedurfte keines Menschen. Ihr blasses strenges Gesicht zeigte einen gewissen Trotz, der wohl aus der Unabhängigkeit ihrer Lage herstammte, und man konnte ihr nur wenige Züge nacherzählen, die nicht von einer gewissen Härte und Starrheit zeigten. Sie kam nie oder selten aus ihren zwei Stuben, die ihr gleichfalls als Erbe nach ihrem Manne geblieben, und nur am Sabbat war es ihren Kindern und Enkeln gestattet, sie daselbst heimzusuchen, um sich von ihr „benschen" zu lassen. Dann saß sie da in ihrem Lehnstuhle, eine sechsreihige Granatenschnur um ihren Hals geschlungen, eine goldgestickte Haube auf dem Kopfe, und ganz in Weiß gekleidet, und empfing die Wünsche der Ihrigen, wie eine geborene Königin die Huldigungen ihrer Unterthanen.

Sarah war eben damit beschäftigt, eines der Kleidungsstücke, die sie von den Leuten sich erbeten, für Christian anzupassen, als die Babe Breindel eintrat. Sarah's Munde entfuhr ein leichter Schrei.

„Was erschreckst Du," rief die Babe, deren Ohr

und Auge nichts entging. „Seh' ich denn schon so aus, daß die Leute vor mir zu erschrecken brauchen? Ich hab' einmal in meinem Leben auch ein anderes Gesicht gehabt."

Sarah wußte aus langer Erfahrung, daß man diesen spitzen Stachelreden der Großmutter nur mit Gleichmuth begegnen müsse, und so schwieg sie, und führte die alte Frau ehrerbietig zu einem Sitze. Es berührte sie aber doch schmerzlich, daß die Babe ihrem Töchterchen, dem einzigen lebenden Urinigel (Urenkel) in der ganzen Familie, keinen Blick der Aufmerksamkeit schenkte. Das deutete auf eine tiefe Verstimmung, deren Ursache nicht schwer zu ergründen war.

Nach einer Weile fragte die Babe, die grauen kalten Augen auf Sarah richtend:

„Wo ist Dein Mann, Sarah?"

„Es ist auf's Dorf gegangen, Babe! ein Bauer, der einen alten kupfernen Kessel zu verkaufen hat, hat ihn zu sich bestellt."

„Hat denn Dein Mann es noch nöthig, aufs Dorf zu gehen und alte kupferne Kessel einzuhandeln?" meinte die Babe, ihre schmalen Lippen zu einem spöttischen Lächeln zusammenzwängend, „die ganze Gasse redet ja davon, daß Wolf Ungar gesonnen ist, nächstens seinen Posten als Gemeindediener aufzugeben; er soll irgendwo einen großen gewaltigen Fund gemacht ha-

ben, davon will er wie ein Millionär leben — sagt die ganze Welt."

„Ich weiß nichts davon, Babe," sagte Sarah in der Unbefangenheit ihres Herzens.

„Es muß doch so sein," fuhr die Babe mit unbarmherziger Beredsamkeit fort, „und die Welt ist nicht auf den Kopf gefallen. Wolf Ungar lebt von dieser Welt, sie giebt ihm zu essen und zu trinken, wie kommt es dann, daß der nämliche Wolf Ungar, dem Gott schon ein Kind gegeben, damit nicht zufrieden ist, sich noch eines an die Füße bindet, das nicht einmal sein eigen Fleisch und Blut ist?"

So unbegrenzt und bedingungslos war zu jener Zeit die Ehrfurcht, mit der ein Enkelkind seinem Ahn gegenüber stand, und mochte es noch so sehr mit strafenden Worten überhäuft werden, daß es uns nicht verwundern darf, wenn Sarah den schneidigen Reden ihrer Großmutter nur stummes Anhören entgegensetzte.

„Warum redest Du nicht?" rief die Babe nach einer drückenden Weile.

„Babe," meinte Sarah, „mein Mann hat mich gern, und hat nur gethan, um was ich ihn gebeten habe."

„Also bist Du die gewaltige Reiche?" rief die Babe mit wahrhaft vernichtendem Spotte. „Wo hast Du denn Deine Perlen und Deine goldenen Halsketten? und warum ziehst Du aus dieser Stube nicht aus, wo

Du auf Gemeindekosten ausgehalten wirst? Wer sich fremder Kinder annimmt, muß ein eigen Haus für sie haben. Warum läßt Du Dir so ein Haus nicht bauen?"

Sarah hätte reden, stundenlang reden können, um der Babe zu beweisen, wie unrecht sie thue, in diesem Tone fortzufahren; dennoch kam über ihre Lippen nicht das kleinste Wörtlein einer Klage. Sie fühlte wohl, die alte Frau war noch nicht zu Ende, das Bitterste und Schneidigste mußte erst ausgesprochen werden. Woher sollte sie den Muth nehmen, auch diesem zu begegnen? Die Babe ließ auch nicht lange darauf warten.

„Ich hab' gehört," fuhr sie fort, „das Kind, was Du bei Dir aufgenommen hast, hat einen Namen... Möchtest Du mir nicht sagen, wie das Jüngel heißt?"

„Christian heißt er," sagte Sarah unsicher.

„Und Du willst das Kind ansehen wie eine Mutter?"

„Ja, Babe!" sagte Sarah tonlos.

Da stand Breindel auf. Ihr blasses, schmales Angesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck in diesem Augenblick; vielleicht hätte selbst ein herzhafter Mann ihm nicht Stand gehalten. Lang und hager, wie sie war, gestaltete sie sich jetzt noch um eine Kopfeslänge höher. Dabei spielte es um ihre Mundwinkel wie funkelnde Messerklingen.

„So lang als unsere Familie in der Welt existirt,

ist der Name in unsern Stuben nicht gehört worden," sagte sie. . . . „Weißt Du noch, nach wem Dein eigenes Kind die kleine Lea heißt? Vielleicht hast Du es schon vergessen."

„Nach wem sie heißt? Nach meiner guten Mutter draußen auf dem guten Orte," rief Sarah leise.

„Und da willst du den heiligen Namen, den schönen Namen, den Deine Mutter in Ehren geführt, und Gott der Allmächtige allein weiß es, was Du an ihr verloren hast, den willst Du in Deinem Hause, in Deiner jüdischen Stube zusammen mit Honza Schusters Kind nennen lassen? Das Kind meiner Tochter, die einen Ruben Ungar zum Mann gehabt, von dessen Lernen der Prager Rabbiner ein Aufheben gemacht hat, die kann den Sohn eines Trunkenbolds auf ihrem Schooß sitzen lassen? Und der noch dazu . . . . so einen Namen hat?"

„Babe," rief Sarah erschüttert und Thränen entstürzten ihren Augen.

„Was soll ich jetzt noch weiter in Deiner Stube thun?" fuhr die alte, unerbittliche Frau fort. „Du wirst doch nicht begehren, daß ich Dir auch Honza Schusters Jüngel benschen soll?"

Damit wandte sie sich zum Fortgehen. Sarah schluchzte vor sich hin; das schien doch einige Wirkung auf das Gemüth der alten Frau hervorzubringen. Wie alle stolzen Seelen, denen es nur um die Behauptung

eines gewissen Rechtes zu thun ist, liebte sie den Anblick der Demüthigung und Einschüchterung. In der halboffenen Thüre wandte sie sich um und sagte zu Sarah, die ihr unwillkürlich nachgeschritten war:

„Sarah, mein Leben! Du siehst da die sechsreihige Granatenschnur an meinem Hals. Sie ist zwar für eine Andere bestimmt, wenn man mich auch einmal da hinaustragen wird, aber sie soll Dein sein, morgen, übermorgen, zu welcher Stunde Du willst — nur darf der Name von dem Kind Honza Schusters in Deiner Stube nicht mehr genannt werden. Hast Du mich verstanden?“

Als die Babe sich entfernt hatte, befand sich die Frau des Gemeindedieners in der schmerzlichsten Verwirrung. Die alte Breindel in ihrem unnahbar stolzen und unabhängigen Wesen hatte ihr bisher als eine Persönlichkeit gegolten, deren Aussprüche unbedingte Verehrung fanden. Die Babe mußte Recht haben, wie wäre sie sonst — die Babe gewesen? Und doch! ein seltsamer Zwiespalt ließ sich in ihrer Seele nicht mehr zum Schweigen bringen. Was ihr in jener verhängnißvollen Stunde, da sie kaum das nackte Leben aus den Fluten gerettet, wie eine Eingebung von oben in den Sinn gekommen, worauf ihr Mann einen heiligen Eidschwur geleistet, das sollte sie nicht halten dürfen? Warum war ihr eigenes Kind aus der grauenhaften

Gefahr hervorgegangen? War das nicht ein deutlicher Fingerzeig, ein Lichtstrahl in der Finsterniß?

Wie wohl hätte es dem armen Weibe gethan, wenn in diesem Augenblicke irgend eine rathende Stimme ihr zur Seele ertönt wäre! Es war ihr, seitdem die Großmutter fort war, als hätte die Welt in der kurzen Spanne Zeit ein anderes Aussehen erlangt. Was früher licht war, das stellte sich ihr jetzt verdüstert und trübe dar; was sie in ihrer Herzenseinfalt als so leicht erreichbar sich gedacht, das ward jetzt zu einem unübersteiglichen Abgrunde, in dessen Tiefen der Groll der alten Großmutter tobte. Und nicht das allein war es. Einmal über das andere Mal übergoß sie zugleich Flammenröthe und tiefes Erblassen. Wie wenn ihr Mann des zugesagten und zubeschwornen Wortes vergaß?

Draußen im Hofe unter dem weitastigen Nußbaume spielten die zwei Kinder; Sarah konnte jeder ihrer Bewegungen mit dem wachenden Auge einer Mutter folgen. Wie sie so vertraut neben einander saßen; wie schön sich das blondlockige Köpfchen des fremden Kindes neben dem schwarzhaarigen ihrer Lea ausnahm! Das Herz ging ihr vor inniger Wallung über; sie mußte die Kinder in unmittelbarer Nähe haben. Sie rief den Namen ihres Töchterchens, dann wollte sie den des fremden Kindes rufen. Aber der Laut erstickte in ihrem Munde; die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Hatte die Babe Breindel nicht gesagt, der Name dürfe in einer jüdischen Stube nicht ertönen?

Der ganze Jammer einer Seele, die in ihrer Reinheit an der wundesten Stelle gefaßt wird, kam über sie. So viel war ihr klar, sie mußte rasch und ohne Zaudern des angenommenen Kindes sich entledigen, wenn die Großmutter ihren Gehorsam, den sie zu fordern berechtigt war, loben sollte. Dachte sie dabei an die blitzende, sechsreihige Granatenschnur? Auch nicht der leiseste Gedanke stahl sich zu dem funkelnden Geschmeide hinüber. Fast stand die Absicht, dem Willen der Babe Folge zu leisten, in ihr fest — aber schon der nächste Augenblick stimmte nicht mehr zu dem früheren. Es kamen ihr Zweifel in den Sinn. Die Großmutter hatte ihr Beginnen unbedingt verdammt, konnte es nicht Stimmen in der Gemeinde geben, die es ebenso unbedingt billigten? Sarah dachte nach, bei wem sie sich Rathes erholen könnte; denn ein Rath mußte ihr werden. Schon war sie so weit gekommen, daß sie die Sprache ihres eigenen Herzens nicht verstand; sie war sich selber fremd geworden. Seltsam! Sie konnte sich wahrscheinlich selbst nicht Rechenschaft geben, warum ihre Gedanken immer und immer auf's Neue auf den kleinen Mann zurückkamen, der in der Gasse allgemein „Klein-Mendelsohn" hieß.

Eigentlich nannte er sich aber Kalmann Würzburg,

und war ein vertrocknetes dürres Männchen, dem die Natur, wie dem berühmten Berliner Philosophen, an der Rückseite eine etwas zu weitgehende Wölbung verliehen hatte. Das war jedoch nur der äußerliche Grund, der Kalmann Würzburg zu seinem zweiten Namen: Klein-Mendelsohn verholfen hatte.

Dieser Kalmann stand nämlich im Geruche sogenannter aufgeklärter Ideen, die zu jener Zeit noch keineswegs allerorts in den Gassen als Saatkorn der Zukunft aufgegangen. Man rühmte ihm eine ungeheure Gelehrsamkeit nach; er sollte seiner Zeit der „feinste“ Schüler der Prager Talmudschule gewesen sein, von dessen Fragen und Antworten damals, also nach fast dreißig Jahren, in Böhmen und Mähren von Mund zu Mund sich fortpflanzende Traditionen berichteten. Er hatte ein eigenes großes Haus in der Gasse und war nie verheirathet gewesen. Die Leute kamen ihm übrigens nicht gerne in den Weg, wiewohl er mannigfach Gutes that. Viele „Dorfgeher“ lebten gleichsam nur durch ihn; sobald der Sonntag angebrochen war, kamen sie zu ihm, um einige Gulden abzuholen, mit denen sie dann ihre beschwerliche Wochenfahrt antraten; am Freitag brachten sie ihm wieder das Darlehen, ohne daß er ihnen jemals an Interessen irgend etwas anrechnete. Bei diesem Aus- und Rückzahlen war es zumeist, daß er Aeußerungen that, die ihm besonders den Zunamen

Klein-Mendelsohn zuzogen. Wenn er das Geld aus dem Kasten nahm, ließ er es nie an sarkastischen Bemerkungen über den „Stand“ der „Dorfgeher“ fehlen, denen er, wie er sagte, das Geld nur mit Widerstreben vorstreckte. Jeden Sonntag und Freitag konnten sie es hören, wie er über ihre „Hasenhäutchen und Kattuntüchel“ mit einer Art Verbissenheit loszog, und nebstbei vom Segen der „freien Arbeit auf dem Acker“ sprach, wovon die Meisten übrigens sehr wenig verstanden. Wenn er manchmal recht grimmig wurde, konnte er auch mit der Aeußerung nicht zurückhalten, ein einziger Bauer sei ihm lieber als alle Dorfgeher in Böhmen und Mähren. Diese und ähnliche Reden, sowie die vielen deutschen Bücher, die man bei ihm sah, hatten um Klein-Mendelsohn einen eigenthümlichen Zauberkreis gezogen, dem sich nur derjenige nahte, der seiner Hilfe unumgänglich bedurfte. Ob Kalmann Würzburg rechtgläubig, nach dem landläufigen Ausdrucke dieses Begriffes war? Niemand hatte etwas Uebles von ihm gesehen — aber Keiner hätte auch den kleinsten Finger aufgehoben, wäre er genöthigt gewesen — es zu beschwören!

Zu diesem Kalmann Würzburg drängte es die Frau des Gemeindedieners. Gefragt, warum es sie gerade zu diesem Manne zog, hätte Sarah wahrscheinlich nicht antworten können. Sie ging zu ihm, weil sie noch

eine andere Stimme als die ihrer Großmutter verneh-
men wollte.

„Kommst um Geld?“ schnarrte Klein-Mendelsohn, indem er sein riesiges Haupt, das ein Sammetkäppchen bedeckte, aus dem vor ihm aufgeschlagenen Folianten, verdrießlich hervorhob.

Um Geld! Sarah erschrack bis in's Innerste ihrer Seele. Sollte Kalmann Würzburg von der sechsreihigen Granatenschnur ihrer Großmutter etwas wissen?

Die Blässe, die ihr Antlitz bedeckte, bestärkte Klein-Mendelsohn noch mehr in der Voraussetzung, daß Sarah um ein Darlehen gekommen war.

„Hat Dein Mann sich auf Hasen verlegt?“ schnarrte er nochmals, indem er die Tischlade aufzog, in deren Innerem Silber- und Kupfergeld zu sehen war. „Wieviel soll's sein?“

Mit einer Herzhaftigkeit, die Niemand diesem armen Weibe zugetraut hätte, fiel Sarah, während er in die Hand bereits einige Silberstücke genommen hatte, ihm in den Arm.

„Ich komm nicht um Geld, Herr Kalmann,“ sagte sie, mühsam nach Athem haschend, „ich komm um etwas Anderes.“

„Dein Mann verlegt sich also nicht auf Hasen? Ist's vielleicht ein kupferner Kessel?“ fragte Klein-Mendelsohn spöttisch.

Da begann es vor Sarah's Augen zu flimmern; was an zurückgedämmten Wehe in ihr lag, suchte nach einem gewaltsamen Durchbruch.

„Herr Kalmann!" rief sie unter hervorstürzenden Thränen; „ich komme um einen Rath zu Ihnen und Sie beleidigen mich dafür!"

Klein-Mendelsohn wurde ernst.

„Steht es so mit Dir?" sagte er, indem er die Tischlade wieder zurückschob. „Womit kann ich Dir sonst helfen? Aber erst setze Dich."

Es dauerte eine geraume Weile, ehe Kalmann Würzburg aus der von oftmaligem Schluchzen unterbrochenen Erzählung Sarah's das Verständniß des seltsamen Falles erhielt, dessen Beurtheilung ihm oblag. Als sie geendigt, und ihn nun mit ihren feuchten Augen anblickte, die mehr fragten, als ihr Mund noch hätte sprechen können, da wurde Klein-Mendelsohn in seinem Lehnstuhl unruhig; er rückte hin und her und schob das Sammetkäppchen auf seinem Kopfe bald nach vorn, bald nach rückwärts. Fiel ihm die Antwort so schwer? Dann sah er wieder starren Blickes in den aufgeschlagenen Folianten, aber seine Gedanken waren nicht bei den krausen Buchstaben; sein sonst verdrießlich saueres Antlitz hatte in diesem Augenblicke eine merkwürdige Wandlung erfahren.

„Die Babe hat Dir also gesagt," meinte er, „daß

man ein solches Kind nicht bei sich behalten, ja daß man nicht einmal seinen Namen aussprechen darf?"

Sarah vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken.

„Und willst Du der Babe folgen?"

„Muß ich?" fragte Sarah ihrerseits.

Ein sonniges Lächeln überflog das Antlitz Klein-Mendelsohn's. Im Stillen bewunderte er die Feinheit dieser einfachen Frau, die mit dieser Frage der Achtung für ihre Ahne nicht nahe trat, und doch zugleich ein Aussprechen ihrer Rathlosigkeit enthüllte.

„Ich frag' Dich aber etwas Anderes," begann er nach einer Weile. „Wenn heute oder morgen der Bürgermeister mit dem Geistlichen kommt, und die sagen: Gib uns das Kind heraus, es ist unser! Gib es heraus! Wirst Du Dich da nicht trennen müssen von ihm? denn Du kennst sie noch nicht, wie sie sind. Deine Babe Breindel kommt noch mehr unter ihnen als unter uns vor. Wäre es also nicht besser, Du thust früher, was sie vielleicht später von Dir mit Gewalt fordern werden?"

Kalmann Würzburg schwieg; er wollte dem Gedankengange Sarah's freie Entwicklung gewähren. Sie aber rief mit einem Ausdrucke, der Klein-Mendelsohn's Wesen wunderbar ergriff:

„Aber bis dahin werde ich doch das Kind behalten dürfen? Mein eigenes Kind spielt mit ihm, und ich

gebe ihm zu essen. Darf das nicht geschehen? Und weil Honza Schusters Kind verlassen auf der Welt dasteht, und Keiner hat sich gemeldet, der ihm einen Löffel Wasser reicht, und weil ich einen Schwur gethan habe, und mein Mann auch, vor der heiligen Thora, daß ich seine Mutter sein will dafür, daß mir der allmächtige Gott mein eigenes Kind wieder gegeben hat —"

„Red' nicht weiter!" unterbrach sie Kalman Würzburg, indem er in seinem Lehnstuhle unruhig sich bewegte, „ich verstehe Dich so, als wärest Du ein Gefäß hellen Wassers, in welches man bis auf den Grund sehen kann."

Dann warf er, wie von Grimm erfaßt, sein Käppchen zu Boden und sprang auf. Er schien vergessen zu haben, daß eine Frau aus der Gasse in seiner Nähe war, und er barhäuptig vor ihr stand.

Der kleine bucklige Mann ging mit langen Schritten in der Stube auf und nieder; selten mochte sich sein Wesen in so ungeheurer Wallung befunden haben. Er hielt ein Selbstgespräch mit sich, das nur halbverstanden zum Ohre Sarah's gelangte. Dabei durchsäbelte er die Luft mit den zwei außer allem Verhältnisse langen Armen, so daß Sarah ernstlich fürchtete, Klein-Mendelsohn sei etwas „zugestoßen."

„Immer die Babes! überall die Babes!" schrie er

vor sich hin, „wenn Einer nur um eine Linie über die Schnur hinausgehen will, gleich ist die Babe da!"

Er klappte dabei den aufgeschlagenen Folianten mit einer Heftigkeit zu, als hätte er ihm ein- für allemal das Lebenslicht ausblasen wollen.

„Auf meine Babe lasse ich nichts kommen," erlaubte sich Sarah leisen Tones zu bemerken. „Die meint es gut mit mir."

„Und wie soll ich das verstehen, daß Du dann doch zu mir kommst?" rief Klein-Mendelsohn mit Zorn, die großen grauen Augen auf Sarah richtend.

„Ich weiß es selbst nicht mehr," stammelte Sarah, „mir scheint, es war wegen dem Kind."

Da wurde Klein-Mendelsohn wieder sanft und ruhig. Er mäßigte seine Schritte und blieb endlich vor einem offenen Bücherkasten stehen. Mechanisch griff er nach einem kleinen Buche, das zu oberst stand; er mußte sich auf die Fußzehen stellen, um es in die Hand zu bekommen. Er schlug es auf und blickte hinein; ängstlich bewachte Sarah jede seiner Bewegungen. Plötzlich erhellte ein Strahl von Freude sein Antlitz; das Buch zitterte in seiner Hand.

„Du willst einen Rath von mir," sagte er hastig, „und wenn ich Monate lang darüber hätte nachdenken wollen, es wäre mir kein besserer eingefallen, als wie er da in dem Buche steht."

Die Frau des Gemeindedieners sah ihn nach diesen Worten mit verwunderten Augen an.

„Ist das Buch — in heiliger Sprache?“ fragte sie zagend.

„Du kannst Dich darauf verlassen,“ sagte Klein-Mendelsohn lächelnd, „es sind die Sprüche Salomos, die ich in der Hand halte.“

„Und wie kommen die zu mir?“ fragte sie wieder.

„Das will ich Dir erklären. Wie Du wissen wirst, war König Salomo ein sehr weiser Mann, von dem man noch jetzt viel lernen kann. Das Buch, was ich da habe, enthält ganz merkwürdige Dinge, und wenn Du willst, giebt es auf jede Frage eine Antwort. Es steht auch eine für Dich d'rin.“

Sarah's Seele spiegelte sich in diesem Augenblicke in der durchsichtig feinen Röthe, mit der sich ihr Antlitz bedeckt hatte. Es war eine Empfindung über sie gekommen, als stünde sie mitten im Gebete — und das Gebet stand in dem Buche, das Kalmann Würzburg in der Hand hielt.

„Hör' an, was da gleich zu oberst steht,“ begann er wieder. „Höre aber gut zu, damit Du Dir den Spruch merkst.“

„Ich höre,“ flüsterte sie leise.

„Sei nicht allzu gerecht,“ — las Kalmann vor, „und

grüble nicht zu viel, Du könntest sonst verderben." Hast Du das verstanden?"

Eine geraume Zeit hindurch vermochte Sarah, in ihrer tiefsten Bewegung keines Lautes fähig, auch nicht einmal ein Zeichen ihres Verständnisses von sich zu geben. Ihre weitgeöffneten Augen strahlten ein Licht aus, wie es Klein-Mendelsohn in seinem freudlosen Dasein niemals auf einem Menschenantlitz erblickt hatte.

„Hast Du mich verstanden?" fragte er nochmals.

„Sei nicht allzu gerecht," kam es langsam und fast feierlichen Tones über ihre Lippen. „Nicht wahr, das geht meine Babe an? „Und grüble nicht zu viel!" das ist für mich besonders geschrieben? Und das Letzte geht Honza Schusters Kind, das arme verlassene Waisenkind an! Wer denn sollte verderben und verkommen, als Christian, Honza Schusters Kind?"

„Du hast mehr im Kopf, Sarah, als ich und Tausende meines Gleichen."

Sarah lächelte, wie traumverloren.

„Und grüble nicht zu viel," sagte sie halblaut vor sich hin.

„Ist Dir jetzt wohl, Sarah Ungar?" meinte Klein-Mendelsohn.

„So wohl wie noch nie in meinem Leben," sagte sie mit leuchtenden Blicken. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe!"

Mehr als eine halbe Stunde nachher saß Kalmann Würzburg vor dem Folianten, den er wieder aufgeschlagen hatte, ohne dem Inhalte desselben die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Seine grauen Augen starrten in's Weite. War ihm selbst in der stattgefundenen Unterredung ein Geheimniß gelöst worden, von dessen Dasein er erst wußte, seitdem dieses arme Weib aus seiner Stube fort war?

Mitten aus aller Beklommenheit ihres Herzens hatte nun die Frau des Gemeindedieners den freien Ausblick in die Zukunft gewonnen, die Besprechung mit Klein-Mendelsohn hatte sie merkwürdig gestärkt. Es war ihr immerfort, als tanzte lustiger Sonnenschein hinter ihr her, oder vielmehr, es war der gute Rath aus dem Prediger Salomon's 1. 18, der in ihrem Herzen saß und in ihrem Gemüthe nachtönte.

Klein-Mendelsohn hatte übrigens nicht umsonst das Wort von „ihnen" fallen lassen, die ihr natürliches Recht auf das Waisenkind eines Tages geltend machen könnten. Auch in diesem Punkte mußte Sarah zur Klarheit gelangen. Sie zog am nächsten Tage ihre schöne Sabbathhaube an, kleidete den kleinen Christian in ein sau-

deres Gewand, und begab sich mit ihm auf den Weg zum Bürgermeister.

Der Bürgermeister, seines Standes ein ehrsamer Töpfermeister, riß die Augen verwundert auf, als ihm Sarah unter vielem Stammeln und Stottern die Frage vorlegte, ob sie das Kind werde behalten dürfen.

„Warum solltest Du's nicht behalten dürfen," meinte er. „Was sollen wir mit dem Kinde anfangen? Die Kriegssteuern haben Alles aufgegessen, was in unserer Kasse war, und nun tanzen die Mäuse und Ratten auf dem leeren Boden herum. Man nimmt uns unser Geld und unsere Kinder macht man zu Soldaten, woher sollen wir also für die Waisenkinder etwas nehmen?"

Es lag in diesem Beweisgrunde eine Rohheit, die der armen Frau innerlichst wehe that. Sie beherrschte sich aber und bemerkte nur schüchtern:

„Wird aber Keiner etwas dazu sagen?"

„Wer soll etwas dazu sagen?" spottete der Bürgermeister unter Lachen.

„Ich meine — der Herr Dechant!" flüsterte Sarah fast unhörbor.

„Der?" lachte der Bürgermeister, „der läßt Dich in Ruhe, und vor dem brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Er ist froh, wenn das Kind des ertrunkenen Schusters nicht kommt, an seiner Thüre zu betteln. Der hochwürdige Herr hat das nicht gerne."

Wundersame Wandlung der Zeiten! Noch hatte die „streitende" Kirche nicht überall ihre Wachtposten aufgestellt und ihre Lugwarten aufgerichtet, von denen aus mit fast fieberhaft geschärftem Auge darauf geachtet werden muß, damit Niemand aus „Reih' und Glied" trete; noch war nicht jene furchtbare Doctrin ausgesprochen und in's Werk gesetzt worden, nach welcher im Namen der Liebe Scheidewände aufgerichtet werden zwischen den letzten Ruhestätten der Todten, und was im Leben eng umstrickt war, als Staub nicht bei einander wohnen darf; noch waren am helllichten Tage die dunkeln Spukgestalten nicht erschienen, vor deren Anblick der Friede und die Verträglichkeit wie aufgeschreckte Tauben davonfliehen! Die Kanzeln und Beichtstühle waren noch unberührt geblieben von der Beredsamkeit Jener, die mit finstern Stirnen und Unheil verkündenden Mienen das freie Staatsleben als „Aufkläricht" und den Frieden unter Menschen als die „Niedertracht" eines betrunkenen Jahrhunderts bezeichnen!

Sarah durfte das Kind also behalten. Der Staat in der Person des Herrn Bürgermeisters gestattete es ihr, und auch die „Kirche" hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Dechant liebte ja nicht das Betteln armer Waisenkinder an seiner Thüre!

Auf dem Heimwege hatte Sarah allerlei Gedanken.

„Es ist doch merkwürdig," lautete einer davon, „daß

„ihnen“ nicht mehr um das Kind zu thun ist. Sie stoßen es aus sich hinaus und wissen nicht einmal, was ich mit ihm anfangen werde. Vielleicht wird das Kind ein Dieb oder überhaupt ein schlechter Mensch bei mir? Habe ich ihnen denn die Hand darauf gegeben, wie ich es mit ihm halten werde? Und wenn das, Gott behüte! einem jüdischen Kinde zustoßen möchte, was Honza Schusters Kinde zugestoßen ist, möchte man bei uns sein eigen Fleisch und Blut so leicht verlieren? Kann denn der Knabe bei mir nicht wirklich verloren gehen?“

Dieser Gedanke machte Sarah's Seele in den geheimsten Tiefen erbeben. Verloren! Nicht in dem Sinne, daß das Kind in einem Walde voll hoher Bäume nicht mehr die Fußstapfen finde, die es zu dem heimathlichen Hause zurückführen, sondern verloren in dem Sinne, daß es verdorben und zerstört auf Abwege irrt, losgelöst von jeder Zucht, an Gemüth und Sitte verdorben und erstorben! Wie, wenn dies das Ende ihres Bemühens und Wohlthuns wäre? Wenn sie frevelhaft daran gehandelt, in die Geschicke eines Menschenlebens einzugreifen, es an sich heranzuziehen, und dann zusehen zu müssen, wie es sich unter ihren Händen zu einer verfehlten und verkommenen Schöpfung gestaltete?

Und wieder legte sich die Weisheit des Salomonischen Spruches, der, seitdem sie ihn vernommen hatte, tröstend und aufrichtend vor ihr einherschritt, auf ihre

Lippen: „Grüble nicht und sei nicht allzugerecht, Du könntest sonst leicht verderben.“

Mit froher Zuversicht lebte das Bewußtsein von der übernommenen Verantwortlichkeit in ihr auf.

„Ich werde das Kind gerne haben, wie mein eigenes,“ so klärte sich in ihr allmälig alles Bangen und Fürchten, „und kann eine Mutter für ihr Kind mehr thun, als es gerne haben? Ich meine, ein solches Kind das muß gedeihen. Es soll mir Einer sagen, ob etwas wachsen und in die Höhe kommen kann, wenn man die Sonne von ihm fernhält?“

Man sieht, Sarah hatte einen Erziehungsplan fertig, den sie nicht in ihrem Kopfe, sondern in ihrem Gemüthe ausgearbeitet hatte. Sie war mit sich eins über einen Punkt, an dem bis jetzt die vornehm aufgeblähte Buchweisheit noch immer zu Schanden geworden ist. —

Wir haben bisher von den Kindern nur wenig gesprochen.

Wer aber vermöchte sich der Gabe zu rühmen, in dem Zauberwalde jener eigenthümlichen Welt, die das Beisammensein zweier Kinder bildet, Weg und Straße zu finden? Anscheinend führen lichte Bahnen hindurch, Sonnenlicht glänzt auf jedem Blatte und man glaubt deutlich das Wachsthum der jungen Bäumchen erlauschen zu können. Weil man den Wald nicht rauschen hört, geräth man auf den Fehlschluß, es sei Alles still in diesen

Räumen, und doch läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß das lautlose Gedeihen der Menschenpflanze von denselben, wenn nicht heftigeren Stürmen heimgesucht wird, als der fertige Baum, über dessen Wipfel die wilden Elemente der Natur unbeschränkte Macht ausüben.

Es war merkwürdig, wie schwer, fast mit Widerwillen das fremde Kind sich in die Liebe fand, mit der die ungewohnte Heimathstätte es umgab. Christian schien sich im Hause Wolf Ungars ungemein fremd zu fühlen; er war verschlossen und heimtückisch, und besonders gegen Sarah bewies er sich von einer hartnäckigen Gemüthsart, die lange Zeit hindurch selbst ihrem milden Wesen nicht weichen wollte. Meist hielt er sich schmollend und grollend in einer Ecke der Stube auf, und dort war es, wo die kleine Lea, seine alte Gespielin, ihn aufsuchen mußte, wenn sie für ihre „Tetta" (Puppe) einer männlichen Beihülfe bedurfte. — Was ging in dem Kinde vor? War es bangende Sehnsucht nach den in den Fluten untergegangenen Eltern? Die fremde Luft, die es athmete? die eigenthümlichen Laute des Jargons, die es jetzt unausgesetzt vernehmen mußte?

Wem dieses Benehmen des Kindes am tiefsten zu Herzen ging, war seltsamer Weise nicht Sarah, sondern ihr Mann. Wolf Ungar liebte seine Frau, wie man das Weib seiner innersten Neigung liebt; er hatte auf

die Thora geschworen, daß er mit keiner Bewegung in die Verpflichtung eingreifen wolle, die sie in jener düstern Nacht vor der heiligen Bundeslade sich aufgebürdet hatte. Was hatte sie nun davon? Von dem bösen Gerede abgesehen, das diesen Schritt Sarah's für einen unüberlegten, ja in der „Gasse" unerhörten bezeichnete, war ihm das Kind eine Last, das ihm überall im Wege stand, auf das er eifersüchtig werden konnte, wenn er sah, welch' vergebliche Mühe Sarah, sein Weib, sich gab, um das verstockte Gemüth des fremden Knaben für sich zu gewinnen.

Er kam einmal dazu, als Christian mit geballter Faust nach Sarah ausschlug. Da konnte er sich nicht enthalten, ingrimmig aufzuschreiten und seinen mühsam zurückgehaltenen Empfindungen Luft zu machen.

„Das hat man davon," rief er, ein über das andere Mal auf den Tisch schlagend, „wenn man sich „ihrer" annimmt. Das Blut kann sich nicht verläugnen, und was Honza Schusters Kind ist, das kann nicht werden, was meine kleine Lea wird. Das hat Gott so eingerichtet, und Ungleiches soll sich mit Ungleichem nicht mischen. Du wirst es schon erleben, Sarah, das Kind, das jetzt nach Dir ausschlägt, wird einmal, wenn es größer geworden ...."

„Versündige Dich nicht, Wolf!" rief ihrerseits Sa=

rah, die großen, erschrockenen Augen auf ihren Mann richtend, „und denk' lieber an Deinen Schwur.“

Dann gegen das Kind gewendet, rief sie in jenem Tone, mit dem man Kindern oft die unverständlichsten Fragen vorlegt, um ebenso unverständliche Antworten zurück zu erhalten:

„Ist das auch wahr... Christian?“

Da zuckte über das Antlitz des Knaben ein namenloser Schmerz hin; seine trotzig verschlossene Miene hatte sich verloren, seine Brust hob sich krampfhaft, und ehe es sich Sarah versah, erfüllte lautes, von heftigem Schluchzen unterbrochenes Weinen die kleine Stube.

„Was ist Dir, Christian?“ rief Sarah.

Und das Kind lief auf sie zu, umschlang ihren Leib mit seinen Armen und legte laut schluchzend sein Köpfchen in ihren Schooß.

Sie beugte sich liebreich über ihn, streichelte sein blondes Haar, nannte ihn zu verschiedenen Malen bei seinem Namen, und versuchte in ihrer liebreichen Weise ihn zur Ruhe zu bringen. Aber es währte eine lange Weile, bis es ihr gelang. Das Kind schlief endlich, vom Weinen erschöpft, in ihren Armen ein.

Was bedeutete dieser Schmerzensschrei des Knaben? Wolf Ungar, in dessen Gemüthe sich, wie gesagt, eine gewisse Säure über den unüberlegten Schritt seiner Frau gebildet hatte, sah darin einen neuen Beleg für seine

Behauptung. Das Kind fühlte, es paßte in diese „ungleiche" Umgebung nicht hinein, es war von anderer Art, und wollte gewaltsam, wie ein eingesperrter Vogel aus seinem Käfige. Nicht so dachte Sarah! Mit der den Frauen, namentlich solchen, die bereits Mütter geworden, eigenthümlichen Ahnungskraft errieth sie mehr, als sie es klar wußte, daß mit dem Kinde etwas tief Bedeutsames vorgegangen sein mußte. Die Wandlung war so rasch und unvermuthet eingetreten, und zwischen der frühern Verstocktheit Christians und seinem lauten, schmerzlich gezogenen, kaum zu stillenden Weinen lag ein solcher Abstand, daß Sarah mit richtigem Gefühle nur dem äußern Anstoße nachzudenken hatte, der das Alles bewirkt hatte.

Hatte das Kind die rauhen Worte ihres Mannes verstanden? Das ließ sich schwer annehmen. Und selbst wenn es sie verstanden, warum lief es dann weinend auf sie, und verbarg schluchzend seinen Schmerz in ihrem Schooße?

In der Nacht stand Sarah auf; sie zündete Licht an und ging damit zu Christians kleinem Bette. Zu ihrer Verwunderung fand sie das Kind wach, es blickte sie mit seinen großen tiefblauen Augen an.

„Warum schläfst Du nicht, Christian?" fragte sie und legte ihre Hand auf seine Stirne, um zu erproben, ob er fiebere.

Und wieder vermochte das Kind vor Schluchzen und Weinen nicht zu antworten, und wieder konnte es nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis es sich müde geweint und von Sarah's linden Worten in den Schlaf geredet worden ward.

Etwas wie eine Lösung des Räthsels, das ihr diese kindliche Seele aufgab, schwebte vor Sarah's Gedanken; war es aber die richtige? Täuschte sie sich nicht? Es wollte sie bedünken, daß sie auf der rechten Fährte sich befand. Seltsam! wenn sie des Kindes und der befremdenden Wandlung gedachte, die mit ihm vorgegangen, nannte sie es stets in und mit sich selbst im Gespräche bei seinem Namen — und plötzlich stand die langgesuchte Wahrheit wie ein flammendes Licht vor ihrer Seele.

Der Name war es gewesen! Seit die Babe Breindel in so gebieterischer Weise bewiesen hatte, daß der Name des Kindes in Sarah's Stube nicht mehr genannt werden dürfe, war er auf ihren Lippen wie eingesargt gewesen. Trotzdem sie den Knaben behielt, über den Willen der alten Frau sich hinwegsetzend, war doch gerade dieses Gebot in ihr zurückgeblieben, wie das kleine Samenkorn eines Unkrautes unversehens zwischen der grünen Saat verbleibt und emporschießt. Ein namenloses Kind, mußte sie sich aber sagen, hat keine Heimath! Das einzige Eigenthum, das Christian von seinen Eltern überkommen hatte — das

hatte sie ihm aus unverzeihlicher Scheu vor den Worten einer alten Frau vorenthalten! Nun wußte sie es wohl, wie sie die vermeintliche Verstocktheit und Verworfenheit des Knaben sich zu erklären habe: das Kind hatte, als sie ihm endlich in unvermutheter Weise seinen Namen gab, erkannt, daß es bis dahin ein fremder, aus Mitleid geduldeter Gegenstand ihres Hauses gewesen war! Wäre ihr eigenes Kind, die schelmische Lea, in einem ähnlichen Falle nicht einer gleichen Umwandlung und Verschlimmerung des Gemüthes anheimgefallen?

So rang sich das einfache Gemüth dieser Frau allmälig aus den Nebeln hervor, die ihr klares Fühlen bis jetzt noch umhüllt hatte; sie gewann schrittweise die Kraft und Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten des fremden Kindes zu erfassen und sie in Einklang zu bringen mit den Plänen für die Zukunft desselben — Gedanken und Träume, die in immer deutlicherer und faßbarerer Gestalt an sie herantraten, um nicht mehr von ihr zu weichen!

Es giebt eine Kraft im Menschengemüthe, die aus unsichtbaren Quellen ihre Nahrung zieht und oft das Schwerste verrichtet: die Kraft nämlich, vor dem Gebilde der Zukunft nicht zu erschrecken. Was wäre die Begeisterung für eine Sache, an die man sein Herzblut setzt, ohne diese geheimnißvoll wirkende Fähigkeit, die Schrecken der Gegenwart über den winkenden Sternen

der Zukunft zu übersehen? Was wären alle Flammen der Liebe, was wäre das Schicksal des nach Befreiung ringenden Menschenthums? Ein Irrwischlicht im moorigen Sumpf, ein kurzer Wintertag mit der darauf folgenden eiskalten Nacht! Nur Wenigen ist diese Kraft verliehen, und sie sind nicht die Glücklichen dieser Erde; denn sie umhüllt ein Wehe, das so alt ist wie die Menschheit selbst, das Wehe, offene Augen zu haben für das Licht, es mit vollen Zügen einzusaugen, während es den Andern eine strahlende Zuchtruthe dünkt, der sie mit feiger Erniedrigung und Zerknirschung zu entgehen glauben.

Auch Sarah trug einen Theil dieses Wesens in sich; aber sie ging in ihm nicht unter, sondern sie hob immer höher ihren Kopf auf. Sie wußte, daß sie noch nichts erreicht habe; das Ziel lag so fern, immer Schwereres war zu überwinden, und hatte sie das Eine zum Schweigen gebracht, so trat ein Anderes an die Stelle, das ihre erschöpfte Kraft noch mehr in Anspruch nahm. Sie dachte dabei nicht an äußere Hindernisse; für diese hatte sie längst den Bannspruch in sich gefunden, als da waren: der geheime Widerspruch ihres Mannes und die offene Feindschaft ihrer nächsten Verwandten. Es war weit Schwereres zu überwinden, und es sollte schon in der nächsten Zeit unmittelbar an sie herantreten.

Eines Abends im Winter hatte Sarah die Kinder früher zu Bette gebracht, als es sonst ihre Gewohnheit war. Wolf Ungar, ihr Mann, war nicht zu Hause, denn er hatte einen Gang auf die umliegenden Dörfer gemacht, der ihn bis zum kommenden Freitag vollauf beschäftigte. Wie sie immer pflegte, sagte sie auch diesmal ihrer Lea das Abendgebet in der heiligen Sprache der Offenbarung vor, während sie Christian schon im tiefsten Schlafe vermuthete.

Erst betete sie mit dem Kinde die erhabene Formel des „Höre, o Israel,“ die Lea Wort für Wort ihren Lippen nachsprach, dann den wundersamen Bannspruch gegen die Schrecknisse der Nacht, der da lautet: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken steht Gabriel u. s. w., und über meinem Haupte ist die Herrlichkeit des Allmächtigen,“ worauf Lea, noch bevor die Schlußworte verklungen waren, ihre müden Augen schloß und einschlief.

„Ich möchte auch einmal, daß Du mir das vorsagst, was Du mit Lea sagst,“ hörte sie mit einem Male Christian rufen, der aufgerichtet in seinem Bette saß.

„Warum schläfst Du nicht, Christian?“ fragte sie strenge.

„Ich hab' darüber nachgedacht, was Du immer mit Lea zu reden hast, ich kann es nicht verstehen, und darum

möchte ich, daß Du auch jeden Abend zu mir kommst und mir vorsagst."

„Das geht nicht, Christian," sagte Sarah stockend.

„Warum nicht?"

„Weil das, was ich mit Lea rede, Dich nichts angeht."

Offenbar war diese Antwort für Christian nicht ausreichend genug.

„Lea ist ja aber kleiner als ich," meinte er nach einer Weile.

„Warum sprichst Du mit ihr so viel und mit mir gar nichts? Versteht sie denn mehr als ich?"

„Das weiß ich nicht, Christian," rief Sarah, sich besinnend. „Aber Lea muß es sagen und Du nicht."

Christian sann wieder eine Weile nach, dann legte er sich wieder auf die Seite und seufzte tief.

„Christian!" rief Sarah.

Das Kind hob seinen Kopf in die Höhe.

„Erinnerst Du Dich gar nicht mehr, was Deine Mutter gethan hat, wenn sie Dich in's Bett gelegt hat? Da muß sie auch etwas gesagt haben mit Dir, und wenn Du nur willst, wird es Dir schon einfallen. Erinnerst Du Dich gar nicht mehr?"

Sie hatte sich an das Bett des Kindes gesetzt und streichelte dessen blonde Haare.

„Meine Mutter? Du sagst ja, sie ist in's Wasser gefallen?"

„Das ist auch wahr, sonst wärst Du ja nicht bei mir. Aber weißt Du gar nicht mehr, wie sie ausgesehen, und was sie zu Dir am Abend gesagt hat, wenn Du schlafen gegangen bist?"

„Nein!" lautete die bestimmte Antwort des Kindes.

„Deine Mutter hat also niemals mit Dir... gebetet?" brachte Sarah mühsam hervor.

„Meinst Du das?" sagte Christian, und ehe es sich Sarah versah, hatte das Kind über Kopf und Brust jenes Zeichen gemacht, wie sie es so oft an Bauern und Bäuerinnen sah, wenn sie der Weg durch die Gasse führte, die Mittagsglocke erscholl und sie für eine Weile stillestanden!

Sarah war tief erschrocken, all' ihr Blut strömte zum Herzen zurück. In ihrer Stube! kurz nachdem sie mit ihrem eigenen Kinde das „S'chma Israel" gebetet hatte! Die Enkelin der Babe Breindel und das Weib des Gemeindedieners Wolf Ungar! und so heftig war ihre Erschütterung, daß sie in einer Art Betäubung dasaß, und keines Wortes fähig war.

Wir können es nicht verhehlen, es war ein Augenblick des tiefsten Wehes über Sarah gekommen; nicht allein das Hineinragen fremder religiöser Vorstellungen in die bisher unangetastete Welt ihres angeborenen

Glaubens war es, was sie erschreckte, es war auch der Gedanke, der sie mit kaltem Schauer überlief, daß das Kind, dem sie eine mütterliche Stätte in ihrem Hause gönnte, schon ein Jahr daselbst weilte... ohne noch einmal gebetet zu haben!

Noch lange nachher saß Sarah am Bette Christians, der mittlerweile eingeschlafen war, und gab sich jenem eigenthümlichen Sinnen hin, das einem stillen unergründlichen See gleicht, in dessen Tiefe ein Stein fällt. Aber der hineingeworfene Stein erzeugt immer weitere und weitere Kreise. Längst ruht der Gegenstand, der diese Störung verursacht, auf dem Grunde des See's und die Oberfläche der Flut ist noch nicht beruhigt, die alten Kreise ziehen immer noch neue nach sich.

„Was werden sie von mir denken," tönte eine nicht zu beschwichtigende innere Stimme, „daß Du so was in Deinem Hause duldest? Hat Dich darum Deine Mutter geboren, und ist Wolf Ungar darum Dein Mann geworden? Schickt sich das für das Enkelkind der frommen Babe Breindel? Ist es denn nicht genug, daß Du dem Kinde zu essen und zu trinken und ein Bett giebst, worin es schläft, mußt Du ihm noch etwas von Deiner „künftigen Welt" geben, die Du doch erringen willst, wenn Du einmal gestorben bist?"

Dann sah sie wieder auf den schlummernden Knaben und lauschte seinen Athemzügen.

„Dulden denn sie es?“ folgte eine andere Stimme. „Möchten denn sie, wenn meine Lea, was Gott behüten und beschützen möge, an Christians Stelle wäre und Honza Schusters Weib hätte sich ihrer angenommen, wie ich mich des Kindes angenommen habe, möchten sie meinem Kinde erlauben, was ich dem verlassenen Christian erlaubt habe? Ich sehe es ja, wie sie es machen. Wenn eine Prozession vorüberzieht, muß ich mich schnell in ein Haus zurückziehen, damit sie mein Anblick nicht beleidigt, und wenn der Geistliche mit dem Glöckchen zu einem Sterbenden geht und alles kniet nieder, muß ich mich da nicht verbergen, weil ich nicht knien darf und will? Ob sich Einer wohl finden wird, der ruhig anhört, wie meine Lea das „S'chma Israel“ hersagt, und an der Wand hängt der heilige Johann von Nepomuk?“

Es läßt sich wohl sagen, daß diese Frau, während sie so sann und grübelte, die Fittige jenes Geistes an sich rauschen hörte, von dem wir gewöhnlich annehmen, daß er sich nur auf die Häupter gewaltig begabter Menschen niedersenkt. Wie sie so dasaß dieses Weib des Gemeindedieners Wolf Ungar, das Gemüth in schmerzlichem Ringen und Widerspruche mit sich selbst, hämmerten in ihren Pulsen die Fragen einer Zeit, die ihre Lösung einem glücklicheren Geschlechte bringen wird: die Erbschaft des innerlich und äußerlich frei gewordenen Menschenthums! Oder war dieser lichte Geist an Sarah

nur hinangetreten, um sie nach einer Stunde ungeahnter Erhebung eben so schnell wieder zu verlassen?

Es war spät in der Nacht, und die aufgeregte Gedankenflut wogte und kam noch immer nicht zur Ruhe. Aber Sarah's Gemüth war so geartet, daß es mit bloßen Verneinungen zu keinem Abschlusse gelangen konnte. Sollte sie sich dem Schlummer hingeben, während sie noch nicht wußte — wie sie sich zu Christians Beten verhalten solle?

Endlich sagte sie zu sich selbst, und nur jener höchste Geist selbst, der eine seiner schwersten Heimsuchungen über diese Frau gebracht hatte, mochte das Licht gewahren, das in Sarah's Seele sich verbreitete, als sie am Ende über das Kind des Schusters Honza in sich gleichsam das letzte Wort sprach:

„Ich hab' das Kind von Gott übernommen, weil er mir das meine erhalten hat. Hat Gott es geduldet, daß ich die Mutter dieses Knaben vorstellen darf, was können denn die Menschen dagegen haben? Und dann! habe ich denn nicht gewußt, was ich mit Honza Schusters Kind übernommen habe? Darf ich mir also mit Gott im siebenten Himmel einen Spaß erlauben, und vor mir selbst sagen: „Verzeih mir, Vater und König, ich habe nicht gewußt, daß Christian anders zu Dir betet, als meine kleine Lea?" Möcht' da nicht Gott mit Recht auf mich böse werden und einmal zu mir sagen: „Du

willst eine Mutter sein? wozu bist du denn eine geworden? Wenn Du die Sache so verstehst, dann ist es besser, Du nimmst das Kind und führst es in den Wald hinaus, und gehst fort und lassest es mutterseelallein! Weil Du das aber nicht willst, so mußt Du Christian behalten, wie er ist. Ich bin und bleibe seine Mutter!"

Mit diesem Beschlusse schlief Sarah ein, mit ihm wachte sie wieder auf. Noch war keine vollständige Klarheit in ihr Gemüth gekommen; nur das Eine stand in Umrissen vor ihr, daß sie das fremde Kind nicht so wild in die Welt hineinwachsen lassen dürfe. Erst allmälig gewann der Plan, was sie nun mit Christian anzufangen habe, Gestalt und Form. Das Kind, so dämmerte es in ihr wie der junge Tag, wenn er nach überwundenem Zwielicht über die Berge klimmt, das Kind solle beten lernen, solle der Religion seiner Eltern erhalten bleiben, dabei aber in den Frieden ihres Hauses nicht eingreifen dürfen. Wenn Lea ihr „S'chma Israel" hersagte, sollte Christian ungestört in seiner Religion beten und Keiner sollte ihm dabei in den Weg treten, und dagegen mußte Christian auch die Gebräuche ihres Hauses achten, und mußte sich fügen! Warum sollte sich das Alles nicht bewerkstelligen lassen?"

Schon am nächsten Morgen begab sich Sarah zu der alten Bozena, der Binderswittwe, die einmal ihre Amme gewesen und noch jetzt jeden Freitag und Sabbat

zu ihr kam, um die Lichter zu putzen und zur Winterszeit den Ofen zu heizen.

„Bozena," sagte sie zu ihr, „Du mußt mir einen großen Gefallen erweisen."

„Was Du willst, mein liebes Kind," betheuerte die Binderswittwe.

„Du weißt, ich habe des Schusters Honza Kind bei mir," sagte Sarah mit einigem Stocken, indem sie ihre Blicke in der Stube umherschweifen ließ, „und ... da hängt bei Dir ein Heiligenbild. Wenn nun das Kind einmal zu Dir kommt und Du fragst es: was stellt das Bild da an meiner Wand vor? so wird es Dir keine Antwort geben können. Bei mir kann der Knabe das nicht lernen; ich weiß damit nicht umzugehen, und das Kind weiß es noch weniger. Und wie soll ich das verantworten, daß Christian am Abend und Morgen nicht einmal weiß, wie er sich ... mit seinem Gott verhalten soll?"

„Und was soll ich da thun?" fragte die alte Bozena.

„Lern' Du mit ihm das Beten," sagte Sarah, der eine letzte flüchtige Blässe wie eine Erinnerung an den schwer überstandenen Kampf der letzten Nacht in das Gesicht stieg, „für alles Uebrige laß mich sorgen."

„Den Gefallen kann ich Dir thun," sagte Bozena, „schick' das Kind nur zu mir, ich hab' Gebete im Kopfe, daß man von hier aus bis zur Mutter Gottes auf dem

Przbramer Berge wallfahrten kann. Eines oder zwei werde ich ihm schon beibringen."

Sarah dankte ihr mit innigeren Worten, als Bozena wohl verstand, und versprach ihr als Entgelt für ihre Mühe eine warme Winterhaube, „und wenn sie dieselbe sich vom Munde absparen müßte," setzte sie hinzu.

„Nur mach'," sagte sie zuletzt, als sie schon die Thürklinke in der Hand hielt, „daß ... Christian über uns nicht lacht. Wir werden auch über ihn nicht lachen."

Die alte Binderswittwe versprach auch das, wiewohl sie es offenbar nicht verstand.

Von nun an schickte Sarah den Knaben täglich zweimal zu ihrer ehemaligen Amme, und jedesmal mußte ihr das Kind berichten, ob es das, was die alte Bozena mit ihm „lernte," auch schon im Kopfe behalten habe. Sie ging auch zu dem Schulmeister des Ortes und bat ihn, er möge um Gotteswillen das Kind in die Schule aufnehmen; er müsse aber auf die arme Waise sein besonderes Augenmerk richten, und Christian müsse lernen, nicht nur lesen, schreiben und rechnen, sondern auch, wie man sich der „Frommheit" befleißige, und damit kein schlechter Mensch aus ihm werde!

Von diesem Augenblicke an nahm sie sich vor, jeden Monat einen halben Gulden bei Seite zu legen. Davon sollte Christians Schulgeld einestheils bestritten werden, die andere Hälfte war für Lea's Unterricht bestimmt,

denn auch das Kind sollte so bald als möglich in die Schule geschickt werden, damit es einmal recht lerne, wo Gott wohne.

Voll dieser Gedanken und Pläne trat sie dennoch mit einer gewissen Scheu ihrem Manne entgegen, als er am Donnerstag wie gewöhnlich von seiner Dorffahrt zurückkehrte. Ihre Stimmung war gehoben, fast feierlich; sie hatte in dieser einen Woche die schwersten Kämpfe überstanden — wie sollte sie nun das Alles erst vor dem Manne rechtfertigen, was jetzt hinter ihr lag, und nun da es geschehen war, ihr wie von Gott selbst geschickt vorkam? Und nicht nur ihr dünkte es so; sie wollte auch, daß Wolf es gutheiße, sich damit einverstanden erkläre, daß er ihr, treu seinem Schwure auf die Thora, in diesen Anordnungen auch hilfreich zur Seite stehe.

An demselben Abend betete sie mit Lea, wie sonst, das Nachtgebet. Als sie geendet und die „Herrlichkeit Gottes" als nächtlichen Wächter an dem Haupte ihres Kindes ließ, begann Christian in seinem Bette mit andächtig gefalteten Händen das böhmische Gebet zu sagen, wie es ihm die alte Bozena gelehrt hatte. Sarah lauschte in tiefster Erregtheit!

„Was ist das?" rief Wolf Ungar, in die Höhe fahrend.

„Still, Wolf!" winkte ihm Sarah zu.

„Ich will wissen, was da vorgeht in meinem Hause!" rief dagegen Wolf mit finsterem Angesicht.

„Siehst Du denn nicht . . . daß er betet?"

Wolf sprach kein Wort. Gedachte er seines Schwures auf die Thora? Und was Alles damit über sein Haus heraufbeschworen ward? Oder sammelten sich die rothen Wolken eines Sturmes in ihm, der das verborgenste Gebälke und Mauerwerk seines häuslichen Friedens erschüttern wollte?

Zwei Jahre sind verflossen. Treten wir wieder in das Haus des Gemeindedieners Wolf Ungar und seiner Sarah! Was ist aus der Saat geworden, die Sarah ausgestreut? Hat sie ein böser Wind mit seinen Fittigen erfaßt und sie auf dürres Felsgestein gebettet, wo sie nur ein verkümmertes und entartetes Gedeihen erwartete? Ist sie in goldenen Halmen in die Höhe gewachsen?

Seht hin! Unter dem weitästigen, mit Früchten beladenen Nußbaume, der dem Synagogenhofe einen so kühlen Schatten verleiht, sitzen zwei reinlich, wenn auch ärmlich gekleidete Kinder; es ist unsere schwarzhaarige Lea mit den klugblickenden Augen und der blondköpfige Christian. Die Sonne glitzert so prächtig durch das grüne Laub des Baumes, und so verlockend fällt manch=

mal eine reife Frucht herab, die es nicht länger in ihrer dumpfen Hülle duldete, und kollert in ausgelassenen Sprüngen zu den Füßen der beiden Kinder! Aber weder Christian noch Lea haben Zeit, sich um Sonnenschein und fallende Nüsse viel zu bekümmern. Christian lernt mit lauter Stimme aus einem abgerissenen Büchelchen, das sehr ernste Dinge enthält, denn es ist der „kleine Katechismus," aus welchem ihn morgen in der Schule der strenge Herr Caplan prüfen wird, und er wird Wort für Wort, ohne daß das kleinste Pünktchen darauf fehlt, Rechenschaft ablegen müssen. Lea dagegen malt mit einem Griffel auf eine Schiefertafel große Buchstaben hin, die eine entfernte Aehnlichkeit mit jener Schrift haben, wie sich deren noch manche Leute in der „Gasse," die sich an die „teutschen" Buchstaben noch nicht gewöhnen konnten, zum schriftlichen Ausdrucke ihrer Gedanken bedienen.

Der Sonnenschein glitzert schon so lange — und noch immer denkt keines der beiden Kinder daran, den tanzenden Strahlen und dem wunderbar glänzenden Laube nur eine Minute ihres Fleißes zu gönnen. Da fällt eine frisch gelbe Nuß gerade auf Christians Katechismus; er schreckt auf, wirft aber die reife Frucht seiner unweit von ihm sitzenden Gespielin zu.

„Christian!" ruft Lea beleidigt.

Christian brummte etwas vor sich hin, was Lea nicht verstehen kann.

„Ich hab' gerade ein so schönes „Lamed" *) gemacht," wehklagte das Mädchen, „und da hast Du mir's mit Deiner Nuß verdorben."

Christian entgegnete nichts auf diesen Vorwurf; da springt Lea zornig auf und wirft ihm die Schiefertafel vor die Füße, die darob in zwei Theile zerbricht.

Nun ist das Aufspringen an Christian gekommen.

„Lea, was hast Du gethan?" ruft er erschrocken.

„Warum hast Du mich mit der Nuß geworfen?" sagt sie händeringend unter heftigem Schluchzen.

Da Christian die Thränen seiner Gespielin sieht, wird es ihm ebenfalls um das Herz weich; so stehen sich eine gute Weile die beiden Kinder gegenüber — die jungen Seelen von einem Wehe erfüllt, gegen das in diesem Augenblicke alle Bitterkeit der Welt in Nichts zerfällt!

Endlich hebt Christian die zerbrochene Schiefertafel vom Boden auf, mit Aufmerksamkeit betrachtet er die Bruchflächen an den zwei Stücken, paßt sie aufeinander, und mit einem Male ruft er lustig:

„Weine nicht, Lea, die Tafel kann wieder ganz gemacht werden!"

---

*) Die Buchstaben der jüdischen Currentschrift führen eigene Benennungen. Es ist im obigen Falle der Buchstabe L gemeint.

Lea schüttelt ungläubig das schwarzhaarige Köpfchen. „Was zerbrochen ist, ist zerbrochen!" sagt sie mit Bestimmtheit, die Augen voll Wehmuth auf die Schiefertafel gerichtet.

„Laß gut sein, Lea," tröstet Christian, „und weine nicht. Morgen vielleicht kommt der Drahtbinder und der bohrt vier Löcher in die Tafel, und verbindet die zwei Hälften mit Draht; dann ist sie wieder wie neu."

„Ich weiß gar nicht, wie Du so reden kannst, Christian! Wie kann der Drahtbinder etwas ganz machen, was einmal zerbrochen ist? Was zerbrochen ist, das bleibt zerbrochen."

Gegen diesen tiefsinnigen Ausspruch seiner Gespielin einen schlagenden Beweis aufzuführen, war nicht Christians Sache. Er nahm den Katechismus wieder zur Hand und ließ sich auf seinen frühern Platz nieder. Lea dagegen begnügte sich mit der einen Hälfte der Schiefertafel und malte mit kühner Hand die geschnörkelten Zeichen darauf, während allmälig ihre Thränen trockneten.

Von diesen und ähnlichen Scenen war Sarah zu öfteren Malen eine stumme Zeugin gewesen. Sie hütete sich aber jedesmal, selbst mit der kleinsten Bemerkung nicht, hineinzugreifen, denn wie alle fein gearteten Naturen hatte sie eine heilige Scheu, mit plumper Hand die kindlichen Blüthen zu betasten. In solchen Augenblicken überströmte ihr Herz von Dankgefühl gegen das

Geschick; das fremde Kind fügte sich so demüthig ihrer Liebe, machte sich nirgendwo als ein nicht in ihr Haus gehöriges Element geltend, und namentlich was Lea betraf, so bestand zwischen ihr und Christian ein Verhältniß, als sollte es ihnen stets dunkel bleiben, daß sie nicht unter einem Herzen gelegen waren.

Was wollte also Sarah noch? Sie sah, wie die Kinder gediehen, und konnte mit den Erfolgen zufrieden sein. Nichts von alledem war eingetroffen, was die Babe und auch noch andere Leute dem Frieden ihres Hauses vorausprophezeit; und doch war sie oft unruhig in ihrem Gemüthe und fühlte sich oft von Empfindungen heimgesucht, die sie nicht zu bemeistern vermochte. Sie war ungenügsam; denn eben weil sie eine großer Erhebung fähige Natur war, genügte es ihr nicht, daß sie allein gleichsam die Fittige ihrer Seele regte; sie wollte Gefährten im Mitflug haben, und wer stand ihr in dieser Beziehung näher als der Vater Lea's, als ihr eigener Mann, Wolf Ungar?

Es ist wahr, Wolf hatte sich an den Knaben allmälig gewöhnt, aber in dieser Angewöhnung lag keine Liebe; nicht einmal der Keim irgend eines zärtlichen Gefühles. Soweit ihn sein Schwur gegen Sarah verpflichtete, hielt er ihn auch, aber wo sich die Gelegenheit bot, machte er kein Hehl daraus, wie sehr er ihn drückte.

Er konnte sich nicht überreden, daß Alles so hatte kommen müssen, und es gab mehr als eine Stunde, in der er innerlich darob haderte, daß es so gekommen war. Das Kind that ihm nichts zu Leide, war demüthig und folgsam gegen ihn, aber das, was Sarah als Erkenntlichkeit und überquellende Dankbarkeit Christians bezeichnete, das war ihm unbequem oder er sah es mit grollenden Augen an. Dagegen war er der strengste Beurtheiler, wenn Christian sich jemals eines Fehlers schuldig machte. „Das ist Honza Schusters Natur," pflegte er dann ingrimmig auszurufen, „und die läßt sich nicht austreiben. Die ist ihm angeboren und wird ihm bis auf seinen Tod bleiben." Und wenn ihn dann Sarah mit sanften Worten darauf aufmerksam machte, daß alle Kinder, und auch Lea, ihre Fehler haben, ließ er es nicht gelten.

„Wie kommen die Fehler zu ihren Fehlern," bewies er dann mit bitteren Worten, „sie haben ein ganz anderes Blut, und im Blut liegt Alles, was der Mensch thut. Warum siehst Du bei uns keine Säufer und Schlemmer? Das Blut macht's, und von da kommt es in das Gemüth. Honza Schusters Blut ist kein gutes gewesen."

Seltsamer Widerspruch in einer Menschennatur! Zu Hause zwischen den vier Wänden seiner Stube konnte Wolf Ungar das Alles reden, da konnte er seinem

Weibe mit aller Bitterkeit des in ihm wühlenden Grolles vorwerfen, daß sie an dem Kinde zu viel thue; wenn er aber hinauskam, nnd es fiel das leiseste Wort des Tadels über das Benehmen seiner Sarah, da konnte er nicht Worte des Lobes und der Bewunderung für sie finden, da strömte sein Herz über, und der Hauptbeweis, den er gern aller Welt in's Gesicht geschleudert hätte, bestand darin, daß Niemand sein Weib verstehe, und daß es keine zweite Sarah mehr auf der Erde gebe!

Besonders der alten Breindel gegenüber behauptete er diesen Standpunkt. Diese nämlich hatte sich seit ihrem letzten Besuche das fernere Erscheinen Sarah's an Sabbathen und Festtagen in ihrer „jüdischen Stube" verbeten. Wenn Sarah sich wolle „benschen" lassen, hatte sie ihr durch den bösen Mund eines andern Enkelkindes sagen lassen, so solle sie nur mit Honza Schusters Jüngel in die Kirche gehen. Nur am Abende des Neujahrstages und am Vorabende des Versöhnungsfestes gab sie zu, daß Sarah sie in allgemeinen Ausdrücken um „Vergebung" bitten durfte. Dann aber saß sie da, die alte schreckhafte Frau, von Kopf bis zu den Füßen in weiße Gewänder gehüllt und man sah es ihr an, daß sie von ihrer Enkelin die Bitte um Verzeihung wohl entgegennahm, aber keine zurückerstattete.

Wolf Ungar kränkte es namentlich, wenn er am Sabbath und an Festtagen ohne Sarah zur Babe

Breindel gehen mußte, um ihren Segen zu erhalten. Er hatte zuweilen Lea mitgenommen, aber auch das unterließ er, seitdem die Babe ihren Groll gegen Sarah auch auf das Kind übertragen hatte. Als nämlich Wolf an einem Sabbathe zum „Benschen" gekommen war, sagte Breindel, indem sie ihre Hände auf Lea's Kopf legte:

„Warum schickt mir Deine Mutter nicht auch ihren Sohn mit?"

Das hatte sie mit so kaltem und einschneidendem Spotte gesagt, und Wolf Ungar, dem es im Herzen kochte, konnte sich nicht enthalten, zornig auszurufen:

„Babe, das geht zu weit! Was hat euch mein Weib gethan, daß Ihr sie in Gegenwart meines Kindes beleidigt! Seht Ihr etwas Schlechtes von ihr? Kocht man in meinem Hause Schweinefleisch? Und wenn alle frommen Weiber von der ganzen Welt zusammenkommen und es ist meine Sarah nicht dabei, so sage und behaupte ich: Alles ist Lüge und Verstellung."

„So!" sagte die Babe, und ihr hageres Antlitz hatte einen wahrhaft erschreckenden Ausdruck angenommen.

„Ich mein' nur so, Babe!" verbesserte sich Wolf Ungar, der wohl fühlte, daß er der alten Frau eine unauslöschliche Unbill angethan hatte.

„Und ich sage Dir, Wolf Ungar!" rief Breindel mit erhobener Stimme, „so lange als die Welt ist, und

so lange als unsere Familie existirt, ist so etwas nicht erhört worden! Aber ich werde es noch erleben, und sollte ich darüber so alt werden, wie meine Urbabe Selde, die hundert und zwanzig Jahr alt gestorben ist. Sie hat die Granatenschnur nicht nehmen wollen, wie ich zu ihr gekommen bin, und habe sie gebeten, sie möchte die Schande von uns wegthun; aber roth wie die Granaten werden die Thränen sein, die sie einmal weinen wird über ihr Unglück, und es wird zu spät sein, und die alte Babe wird Recht behalten haben. Das hörst Du von mir, Wolf Ungar, und Du kannst es Dir aufschreiben wie einen Satz aus den heiligen Propheten. Was gegen die Natur ist, das will Gott nicht, und was Gott nicht will, das ist eine Sünde und die bringt Unglück! Das sagt Breindel, die siebenundsiebzigjährige Frau, und die hat niemals etwas Anderes gelernt, als jüdisch sein. Du kannst übrigens Deinem Weibe sagen," setzte sie schließlich wie zur Beschwichtigung des tiefaufgeregten Mannes hinzu, „die Granatenschnur ist noch immer an meinem Hals, und wenn Sarah will, so heiße ich nicht Breindel, wenn ich sie nicht auf der Stelle ausziehe und hänge sie ihr um. Das sage, Wolf Ungar, Deinem Weib!"

Wolf Ungar war ein herzhafter Mann, er hatte dies bei Gelegenheiten bewiesen, wo Andere eine Beute des Entsetzens wurden. Aber diese dunkle Prophezeihung

von den rothen Thränen, die wie Granaten glänzen würden, erschütterte ihn wie noch nie etwas. Der Blitz, der fällt, erschreckt nicht so sehr, als der hinter der grauen Wolke erwartet wird. Von nun an, das riefen tausend Stimmen in ihm, stand diese Wolke über seinem Haupte — er wußte aber auch, daß Sarah von dem einmal eingeschlagenen Pfade nicht abweichen werde.

Als Wolf Ungar an diesem verhängnißvollen Sabbath nach Hause kam, trug er alle Zeichen äußerster Verstörtheit in seinen Gesichtszügen. Beim Essen saß er wortkarg, den Blick in einem fort nach den Augen seiner Frau gerichtet. Dachte er an die düstere Vorhersage Breindel's? Zum ersten Male, seitdem Christian unter seinem Dache war, fühlte er es centnerschwer in seinem Gewissen, daß er Honza Schusters Knaben an seinem Sabbathtische verköstigen mußte. Aber so groß war die Scheu vor dem einmal gegebenen Worte in der Brust dieses Mannes, daß er auch nicht mit der leisesten Bewegung die bösen Geister ahnen ließ, die in ihm tobten.

Es war am späten Abend, der Sabbath war zu Ende gegangen. Wolf kam nach beendigtem Abendgebete aus der Synagoge nach Hause und wollte „Hawdala" machen, wie das Gebet heißt, das jeder Hausvater am Schlusse des heiligen Tages verrichtet. Er bedarf dazu eines Wachslichtes, denn „bei den Juden war Licht,

Freude und Fröhlichkeit," eines Bechers Wein, denn „Gott ist der Kelch des Heiles," und eines Gewürzbüchleins, „weil der Sabbath köstlicher als die würzreichsten Pflanzen duftet," und über diese Gegenstände spricht er die vorgeschriebenen Segensformeln. Sonst beeilte sich Lea ihm das Licht und das Gewürzbüchslein zu bringen; weil sie aber aus der Stube gegangen war, öffnete Christian die Tischlade, worin sich diese Dinge befanden, und stellte sie vor Wolf hin.

Erst starrte Wolf den Knaben an, dann versetzte er ihm mit seiner Faust einen so wuchtigen Schlag, daß er taumelnd in die Stube flog.

„Wolf, um Gotteswillen, was hast Du?" rief Sarah, die herbeiflog, um das Kind vor weiteren Angriffen zu schützen.

„Von ihm, von ihm," schrie Wolf mit höchster Leidenschaft, „soll ich die Hawdala in die Hand nehmen? Das soll in meinem Hause vorgehen!"

Mit schnellem Blicke erkannte Sarah die Gemüthslage ihres Mannes; sie hatte sich also nicht getäuscht, als sie sein verstörtes Wesen dem Besuche bei der Babe zuschrieb. Sie hieß Christian aus der Stube gehen, sie mußte mit ihrem Manne allein sein.

„Erst mach' die Hawdala," sagte sie so ruhig, als sei nichts vorgegangen, „dann wollen wir mit einander reden."

Wolf ergriff das Wachslichtlein und schüttete Wein in den bereitstehenden Becher, aber seine Hände zitterten, und während er die Segensformeln sprach, schwankte das Glas so sehr, daß der Wein überfloß. Am Schlusse des Gebetes goß er den Becher auf die Tischdecke, und verlöschte in der rothen Flut das angezündete Wachslicht.

„Gut Wochen! gut Jahr" stimmte Sarah den üblichen Wunsch an.

Aber Wolf Ungar rief mit mächtigem Ungestüm, sich selbst überschreiend:

„Wünsche mir nichts und wünsche Dir nichts! Es kann so nichts Gutes daraus entstehen. Wie soll eine gute Woch' und ein gutes Jahr für mich werden, wenn Honza Schusters Sohn mir das heilige Hawdalalicht reicht? Einer hätte nicht geboren werden sollen, entweder er oder ich!"

Sarah sah ihren Mann mit bekümmerten Augen an, aber sie entwaffnete ihn nicht.

„Weißt Du, was ich gerade jetzt zum Sabbathausgange gesagt habe?" rief er wieder. „Euch Weibern muß man ja mit der Schrift in der Hand kommen, sonst glaubt ihr dem Manne ja nicht. Da sieh' her," schrie er, indem er das Gebetbuch, das auf dem Tische lag, ergriff und mit hastiger Hand darin blätterte, „da sieh her, ich will es Dir Wort für Wort übersetzen."

Und die Worte lauteten:

„Gelobt seist Du, Gott unser Gott, Herr der Welt, der da scheidet zwischen Heiligem und Gemeinem, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Israel und den Völkern, zwischen dem siebenten Tage und den Werktagen —"

„Hast Du das verstanden, Sarah?"

„Wort für Wort!"

„Lebendiger Gott! und es brennt nicht wie ein siedender Tropfen Blei auf Deiner Seele?"

„Was geschrieben steht," sagte Sarah fast heiter, „ist heilig. Werde ich mit Dir streiten? Du verstehst mehr als ich, und ich bin nur ein unwissendes Weib!"

„Und da soll ich Honza Schusters Sohn —" fuhr Wolf ingrimmig auf.

„Ereifere Dich nicht, Wolf," unterbrach ihn Sarah, „das Kind hat ja doch nichts Schlechtes gethan."

„Aber ich bin schlecht," rief Wolf und schlug dabei an seine Brust wie für eine begangene Sünde, „ich bin schlecht, daß ich das zugeben konnte, und das Unglück muß über uns hereinstürzen, denn so läßt Gott mit sich nicht umgehen, daß man seinen heiligen Sabbath verschändet und entweiht."

Da flammte eine lichte Röthe in Sarah's Antlitz auf.

„Wolf," sagte sie mit dem vollen Ernste ihres Wesens, „wenn Einer es weiß, daß Gott in der ganzen

Sache mit Honza Schusters Kinde im Spiele ist, so bin ich es. Von der Stunde an, wo wir den Knaben aus dem Wasser herausgetragen, bis jetzt — bis zu Deiner Hawdala, habe ich das gewußt. Und Du hast großes Unrecht gehabt, sage ich Dir, weil ich weiß, die Sache kommt von Gott, die Hand aufzuheben gegen das arme Waisenkind — und es zu schlagen."

Ihre Stimme sank zu leisem Weinen herab; sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Der Knabe hat mich gereizt," sagte Wolf mit unsicherem Tone, „und es hat mich der Zorn überwältigt, wie ich die Frechheit gesehen habe —"

„Das nennst Du ein frech' Wesen," rief Sarah, „wenn Christian Dir das Gewürzbüchschen für die Hawdala reicht und will Dir dazu das Licht anzünden? Hast Du bemerkt, daß das Kind dabei gelacht oder eine Miene gemacht hat, die aussah wie Spott? Hast Du überhaupt schon bemerkt, daß das Kind lacht, wenn es etwas sieht an Dir und mir, was ihm als Honza Schusters Sohn nicht angeboren ist? Ich will Dir sagen, Wolf, mein Mann, woher das kommt. Weil das Kind gewahr wird, wir lachen auch über sein Heiliges nicht! Und ich meine, Vieles möchte in der Welt nicht geschehen, und es wäre überall Friede und Fröhlichkeit, wenn alle Menschen sich so verhalten möchten. Was ist mein Stolz und meine Freude an Christian? Daß ich sehe,

er ist so geworden, wie ich ihn gewollt habe. Und wenn er einmal hinaus wird in die Welt und sie werden ihn mit ihrem Hasse und ihrer Spottlust anstecken wollen, da wird er sagen: Ich habe einmal einen gewissen Wolf Ungar und sein Weib Sarah gekannt, und die haben mir eingeschärft, nicht zu lachen über sie, wie sie mich auch gelehrt haben, daß sie über mich nicht lachen. Und weil mir Gott dieses Kind wie durch ein Wunder zugeführt hat, so ist bei ihm oben, dem Allmächtigen, kein Unterschied zwischen Gemeinem und Heiligem, und Alles ist heilig oder Alles ist gemein, je nachdem es die Menschen nehmen."

Erschöpft von dem vielen Reden sank Sarah in einen Sessel zurück. Wolf Ungar aber war wundersam ergriffen; niemals, seitdem er Sarah kannte, hatte er ähnliche Worte aus ihrem Munde vernommen. Er fuhr gleichsam willenlos auf dem Strome dieser Rede, die sein Ohr in fast unbezwinglicher Weise festhielt, und fühlte doch anderseits, daß er einen Ankergrund finden müsse.

„Bist Du dessen so gewiß, Sarah?" fragte er nach einer Weile bebend vor innerer Erregung, „daß Honza Schusters Kind so wird, wie Du Dir es vorstellst?"

Sarah schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es noch nicht," sagte sie leise.

„Und doch willst Du, daß Honza's Kind mir an's Herz gewachsen sein soll?"

„Ich hab' mich einmal zu seiner Mutter gemacht," meinte Sarah, „und da muß ich auch hoffen und warten, daß das Kind gut wird."

Wolf schwieg; seine Stirn war in Schweiß gebadet. Er suchte vergebens nach einem Ausgange aus diesem Wirrsal widerstreitender Gedanken und Gefühle. Da fielen ihm die am heutigen Vormittage beim „Benschen" gehörten Worte der Babe Breindel ein.

„Es ist gegen die Natur!" rief er, wie von einer schweren Last aufathmend, „es ist gegen die Natur! Gott will nicht, daß das Lamm weidet neben dem Wolf und der Löwe neben der Taube sitzt. Es ist gegen die Natur und gegen das Blut, und es will sich nicht vertragen; es ist wie wenn Du in eine Milch Essig gießest. Und was gegen die Natur ist, davor hat Gott selbst eine Scheu, und es muß Unglück bringen."

Und da er bemerkte, wie Sarah bei diesen Worten von einem Schauer erfaßt ward, ermannte er sich noch mehr und rief mit der vollen Stärke seiner Stimme:

„Ja! Unglück, und Gott der Lebendige soll uns beschützen und bewahren, daß es nicht zu bald kommt. Nur glaube nicht, daß es sich besinnen wird, wenn es kommen will. Der Blitz fährt nicht so schnell herunter,

als so ein Unglück, und wenn Du dann weinen wirst, Sarah, dann sage ich Dir, es ist zu spät!"

Sarah war still nach diesen Worten; dicke Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Plötzlich richtete sie sich auf.

„Willst Du, daß ich das Kind gleich auf der Stelle vor das Haus setze?" rief sie mit wildrollenden Augen. „Willst Du?"

„Sarah, um Gotteswillen!" schrie Wolf.

„Soll ich das Kind noch heute in der Nacht fortjagen? sag' ein Wort, und wenn es draußen stürmt und hagelt, als wollt' die Welt untergehen, ich jage ihn fort," rief sie außer sich.

„Darf ich meinen Schwur brechen?" sagte Wolf Ungar tief erschüttert.

„Wolf! Das will ich Dir all' meine Tage nicht vergessen!" rief Sarah und sank laut schluchzend in den Sessel zurück.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, und Sarah waren in der „Gasse" viel zu geringe Persönlichkeiten, als daß man dem, was in den engen Räumen ihres Hauses sich zutrug, mit anhaltender Aufmerksamkeit gefolgt wäre. Den Meisten war die Erscheinung Christians innerhalb

des Hauswesens ihrer Familie eine Thatsache geworden, über die sie nicht weiter nachdachten. Sie betrachteten den fremden Knaben gleichsam im dienstlichen Verhältniß zu Wolf Ungar stehend, und sie hatten gar nichts dagegen, daß der Gemeindediener sich einen „Vicediener" hielt, der am Freitag Abend die Lichter in der Synagoge anzündete, und nach dem Gottesdienst sie wieder auslöschte. Nur die Wenigsten ahnten, daß diese einfache, selten beachtete Sarah den ganzen Ernst ihres Lebens an eine Aufgabe setzte, die, je weiter sie sich ihrer Entwickelung näherte, eine stets höher gehende Flut von Kämpfen herbeirief; die Wenigsten ahnten, mit welcher Wucht dieses fremde, verlassene Kind eines andern Glaubens an dem Frieden Wolf Ungar's und seiner Frau Sarah hing!

Um jeden Kämpfer für eine Sache des Gemüthes oder eines bedeutsamen Gedankens liegt eine grauenhafte Vereinsamung. Von seiner Stirne leuchtet ein Licht, vor dem die Meisten wie vor einem geheimnißvollen, nicht zu erklärenden Schimmer scheu zurücktreten. Und Sarah kämpfte allein!

Es muß übrigens gesagt werden, daß seit jenem Sabbatabend zwischen den beiden Eheleuten in Beziehung Christians niemals mehr ein Wort der Erbitterung fiel. Stillschweigend nahm Wolf von diesem Augenblicke die nicht mehr zu ändernde Thatsache hin, er war

nicht beschwichtigt, viel weniger beruhigt. Er setzte Sarah keinen Widerstand entgegen, aber er unterstützte sie auch nicht. Er bewunderte ihre Ausdauer und Geduld, aber er that sich auch etwas zu gut darauf, daß er seinen Schwur hielt. Im Uebrigen hielt er fest an dem niemals wieder aus seiner Seele zu bannenden Spruch, was Sarah thue, sei gegen die Natur, und werde nicht gut endigen.

Nur an dem Sterbetage der alten Babe waren die bösen Geister jenes Sabbats wieder in ihm laut geworden; die alte Frau war, ohne daß eine Krankheit vorhergegangen wäre, in das Jenseits hinüber entschlummert. Aber einige Tage vor ihrem Tode mochte sie gefühlt haben, daß ihre Lebensstunden gezählt waren, und sie hatte darum ihre letzten Verfügungen getroffen. Sie that das in einer Weise, daß eigentlich Niemand ihre Absicht errieth. Erst als sie in der kühlen Erde lag, ergab es sich, daß sie die sechsreihige Granatenschnur, die ihr höher als ein Königsschmuck gegolten, an ein anderes Enkelkind, die Tochter ihres bereits verstorbenen Sohnes, verschenkt hatte. Sarah war leer ausgegangen.

Als Wolf die mit der Granatenschnur geschmückte Frau an einem der nächsten Sabbate in die Weiberschule gehen sah, kochte es in ihm wild auf und er fühlte ein Gelüste in sich, den seiner Sarah von Rechts-

und Gotteswegen gehörigen Schmuck vom Halse der Verwandten herabzureißen. Es war nicht Neid, was ihn erfüllte, vielmehr der dunkle Gedanke, daß diese Granaten an einem fremden Leibe ihn immer wieder an die verhängnißvolle Prophezeihung der Babe erinnern müßten. Wie ganz anders stand es um ihn, wenn sein Weib in den Besitz dieser Steinchen gelangt wäre, die ein so rothes Licht von sich warfen? —

Christian war mittlerweile zwölf Jahre alt geworden, während Lea nur um ein Jahr weniger zählte. Der Knabe hatte in der Schule gelernt, was dort zu lernen war, und der Schulmeister sagte, er wisse nicht mehr genug für Christian, und gab Sarah den Rath, sich um eine andere Beschäftigung für den Knaben umzusehen.

Daran hatte Sarah in ihrer Sorge für das Kind schon lange gedacht; dennoch fiel es ihr schwer, schon jetzt zu einer That zu schreiten, die ihr den Knaben unter fremde Leute brachte. Es lebte in dem Gemüthe dieser Frau eine Furcht, deren sie sich nur schwer entledigen konnte. Christian war erst zwölf Jahre alt — wie leicht konnten nicht plumpe Hände in einem Augenblicke zerstören, woran sie unermüdlich und mit ihrem Herzblute so lange gearbeitet hatte?

Einmal fragte sie, als sie mit den Kindern sich allein befand:

„Christian, hast Du einmal schon darüber nachgedacht, was Du werden möchtest?“

Noch ehe Christian eine Antwort geben konnte, rief Lea vorlaut:

„Was Christian werden möchte, willst Du wissen, Mutter? Ich weiß das schon lange.“

„Und mir sagst Du es nicht?“ meinte Sarah mit einem traurigen Lächeln, und ihre Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Klarheit auf dem Knaben.

„Du wirst es nicht errathen, Mutter!“ begann wieder Lea, indem sie dem blöde dastehenden Knaben mit der Hand über das erröthende Antlitz fuhr, „aber Christian hat kein Hehl vor mir, und da hat er mir schon, wie der Vater heuer die Suka (Laubhütte) aufschlug, und ich und er haben ihm dabei geholfen, da hat er zu mir gesagt: Weißt Du, Lea, was ich am liebsten werden möchte? Und was meinst Du, Mutter, möchte Christian werden? — Ein Maurer!“

„Ein Maurer!“ rief Sarah voll Verwunderung. „Warum gerade das Handwerk? Da muß er ja sehr hohe Thürme bauen und ist seines Lebens nicht sicher!“

„Christian weiß schon, warum er ein Maurer werden will und nichts Anderes!“ sagte Lea mit geheimnißvoller Miene.

„Laß Christian reden!“ meinte Sarah, den Knaben

sanft zu sich heranziehend. „Sag' mir," wandte sie sich zu ihm mit schmeichelnden Ausdrucke, „wie bist Du gerade auf diesen Gedanken gekommen?"

Da neigte sich die kleine Lea zu Sarah's Ohr und flüsterte ihr halblaut zu:

„Weißt Du warum? Christian hat mir versprochen, er will einmal, wenn er groß geworden ist, ein Haus bauen, nur für mich und für sich, und da wollen wir bei einander wohnen, und kein Anderer soll darin wohnen, als er und ich. Und weißt Du noch was? Das Haus, was Christian bauen wird, das will er gerade an den Bach hinbauen, da wo seine Eltern ertrunken sind, und wenn wieder ein Wasser kommt, da wird es uns nichts thun können, denn Christian wird eine große Stiege auch bauen, und darauf werden wir heruntersteigen, und das Wasser wird hinter uns fließen. Dann steigen wir hinauf und bleiben wieder bei einander, ich und Christian, und darum will er ein Maurer werden."

Wie ein Blitz flammte es vor Sarah's Seele auf — aber er erlosch alsbald; gleich darauf konnte sie mit ihrem gewöhnlichen sanften Lächeln sagen:

„Schickt sich das, Christian, daß Du mir gar nichts verrathen hast? Und mich willst Du in Deinem Hause nicht wohnen lassen?"

Und als der Knabe, um eine Antwort verlegen,

nach rechts und links seine Augen warf, fragte sie ihn mit Ernst:

„Willst Du wirklich ein Maurer werden, Christian?"

„Ja," sagte er nun ohne Zögern.

„Und Du willst ein tüchtiger Maurer werden?" fragte Sarah, indem sie den Knaben noch mehr an sich heranzog, „Einer, der auf Thürme hinaufsteigt und sich nicht fürchtet?"

„Ja," sagte Christian.

„Gut, da sollst Du ein Maurer werden!" rief Sarah mit Bestimmtheit, „und ich will trachten, daß Du zu einem guten Lehrherrn kommst."

Lea schlug aber freudig die Hände zusammen.

„Nicht wahr, Christian," sagte sie, „wenn Du bauen kannst, so baust Du gleich das Haus für mich und für Dich?"

Als Sarah den Entschluß des Knaben ihrem Manne mittheilte, spielte ein eigenthümliches Lächeln von Befriedigung um seine Mundwinkel. Er verrieth nicht, was er dachte, aber Sarah's scharfes Auge irrte nicht, wenn es auf seinem Antlitze las: Es ist gut, daß es so gekommen ist. Wolf versprach mit Emsigkeit sich umzusehen, um den Lehrmeister für Christian so bald als möglich zu finden. Schon nach einigen Tagen verkündete er, der Lehrmeister sei gefunden, aber, setzte er zögernd hinzu, Christian werde viel zu gehen haben, denn der

Maurer, zu dem der Knabe in die Lehre kommen sollte, wohne in der benachbarten Stadt, wohin ein guter Fußgeher vier Stunden zu wandern habe.

„Was gackerst Du so, indem Du mir das sagst?" meinte Sarah.

„Ich hab' gemeint, Du willst Dir den zwölfjährigen Jungen noch nicht entwöhnen, Sarah?" — —

Am nächsten Montage machte sich Sarah mit dem Knaben auf den Weg nach der benachbarten Stadt. Christian trug das kleine Bündelchen mit Wäsche und Kleidungsstücken, die ihm Sarah aus den Ueberresten der ihr nach der Ueberschwemmung gebliebenen Geschenke zurecht geschneidert hatte. Lea zeigte nicht die geringste Betrübniß; sie gab ihrem alten Gespielen das Geleite über den Synagogenhof und ging dann lustig trillernd wieder in das Haus zurück. Wolf Ungar aber legte die Hand auf den Kopf des Knaben, es blieb unentschieden, was er damit ausdrücken wollte, und ließ ihn dann weiter ziehen.

Auch Christian war nicht so bewegt, als Sarah angenommen hatte. Freute sich der junge Vogel, daß er endlich einmal flügge geworden? War ihm in ihrem Hause die Haft zu enge geworden? Sarah hatte darüber allerlei Gedanken, die jedoch kaum aufgetaucht, wieder hinabsinken mußten in die tiefsten Bergnisse ihrer Seele. Es war früh am Morgen, und von der Kirchenglocke

erscholl das Geläute zur Frühmesse. Sarah war mit dem Knaben durch die ganze „Gasse" gekommen, da blieb sie vor einem kleinen Häuschen stehen, das die Grenze zwischen der Gasse und dem Ringplatze bildete. Dort wohnte die alte Bozena.

„Willst Du nicht noch einmal zu Bozena?" fragte Sarah.

„Was soll ich dort?"

„Vielleicht sagt sie Dir, was man zu thun hat, wenn man sich auf einen weiten Weg begiebt und hat ein wichtiges Geschäft vor. Frage sie nur — ich werde indessen auf Dich warten?"

Christian ging in das Haus hinein und trat erst nach einer Viertelstunde aus demselben.

„Was hat sie gesagt, die alte Bozena?" fragte Sarah.

„Sie hat gesagt, Du wärest die allerbravste Frau in der Welt, und dann hat sie mit mir gebetet," erzählte der Knabe.

„Und jetzt laß uns gehen, Christian! Wir haben einen weiten Weg vor uns."

Es war beinahe Mittag, als die beiden Wanderer die Stadt erreichten, in der Christian's künftiger Lehrmeister im Maurerhandwerke wohnte. Ehe Sarah den Weg zu seiner Wohnung einschlug, theilte sie früher den Imbiß, den sie mitgenommen, mit Christian, indem sie

ihm die besten und größten Stücke vorlegte, „denn,“ sagte sie, „der Meister soll Dir Deinen hungrigen Magen nicht ansehen, und nicht meinen, er muß Dich füttern, wenn Du ihm noch keinen Dienst geleistet hast.“ Dann suchte sie das Haus des Maurers auf, traf ihn daselbst, und da Wolf bereits alle vorbereitenden Schritte für Christians Aufnahme getroffen hatte, ging die Sache schneller von Statten, als Sarah gedacht hatte. Sie erhielt von dem Meister die bündigsten Zusicherungen, daß er sich Christians mit aller Sorgfalt annehmen wolle, wogegen sie ihm wieder in des Knaben Namen das Versprechen gab, das Kind werde gut thun, denn es habe ihr niemals Kummer gemacht, und wenn man mit ihm gut umgehe, werde es sich behandeln lassen, wie ein Lamm.

Nun wandte sich Sarah zum Heimgang; das Herz war ihr schwer und überquoll von Thränen. Aber sie hielt an sich, da sie sonst den Knaben zu betrüben fürchtete. Christian zeigte sich jedoch merkwürdig ruhig und gefaßt.

„Bleibst Du gerne da, Christian?“ fragte sie ihn mit gepreßter Stimme.

„Ja,“ sagte der Knabe, und blieb auf dem Bänkchen sitzen, auf das er sein Bündelchen gelegt hatte.

Sie reichte ihm noch die Hand und ging. Aber als sie schon draußen in der Gasse stand, quoll ihr ein

bitterer Gedanke wieder durch das Gemüth. Sie hatte die Augen noch feucht — und drinnen saß das Kind ihrer Angst und Kämpfe, und gab ihr nicht einmal das Geleite. Sollte ihr Mann Wolf Recht behalten, daß ein Blutstropfen nicht dem andern gleiche, daß sich Verwandtes nur zu Verwandtem hingezogen fühle und alles Ankämpfen gegen diese unwiderlegliche Thatsache nur Hiebe sind in die wesenlose Luft?

So ungefähr mochten die bitteren Vorwürfe lauten, die wohl nicht über Sarah's Lippen traten, aber tief drinnen ihren Wiederhall fanden. Sie behastete ihre Schritte, als wollte sie einem Feinde entfliehen, dem sie nicht Stand halten konnte. Da hörte sie hinter sich die Schritte eines Laufenden; als sie sich umwandte, war es Christian.

„Christian, bist Du's?" rief sie halb freudig, halb erschrocken. „Was willst Du?"

„Ich habe Dir noch etwas zu sagen!" meinte Christian, vom Laufen völlig athemlos, „wenn Dich Lea nach mir fragt, so sag' ihr, ich werde an sie nicht vergessen, und wie ich einmal aus der Lehre heraus bin, so baue ich ganz gewiß das Haus für mich und für sie. Wirst Du ihr es aber sagen?"

Sarah versprach es ihm und ging. —

Tieftraurig und abgemattet kam sie gegen Abend wieder in der Gasse an. Ihre Lea erwartete sie schon

am Thore des Synagogenhofes; als sie die Mutter erblickte, rief sie:

„Und Christian? wo bleibt Christian?“

„Ich hab' Christian nicht mitgebracht,“ sagte Sarah, „weißt Du denn nicht, wohin er gekommen ist?“

„Zum Maurer. Und da kann er nicht kommen?“

„Christian wird nicht mehr nach Hause kommen!“ sagte Sarah nach einigem Zögern.

„Nicht mehr?“

Solch einen Schrei aus kindlichem Munde hatte Sarah noch nie gehört; er berührte sie fast schmerzhaft. Sie griff erschrocken nach Lea's Hand; sie fühlte sich kalt wie Eis an.

„Wenn ich sage: nicht mehr, so heißt das so viel, als nicht so bald!“ tröstete Sarah. „Du wirst doch wissen, wenn man Häuser zu bauen hat und hohe Thürme, da kann man nicht so mir nichts, dir nichts von der Arbeit fortlaufen, und der Lehrling und Geselle muß ausharren, bis der Meister sagt: das Haus ist fertig.“

Warum entledigte sie sich nicht des Auftrages, den ihr Christian auf die Seele gebunden? Warum zögerte sie, das Wort auszusprechen, dem Lea, als der letzten Botschaft ihres Gespielen, mit Lust gehorcht hätte? —

Das war ein trauriger Abend und eine noch traurigere Nacht. In der kleinen Kammer, worin Lea schlief,

waltete der volle Jammer eines Kinderherzens, an das der erste und darum echte Schmerz des Lebens getreten war. Sarah hörte, wie ihre Tochter bald still vor sich hin weinte, bald laut ächzte; sie hielt es für das Beste, dem Kinde nicht zuzureden und es seiner Natur zu überlassen. Und sie täuschte sich auch nicht, Lea schlief ein und es war still in ihrer Kammer. Auch Sarah überließ sich dem Schlummer. Da wurde sie plötzlich durch die Angstrufe: Christian! Christian! geweckt, die aus Lea's Kammer drangen. Dann aber ward wieder Alles still.

Ein wunderbares Spiel der Einbildungskraft beschäftigte Sarah's Gehirn. Es kam ihr nämlich vor, es seien ganz die nämlichen Laute, mit denen damals Lea aus dem Schlafe auffuhr, als die wilden Wasser in jener fürchterlichen Nacht auf das Haus zuliefen, und mit einem Male stand der entsetzliche Vorgang mit allen Einzelheiten vor ihrer Seele. Sie mußte daran denken, daß eigentlich Lea die Schuld davon trug, daß auch Christian vom Untergange gerettet wurde. Wenn Lea damals den Namen ihres Gespielen nicht so laut und angstvoll gerufen hätte, wäre es ihnen, ihr und ihrem Manne Wolf in den Sinn gekommen, nach Honza Schusters Kind sich umzusehen?

Am nächsten Morgen wachte Lea, seltsam genug, mit hellen, fröhlichen Augen auf. Sie nahm in gewohnter

Weise ihr Gebetbuch zur Hand und betete länger als sonst; denn gewöhnlich machte ihr Sarah den Vorwurf, sie mache sich nichts daraus, wenn sie hie und da einige Blätter „überschluppere.“ Von Christian war keine Rede, weder an diesem Tage, noch während der ganzen Woche; es war, als wenn niemals in diesem Hause von einem Knaben gesprochen worden, der doch in so bemerkenswerther Weise in den Frieden desselben eingriff. Im Stillen machte jedoch Sarah Bemerkungen über das Benehmen Lea's, die nicht zu Gunsten ihres Kindes lauteten. Wie kam es, daß sie den Gespielen so schnell vergessen konnte, daß er ihr nirgends fehlte? Kam das auch von dem fremden Blutstropfen und bestätigte sich auch an Lea die Thatsache, daß innerlich Fremdes sich niemals auf demselben Wege treffe?

So war es wieder Freitag geworden.

An diesem Tage machte sich die ganze Wichtigkeit Wolf Ungar's als Gemeindediener geltend; da hatte er von früh Morgens bis zum Abend vollauf Beschäftigung mit dem Reinigen und Aufputzen der Synagoge, damit sie die „holdselige Braut,“ wie der Sabbat in jenem glutvollen Liede heißt, festlich empfangen könne. Heute gestand er es sich selbst, wie sehr ihm dabei Christian fehle; der Knabe hatte namentlich im Glänzen der messingenen Lampen, die vor dem Pulte des Vorbeters standen, eine Geschicklichkeit entwickelt, die ihres Gleichen

suchte. Daran anknüpfend schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie schön es sich doch gefügt hätte, wenn „Honza Schusters Jüngel" sein wirklicher Sohn geworden wäre! Aber Sarah hatte sich diesen Segen „verwünscht'," mußte er sich weiter sagen; da sie sich des fremden Kindes mehr wie eine Mutter annahm, hatte sie darauf verzichtet, sich diese Gnade von Gott zu erbitten. Diesem seltenen Gedanken hing Wolf Ungar fast den ganzen Tag nach; dabei fehlte ihm Christian auf allen Seiten, und seine Beschäftigung ging nur langsam von Statten.

Gegen vier Uhr Nachmittags war Wolf fertig geworden. Er hatte soeben die letzte Kerze auf eine der großen messingenen Hängelampen gesteckt. Da hörte er durch die offene Synagogenthür den Freudenruf:

„Christian! Christian!"

Wie nun Wolf von der Leiter, worauf er stand, herunterstieg, um nachzusehen, was dieser Ruf bedeute, kam ihm schon Lea entgegen, an der Hand den über und über mit Staub bedeckten Christian führend. Das Gesicht der beiden Kinder leuchtete vor Aufregung und Freude; niemals hatte Wolf solch ein merkwürdig schönes Antlitz gesehen, wie das seines Kindes in diesem Augenblicke; man hätte glauben können, Lea sei mit einem Male um einige Jahre älter geworden.

„Wie kommst Du daher?“ fragte er eben nicht unfreundlich den Knaben.

Christian deutete auf die Lampen.

„Wer hätte die anzünden sollen?“ meinte er. Da habe er, so erzählte er weiter, nachdem er die ganze Woche darüber nachgedacht, wie er es anfangen solle, sich Muth gefaßt und den Meister gebeten, ihn für jeden Freitag nach Hause zu entlassen, damit er in der Synagoge seinen alten Dienst verrichte, und der Meister habe ihm auch die Erlaubniß gegeben.

Wolf Ungar starrte den Knaben wie eine aus Nacht und Grauen hervorgetretene Erscheinung an. Mußte er daran denken, in welcher Weise er einmal eine ähnliche Dienstleistung des Knaben von sich abgewiesen hatte? Seine Gedanken verwirrten sich, kalte Schauer durchflogen ihn.

Mittlerweile war auch Sarah, herbeigelockt durch Lea's Freudenrufe, in die Synagoge getreten.

„Was sagst Du zu dem Kinde?“ rief ihr Wolf entgegen. „Er ist gekommen, um die Sabbathlichter anzuzünden.“

„Siehst Du, Wolf?“ Nur das Eine vermochte Sarah zu sagen, alles Uebrige behielt sie in sich; aber es mochten Gedanken mit lichtstrahlenden Fittigen sein, die ihr ganzes Wesen in diesem Momente durchrauschten. Sie beugte sich auf den Knaben herab und berührte

sein von Anstrengung und Aufgeregtheit rothglühendes Antlitz.

„Und ich!“ rief Lea, „ich habe es gewußt, daß er kommen wird.“

Wolf Ungar aber schüttelte den Kopf. Wo waren seine Gedanken?

„Es ist gegen die Natur!“ murmelte er vor sich hin. Warum mußten ihm gerade die Worte der längst entschlafenen Babe auf die Lippen treten?

Von nun an verging kein Freitag und auch kein Vorabend eines Festtages, ohne daß Christian erschienen wäre, um seine gewohnten Dienstleistungen in der Synagoge zu verrichten. Er forschte in keinem Kalender nach, auf welchen Tag der oder jener Feiertag fiel, und doch trug er sie alle im Kopfe und kannte sie auswendig, trotz Wolf Ungar, der in diesen Dingen grau geworden war.

Niemandem in der „Gasse“ fiel es mehr ein, darin etwas Besonderes zu erblicken, denn der Sohn des ertrunkenen Schusters war für die Wohlthaten, die ihm Wolf und Sarah erzeigt, zu einiger Erkenntlichkeit verpflichtet. Niemand achtete auch darauf, daß aus dem blondköpfigen, blöden Knaben mittlerweile ein stark=

knochiger, in die Höhe geschossener Jüngling geworden war, wiewohl es andererseits nicht unbemerkt blieb, daß Wolf Ungar's Lea anfange, ganz gewaltig ihrer Mutter Sarah zu gleichen, die in ihrer Jugend eines der schönsten Mädchen in der Gasse war, so daß sich ältere Leute noch jetzt an ihre merkwürdigen Augen und ihr feines Benehmen wie an den Duft längst verblühter Blumen erinnern konnten.

Eines Tages brachte Christian ein Papier mit, worin bestätigt ward, daß er unter die Gesellen des löblichen Maurerhandwerkes aufgenommen ward. Seine Lehrjahre waren vorüber; er übergab seinen ersten Wochenlohn Sarah's Händen; er war siebzehn Jahre alt geworden.

„Warum behältst Du das Geld nicht bei Dir, Christian?“ fragte ihn Sarah, „Du wirst es brauchen.“

Christian schüttelte den Kopf.

„Wozu sollte ich es brauchen?“ meinte er.

„Hast Du nicht Kameraden? Du wirst einmal mit ihnen in's Wirthshaus gehen wollen, und da wird es Dir an Geld fehlen, oder Du wirst Dir eine neue Pfeife kaufen wollen, und Deine Tasche wird leer sein. Heb' Dir also das Geld selber auf.“

Und Christian schüttelte wieder den Kopf.

„Für das Alles,“ sagte er mit einem gewissen geheim=

nißvollen Tone, „brauche ich kein Geld. Halte es zusammen, bis es viel ist, und dann sage es mir."

Tagelang konnte Sarah darüber nachdenken, welche Absichten Christian mit dem Ansammeln seines Wochenlohnes verfolge. War es Sparsamkeit, die er in ihrem Hause gelernt hatte? Und Sarah sah neuerdings eine wunderbare Fügung Gottes darin, daß er das Kind gerade ihr zugeführt. „Was wäre aus ihm geworden, wenn Honza Schuster sein Vater geblieben wäre?" dachte sie oft; „was hätte er da vor sich gesehen? Einen ewig betrunkenen Menschen, dem Weib und Kind um ein Seidel Bier feil waren. Sieht er so etwas vor sich in einem jüdischen Hause?"

Nur Lea lächelte, wenn die Mutter diese und ähnliche Gedanken vor ihr offenbarte. Wußte sie mehr von Christians Absichten?

Es war überhaupt für Lea jene wunderbar geartete Zeit gekommen, wo eine Mutter sich nicht mehr auf das Lächeln ihres Kindes versteht. Wie ein Irrlicht flackert es hie und da auf, und wenn die Mutter seinem Scheine nachgeht, geräth sie meistens in die Irre. Das ist ein Schauen und Sinnen, so anscheinend wort- und gedankenlos; auf den Lippen blüht es auf, in den Augen leuchtet es wie feuchter Glanz, und wenn Du nach der Blüthe haschest, ist es gar nichts gewesen, als ein wesenloser Schatten, und noch weniger als das; denn ein

Schatten setzt einen Körper voraus. Nicht der Sturm, der über die Erde braust und den Winterschnee auf ihr schmilzt, bringt den Frühling; wenn eines Tages die Blumenknospe ihre Augen aufthut, haben es Geister in geheimnißvoller Stunde gethan, die nicht brausen und stürmen. Das ist die Zeit, wo die Mutter das Kind ihrer Schmerzen sich plötzlich entfremdet sieht; auf Fragen folgt kein Antworten, und wenn es antwortet, ist es ein traumverlorenes Lächeln, auf das sich die Mutter nicht versteht.

Es war wieder Frühling geworden; in zwei Menschenherzen blühte und duftete seine Pracht, die wenig darnach fragte, ob sie sich daselbst auch ausbreiten dürfe. Gesprochen hatten sie nicht davon, aber tief drinnen, wo kein Feuer und keine Kohle so heiß brennt, da flammte mit der fast unheimlichen Verschwiegenheit der ungebändigten Naturkraft jenes zauberhafte Gefühl, das zum Untergang führt oder zur berauschenden Seligkeit.

Eines Tages begegnete Wolf jenem Geschwisterkinde seiner Frau, dem die Babe Breindel die sechsreihige Granatenschnur vermacht hatte, und wie gewöhnlich trug sie den ererbten Schmuck mit jener anmaßenden Haltung, als wenn er ihr, wie Wolf sagte, nicht gehörte. Sie kamen während des Einhergehens auf dies und jenes zu sprechen, bis endlich Riwke, so hieß jenes Geschwisterkind, ohne jeden Uebergang mit einem Male sagte:

„Nun, Wolf, arbeitet Deine Sarah schon fleißig an der Ausstattung für Lea?"

„Wie kommst Du darauf zu reden? das Kind ist erst sechszehn Jahre alt.

„Man kann mit sechszehn Jahren verliebter sein, als Manche mit fünfundzwanzig; man hat Beispiele auf Beispiele," meinte Riwke mit rohem Lachen.

„Zum Beispiel!" sagte Wolf, mehr zerstreut so fragend, als von irgend einem feststehenden Gedanken geleitet.

„Was brauchst Du Beispiele, Wolf? Willst Du ein Mädchen sehen, welches jeden Freitag am Thor steht und wartet darauf, bis ein gewisser Jemand kommt, und wie die Zwei sich die Hände drücken und sich ansehen, daß man schier meint, morgen wird man die Brautschale vom Kasten nehmen und zerbrechen?"

„Wer kann das sein?" sagte Wolf Ungar so vor sich hin, denn er schien den Sinn von Riwke's Rede nur leichthin aufgefaßt zu haben.

„Wolf! Wolf!" schrie Riwke mit eingestemmten Armen, „spiel Du auf Deine alten Tage nicht den Heuchler! Die ganze Welt ist nicht blind, und Du allein solltest die Augen verschlossen haben? das rede Du ein, wem Du Lust hast, ich, Riwke Krakauer, bin kein heurig' Kind."

„Ich versteh' Dich wirklich nicht, Riwke!" meinte Wolf treuherzig.

„So frag Christian und Lea!" rief das böse Weib und machte sich von ihm fort.

Als Wolf sich aus seiner Betäubung aufraffte, war es zu spät, der frechen Verleumderin das Wort zuzurufen: Du hast gelogen. Er war wie ein Trunkener anzusehen, wie er jetzt durch die Gasse schritt, sein Gehirn schmerzte ihn, sein Denken war aus allen Angeln gehoben. Aber seltsam, wie er an das Synagogenhofthor kam, ward es stille in ihm; der Friede seines Hauses war über ihn gekommen. Dieses Kind, das kaum angefangen hatte die Augen in's Leben aufzuschlagen, in Verbindung zu bringen mit dem Knaben, der an seinem Tische mit den Brocken des Mitleids war aufgefüttert worden! Wolf Ungar's Tochter in einem Athem auszusprechen mit Honza Schusters Sohn! Hatte sich die Weltordnung geändert und war auseinandergefallen wie ein Spiel Karten?

Es war, wie gesagt, stille in ihm geworden. Der Anblick seines Hauses, das ruhigstille Walten Sarah's und die Unbefangenheit seines Kindes, ja selbst der hölzerne Hammer an der Thür, mit dem er die Leute zum Gebete rief, das Alles grüßte und bewillkommte ihn mit dem Zauber eingelebter Gewohnheit. Es war eine friedselige Stimmung über ihn gekommen, wie er sie seit

lange nicht gekannt, ein Gefühl von Mattigkeit, wie sie dem Ausbruch einer gewaltigen Krankheit vorangeht, deren zerstörender Stoff schon eine geraume Zeit im Körper schlummerte.

So kam der Freitag heran. Wolf befand sich wieder in der Synagoge; er fegte und putzte daselbst mit einer Genauigkeit, als sollte es für lange, lange Zeit das letzte Mal sein. Der Schweiß rann ihm von der Stirne; aber er rastete nicht in seinem Werke. Dazwischen ging er ab und zu in seine Wohnung hinüber, die von der Synagoge nur durch den Hof getrennt war, von einem unerklärlichen Drange getrieben, nachzusehen, was da vorgehe. Sarah traf Vorbereitungen, während Lea in der Küche beschäftigt war, die weißen Sabbathbrode, ohne die der Festtag glanz- und farblos wäre, zu bereiten. Dieser Anblick gab ihm eigenthümliche Gedanken. Wenn Lea „Barches" (die Sabbathbrode) backen konnte, so —; er beendete nicht mehr diesen Gedanken; schon daß er ihn beschleichen konnte, betrachtete er als eine Sünde, die zu Gott schrie. Am Nachmittage versah Wolf wie gewöhnlich die Hängelampen und Wandleuchter in der Synagoge mit Kerzen. Er hatte zu diesem Behufe eine Leiter an die Wand gelehnt und stand gerade auf einer der obersten Sprossen derselben, da vernahm er hinter sich ein leises Geflüster. Er

blickte um sich, da standen auf der Synagogenschwelle, Hand in Hand, Christian und Lea!

Alles Blut drängte sich ihm zum Kopfe; vor seinen Augen flimmerte die blutrothe Granatenschnur der Babe, die jetzt am Halse jener bösen Riwke hing ... Sie hatte also doch recht, die Trägerin jenes verhängnißvollen Schmuckes?

„Komm heran!" schrie er mit durchdringender Stimme, daß es durch das Haus schallte, „komm heran."

Arglos nahten sich die Beiden; Christian legte seine Hand auf eine der Sprossen der Leiter, um sie zu stützen.

„Sie steht nicht fest," sagte er.

„Laß ab, laß ab, ... du Teufel!" schrie Wolf und holte mit der Faust zu einem gewaltigen Schlage aus, der Christians Haupt treffen sollte.

Aber die Wucht dieses Schlages traf ihn selbst. Indem er sich zu tief hinabgebückt hatte, verlor er das Gleichgewicht und stürzte über Christian hinweg auf den Boden.

Auf das Jammergeschrei der Beiden eilte Sarah herbei; todtenbleich starrte sie den Leblosen an, wie er da auf den Steinplatten lag. Es war kein Zeichen äußerer Verletzung an ihm; nur ein leises Athmen verrieth, daß noch nicht alles Leben aus ihm geschwunden sei. Während Lea um den Arzt lief, lud Christian die

schwere Bürde des Gestürzten auf seine Schultern und trug ihn über den Synagogenhof in die Wohnung. Aus den Häusern kamen die Leute herbeigerannt, denn Lea's Jammergeschrei hatte die Schreckenskunde schnell durch die ganze Gasse getragen.

Dem herbeigerufenen Arzte gelang es nach langer Bemühung den in tiefer Ohnmacht Liegenden wieder zu erwecken. Die Pulse begannen auf's Neue zu schlagen und auf den fahlen Wangen zeigte sich eine leichte Röthe. Grauenhaft sah es aus, wie er mit gläsernen, starren Augen um sich blickte, und dennoch war ihnen nicht die Sehkraft benommen. Christian stand am Fußende des Bettes, in das man den Schwerkranken gelegt hatte. Plötzlich schrie Wolf auf, indem er die Hand zu ballen versuchte.

„Fort da ... das Unglück ... fort, die Granatenschnur ... da steht das Unglück ... fort!"

Eine neue Ohnmacht schnitt jeden weitern Ausbruch dieser vulkanisch aufgeregten Natur ab. Als er wieder erwachte, war er ruhig und still, er lag da mit geschlossenen Augen und athmete leichter. Der Arzt glaubte die Gefahr für den Augenblick beseitigt und entfernte sich. Sarah folgte ihm händeringend.

„Wird er leben bleiben?" fragte sie draußen vor der Thür.

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es ist ein Unter-

schied," sagte er mit gedämpftem Tone, „zwischen Leben und Leben, und Manchem wäre besser, er wäre nicht mehr dazu erwacht."

Viele Tage waren vergangen, traurige Tage voll namenloser Pein für Sarah und Lea, und der Arzt konnte noch immer nicht mit Bestimmtheit erklären, daß der Todesengel von Wolf Ungar's Bette gewichen sei. Was Sarah am meisten erschreckte, war, daß Wolf während der ganzen Krankheit auch nicht einen Augenblick hatte, wo seiner Seele das volle Bewußtsein zurückkehrte. Meist lag er theilnahmlos da und schien Niemanden aus seiner Umgebung zu erkennen, tagelang kam kein Wort über seine Lippen, und wenn er sie öffnete, wurden Laute vernehmbar, die der menschlichen Sprache nicht anzugehören schienen. Nur mit vieler Mühe vermochte Sarah aus diesen wirren und abgebrochenen Tönen einen Zusammenhang zu finden; es waren die nämlichen Worte, die sie am Tage des Unglücks vernommen hatte:

„Das ist das Unglück der Babe ... die Granatenschnur ... fort, fort mit dem Unglück ... Es ist gegen die Natur! ..."

Aus diesem abgerissenen und sich doch wieder ergänzenden Gedanken erkannte Sarah nur zu leicht, aus welchem Feuerstrome die beständige Fieberhitze des Kranken ihre Nahrung zog. Sie litt unsagbar, und es gab

Augenblicke, wo sie in der Nacht. die sich um ihr Sinnen und Denken gesenkt hatte, nichts hörte, als die Stimme der Verwünschung, die sie über ihr eigenes Dasein aussprach.

Eines Morgens rief sie der Arzt auf die Seite.

„Ihr Mann, Sarah," sagte er, „ist, insoweit ärztliche Hilfe dies bewerkstelligen konnte, jetzt hergestellt. Wenn kein weiterer Rückfall eintritt, wird er auch vollständig genesen. Aber ich fürchte, meine Prophezeihung wird eintreffen; er wird essen, trinken und schlafen, aber er wird wahrscheinlich nicht mehr zum vollen Bewußtsein kommen. Sein Kopf hat gelitten. Ich sage Ihnen das voraus, weil ich Sie als eine starke Frau kenne … es stehen Ihnen traurige Tage bevor."

Sarah vernahm diese Schreckenskunde mit einer Art stumpfer Neugier; sie weinte nicht, sie beugte ihr müdes Haupt unter den neuen Schlag willen- und widerstandlos; seit dem Unglückstage war ihr die alte Seelenkraft gleichsam abhanden gekommen.

Die traurigen Tage, die der Arzt voraus verkündet hatte, kamen, schneller als sie gedacht hatte. Eines Tages konnte Wolf das Bett verlassen; er war gesund geworden, er aß und trank, aber sein Verstand war der eines Kindes, und nicht einmal ein solcher. Denn das Denken des Kindes geht einer Entwicklung entgegen, Wolf Ungar aber war kindisch geworden mit ergrauten Haaren.

An einem der nächsten Tage ward Sarah vor die „Gemeinde" gerufen. Der Vorsteher verkündigte ihr daselbst, wie man sich bei dem Zustande ihres Mannes genöthigt sehe, sich um einen Stellvertreter umzuschauen, da die Gemeinde eines Dieners wohl nicht länger entbehren könne. Das solle jedoch nicht ihr Schade sein. Sie und ihr Mann könnten die ihnen überwiesene Gemeindewohnung so lange behalten, als sie wollten, und was den „Gehalt" betreffe, so solle ihm derselbe auch in Zukunft unverkürzt ausbezahlt werden, „denn," sagte der Vorsteher, „die Gemeinde will von seinem Unglücke keinen Nutzen ziehen, und so lange er lebt, soll es ihm an nichts fehlen."

So lange er lebt! Sarah dankte nicht einmal und wollte sich entfernen, da rief sie der Vorsteher zurück.

„Sarah," sagte er mit strenger Miene, „Du siehst, wie die Gemeinde gegen Dich gesinnt ist; jetzt mußt Du aber auch trachten, daß es in Deinem Hause wieder ruhig und ordentlich wird. Du bist ein Weib, Sarah, man muß es sagen, man kann gegen Dich nichts vorbringen, was auf ein Quentel geht. Aber in Deinem Hause geht es nicht so zu, wie es in einem jüdischen Hause zugehen soll. Das muß ich Dir sagen."

„Was geht denn vor?" fragte Sarah tonlos.

„Soll ich Dir das sagen?" lautete die Antwort des

Vorstehers. „Ich meine, das mußt Du besser wissen, als ich."

Sarah ging; diesmal dankte sie dem Vorsteher, sie wußte selbst nicht wofür.

Das aber ist meistens das Erschütternde eines großen Unglücksfalles, daß die Menschen unaufgefordert, oft auch in bester Absicht, von dem Unglücklichen zu erreichen suchen, was sie früher zu erlangen nicht das Recht oder die Lust hatten. Dann erst wagen sich aus ihren tiefsten Verstecken jene Vorwürfe und Härten hervor, denen nur der Betroffene es anhört, wie ungerecht sie sind, ziehen das Gewand des Mitleids an, und verwunden nur desto mehr. Die Wenigsten bedenken, daß das Erbarmen wie ein Licht, erquickend und belebend aus der Seele strömen muß, nicht aber wie der Dieb, der sich schmeichelnd in Dein Haus schleicht, um hinterrücks an Dein Eigenthum die Hand zu legen.

Was wollten denn die Leute von ihr? Zu Hause lag ihr der Mann in unheilbarem Siechthum, und nun quälte man sie mit vorwurfsvollen Räthseln, deren Sinn ihrer reinen Seele unzugänglich war. Wem that Christian etwas zu Leide? zeigte er sich nicht dankbar für die Wohlthaten, die ihm eine Frau aus der „Gasse" erwiesen, und ehrte er damit nicht die „Gasse" selbst? Was wollten sie alle von Christian?

Trotzdem hätte Sarah unter der Last dieser Ankla-

gen, die gleichsam gegen das Heiligthum ihres Lebens gerichtet waren, in kurzer Zeit ihr Haupt erhoben; denn sie war eine Natur, an der das Gemeine nicht haften blieb. Aber der Anblick, der sich ihr täglich und stündlich bot, dieser kranke, von göttlicher Heimsuchung so schwer betroffene Mann lähmte alle Schwingen in ihr, und wenn sie sich erhob, so war es das Flattern eines Vogels, der angstvoll umhersieht, ob der Sturm, der ihn aus dem warmen Neste verjagt hat, nicht in erneuerter Gewalt wiederkehrt.

In Wolfs Zustand war keine Aenderung eingetreten; er lebte in dumpfer Theilnahmlosigkeit seine Tage hin, nur selten entfuhr ein Wort seinem Munde. Er zeigte für Niemanden eine ausgesprochene Vorliebe oder Abneigung, nicht einmal gegen Christian, den er entweder nicht mehr erkannte, oder stumpfsinnig betrachtete. Daß aber die Fäden seiner früheren Gedankenthätigkeit nicht ganz abgerissen waren, bewiesen die dunklen Worte, mit denen er oft unvermuthet, ohne allen äußern Anlaß, oft mitten im Essen, Sarah's und Lea's Gemüther erschreckte.

„Da kommt die Babe mit ihrer Granatenschnur... das ist das Unglück ... fort mit dem Unglück!"

In den letzten Wochen war zu diesen Ausbrüchen innerster Zerstörtheit eine neue Redensart getreten, an der er mit der Zähigkeit eines Kindes hing, dem man

ein Spielzeug nicht entreißen kann. Eines Morgens nämlich rief er mit übermenschlicher Kraft ein um das andere Mal, indem er dabei mit der Faust auf den Tisch schlug;

„Auseinanderreißen! Reißt sie auseinander wie einen Fisch!" und das wiederholte er mit einer Art leidenschaftlichen Eigensinns, bis er müde ward, hie und da mit Anknüpfung an die bereits erwähnten, in ihm gleichsam stehengebliebenen Worte vom „Unglücke der Babe und ihrer Granatenschnur."

Eines Freitags kam Christian wieder. Er war meilenweit gegangen, um nach dem Befinden des Pflegevaters zu sehen. Wie aber Wolf Ungar ihn erblickte, schien ein Strahl hellen Bewußtseins seine zerstörte Seele zu erhellen; er schrie auf und ballte gegen Christian drohend die Fäuste.

„Reißt sie auseinander," heulte er, „wie einen Fisch ... das Unglück ist da ... auseinanderreißen ... fort, fort!"

Sarah sah kein anderes Mittel der Beruhigung, als daß sie Christian mit dem Finger winkte, sich aus der Stube zu entfernen.

Als sie nach einer Viertelstunde in das Vorhaus hinaustrat, fand sie ihn, den Kopf an die Thürpfoste gestützt, bitterlich weinen.

„Was fehlt Dir, mein guter Christian," fragte sie, „und warum weinst Du?"

„Was habe ich ihm gethan," rief er unter Schluchzen, „daß er mich nicht leiden kann?"

„Er ist schwer krank," sagte Sarah, mit der Hand Christians Schulter berührend, „willst Du mit einem Kranken rechthaberisch sein? Und doch mußt Du mir einen großen Gefallen erweisen!"

„Sprich!"

„Du darfst jetzt eine Zeitlang nicht kommen, und mußt fort . . . Wenigstens so lange als er krank ist, komm nicht . . . Wenn die Zeit da ist, wo Du wieder kommen darfst, werde ich Dir es sagen lassen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie wieder in die Stube zurück. —

Es war Nacht geworden, als Christian aus dem Hause ging; aber die Nacht waltete nur zwischen Himmel und Erde, nicht in zwei Menschenherzen, über die es mit aller Macht des Abschiedes gekommen war. Was ringt sich hinter dem Synagogenhofthor von Christian los und gleitet durch die Finsterniß? Vier Lippen haben es sich in dieser Stunde zugesagt, was noch immer heißer als alle Kohle brennt, und unergründlicher ist als das tiefe Meer!

Ein Geist der Oede und Verlassenheit lagerte seitdem über dem Hause, in welchem drei Menschenleben Tagen voll unnennbaren Jammers entgegensiechten. Man weilt nicht gerne im Gebiete des Unheimlichen, und so kam es, daß nur Wenige in der Gasse, fast nur um einer gebotenen Pflicht zu genügen, in die Wohnung des ehemaligen Gemeindedieners eintraten. Es giebt ein Leid, das mit dem Tageslichte nicht gern verkehrt, und dem es wohl thut, von Menschenaugen nicht beachtet zu werden. Sarah sah nicht gerne die Leute, die ab und zu auf Krankenbesuch kamen, und ging ihnen aus dem Wege, wo sie nur konnte.

Und doch bebte ihr muthiges Herz keinen Augenblick unter der Folgenschwere jener freien That, die mit Christians Aufnahme in ihr Haus ein fast unabsehbares Schlachtfeld voll Kämpfe und Thränen über sie heraufbeschworen hatte. Ihre Seele war fester genietet, als sie selbst es ahnte; sie trug die Gewähr des sittlichen Entschlusses in sich, der selbst eine Offenbarung Gottes im Menschengemüthe wieder zu Gott zurückleitet, von dem er ausgegangen! Statt kleinmüthig ihr Haupt unter die Schicksalsschläge zu beugen und nichtigen Selbstanklagen sich hinzugeben, erhob sie es allmälig wieder in die Höhe, und niemals übersah sie ihre Lage mit größerer Klarheit, als gerade jetzt. In ihrer Vereinsamung fanden ihre Gedanken den Weg zu Gott,

in inbrünstigem Gebete erbat sie sich von ihm die Genesung ihres Mannes, und daß sie die Kraft nicht verlassen möge, auszuharren bis zu Ende, und vor Allem, an sich nicht irre zu werden.

„Warum hat es mich nicht betroffen; warum gerade ihn, den guten, rechtschaffenen Mann?“ sprach es öfters in ihr, wenn sie die Leidensgestalt Wolf's betrachtete. „Was hat er gethan? Die das Kind aufgenommen und erzogen hat, war ja ich, und was kann er dafür, daß ich ihn gezwungen habe, mir einen Schwur auf die heilige Thora zu leisten? Hätte ich ihn nicht auf die Thora sollen schwören lassen?“

Aus dieser Selbstvernichtung erhob sich immer wieder ihr Gemüth zur freieren Uebersicht ihres Thuns.

„Hätte Kalman Würzburg, den man doch Klein-Mendelsohn heißt, mir gerathen nicht zu grübeln und zu thun, zu was mich mein Herz getrieben hat? Ich habe das Grübeln von mir fortgestoßen und bin den Weg gegangen, auf den mich mein Gott gewiesen hat. Bin ich nicht wie Hagar in der Wüste? Als ihr Kind weggeworfen und verlassen unter dem Baum gelegen ist, da hat die Stimme eines Engels vom Himmel herabgerufen: Hebe das Kind auf.... und soll das eine Schuld sein, wenn ich Honza Schusters Kind aufgehoben habe aus Noth und Elend und bin seine Mutter geworden?“

Und dann strömte es mit lebendiger Gewalt aus dem Innern dieses Gemüthes, und mitten aus diesen Fragen trug sie ihr Gedankenflug vor Gottes Thron.

„Lebendiger! Allmächtiger Gott," betete sie, „Du weißt selbst am besten, warum Du diese schwere Schickung über mich gebracht hast. Ich will nicht murren und mich in Deinen heiligen Willen fügen, denn Du bist der Allerbarmer, und wenn ein Herz von Kummer überfließt, wie ein zu volles Gefäß, dann hast Du auch die Linderung bereit, um ihm wieder wohl zu thun. Du hast mir ein doppeltes Glück bescheert, Du hast mir nicht nur ein Kind geschenkt, Du hast auch zugegeben, daß ich Mutterstelle vertreten darf bei einem andern Kinde! Dein heiliger Wille kann nicht sein, daß man mir das als Fehler oder Sünde anrechnet. Hättest Du mir sonst den Gedanken eingegeben? Du hast ja das Kind gut und rechtschaffen werden lassen, wie kaum eins in der Gasse, sollte das nicht ein Fingerzeig von Dir sein, daß ich recht gehandelt habe? Und hätte ich anders handeln können, wenn das Kind von Einem in der Gasse und nicht Honza Schusters Kind gewesen wäre? Wie kommt da das fremde Blut ins Spiel? Du weißt es, Allmächtiger, ich habe ihn nicht abwendig gemacht dem Glauben, den seine Eltern gehabt haben, weil ich es nicht ertragen könnte, daß Jemand mein Kind, was Du behüten und beschützen mögest, Deiner

heiligen Religion entführen möchte. Ich habe ihn in Zucht und Sitte aufgezogen, ich habe über ihm gewacht und es ist ein rechtschaffener Mensch aus ihm geworden. Eine Blume, die auf dem Weg liegt, hebt man auf, damit sie nicht zertreten wird, das frierende Vögelchen nimmt man zu sich, damit es draußen in der kalten Luft nicht umkommt, und ich hätte mich eines Kindes nicht annehmen sollen, eines Menschen, der ein Bild ist von Deinem Bilde und ein Abglanz von Deiner Herrlichkeit und Pracht?" —

So betete die starkmuthige Seele dieser Frau in den Stunden der Betrübniß, und es that ihr wohl. Konnte sie doch dabei nebst dem Leide, das sie täglich und stündlich mit hohlen Augen anstarrte, ihres Christians gedenken, der auf einen bloßen Wunsch von ihr in die weite Welt gegangen war, ohne daß sie wußte, wo er jetzt weilte. Warum hatte sie ihn gehen lassen? Und so oft sie des Abwesenden gedachte, kamen ihr aus seiner Kindheit jene Lichttage in die Erinnerung zurück, an denen das eigentliche Wesen des Kindes einer gewissen Entwicklung entgegengegangen war. Vorzüglich ruhte ihre Erinnerung auf jenem Abende, wo sie mit Lea das Nachtgebet verrichtete und Christian weinte, und sie den Entschluß faßte, ... das Kind zu der alten Bozena zu schicken. Noch jetzt machte dieser Gedanke ihre Wangen von hoher Glut entbrennen, sie war stolz darauf, daß

sie ihn ausgeführt, was wäre sonst aus Christian geworden? Wurde er nicht dadurch gleichsam befähigt, jene Doppelstellung im Leben einzunehmen, daß er dem Wesen beider Glauben nahe genug stand, um dem einen, dem er durch seine Geburt gehörte, mit aller Kindlichkeit anzuhängen, während ihm der andere das Verständniß seiner innersten Wesenheit erschloß? ...

Es waren wieder zwei Jahre vergangen. Für Sarah und Lea war diese Zeit ein einziger langer Tag voll einförmigen Leides, dem keine Erhebung und Aufrichtung folgte. Die Eine vergaß am Krankenbett des Mannes, daß es draußen noch ein Leben gab, die Andere mit abgehärmten blassen Wangen wußte wohl von einem Leben da draußen, aber der es ihr bieten sollte, befand sich in weiter Ferne, und alle Sehnsucht vermochte ihn nicht herbeizuführen!

In einer Sommernacht saßen Mutter und Tochter, während Wolf in der angrenzenden Kammer schon schlief, beim Scheine einer einsamen Kerze und nähten — eine traurige Beschäftigung für ohnehin gedrückte Menschen, an den Sterbekleidern für eine vor zwei Tagen in der Gasse verstorbene Frau, die am darauf folgenden Morgen begraben werden sollte. Lange schwiegen die zwei; eine Jede spann ihre eigenen Gedankenfäden und die gaben kein heiteres Gewebe.

Da sagte Sarah:

„Eines wundert mich sehr von Channe Klattauer, mit der der Friede sei, daß man nach ihrem Tode keine „Tachrichim“ (Sterbekleider) nach ihr gefunden hat. Ich kann doch nicht denken, weil sie reich war und hat Alles in Hülle und Fülle gehabt, daß sie darum vergessen hat, auf die letzte Stunde zu denken?“

„Das ist nur bei uns Juden,“ meinte Lea, indem sie die Arbeit ruhen ließ, „daß Einem der Tod vorschreibt, man dürfe keinen Augenblick sich einen Spaß mit ihm machen. Muß ich gleich an's Sterben denken, wenn ich meinen Kasten aufmache? Christian hat mir einmal erzählt, bei ihnen wäre das anders — —“

„Ein Jeder thut, wie es ihm am besten dünkt,“ unterbrach sie Sarah mit mehr Strenge, als sie sonst in ihre Vorwürfe legte. „Wir Juden sind eben ein geplagt' Volk, und keine Stunde vergeht, wo nicht Tausende von Herzen gebrochen und geknickt werden. Da schickt es sich, daß wir alleweile Den vor Augen haben, dem wir doch nicht entgehen können. Hast Du nicht gesehen, daß Dein armer Vater, wie er noch gesund war, am Osterabend im Sterbekittel dagesessen ist? Denk' doch, da ist man lustig und trinkt rothen Wein! Meinst Du, das haben unsere Weisen so ohne Grund vorgeschrieben?“

Auf diese Zurechtweisung der Mutter hatte Lea nur ein ungläubiges Kopfschütteln zur Antwort. Oder hatte sie Sarah's Worte gar nicht vernommen?

Nach einer längeren Weile ließ Lea wieder die Arbeit ruhen.

„Ob er schon einmal ein ganzes großes Haus gebaut hat?“ meinte sie, wie aus einem Traume sprechend.

„Wer?“

„Christian!“

„Wie kommst Du gerade auf ihn zu denken?“

„Ich muß d'ran denken, daß er mir als Kind versprochen hat, wenn er einmal groß und sein eigener Herr sein wird, wie er da für mich und für sich ein Haus bauen will!“

„Wie kann man an solche Narretheien denken?“ sagte Sarah strenge, „wenn man gerade an den Tachrichim für Channe Klattauer näht? —“

Ein leises Klopfen an die Fensterscheiben unterbrach ihre fernere Rede.

„Mutter, er ist's,“ rief Lea überlaut und sprang zum Fenster.

„Wer, um Gotteswillen?“

„Christian!“

Warum zuckten Todesschauer durch die Glieder Sarah's, warum fühlte sie sich bis in das Innerste ihres Wesens beim Klange dieses Namens erschüttert?

„Geh hinaus,“ sagte sie nach einer Weile, „und sieh ob er's ist. Wenn es Christian ist, so führe ihn still herein, daß der Vater nicht aufwacht ...“

Und er war es, der jetzt Hand in Hand mit Lea in die Stube trat.

„Christian!" rief Sarah in gedämpftem Tone, indem sie auf die Kammer wies, worin Wolf ihr Mann lag, „Du hast Dein Wort nicht gehalten."

„Mutter!" sagte Christian.

Es war das erste Mal, daß er sie so nannte, und es lag eine so mildeinschmeichelnde Kraft in dem einen Worte, daß Sarah's ganzes Wesen davon erbebte.

„Ja, Christian!" sagte sie, sich allmälig aufrichtend, „ich habe Dich immer als meinen Sohn betrachtet, aber warum folgst Du dann nicht, wie ein Sohn seiner Mutter folgen soll?"

„Schläft er?" gab er zur Antwort, scheue Blicke auf die Thüre der Kammer richtend.

Sarah nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich will es Dir sagen, Mutter," begann Christian mit unsicherer, zu leisem Flüstern herabgedrückter Stimme, „ich habe es nicht länger ertragen können."

Jetzt erst sah Sarah den Sprechenden genauer an. Er sah in seiner Kleidung schrecklich verwildert aus; auch sein Angesicht trug die Spuren tiefer Verstörtheit, wie von durchwachten Nächten oder anhaltender Krankheit. Noch immer hielt er die Hand Lea's zwischen die seine gepreßt.

„Laß sie," rief Sarah' von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, „warum siehst Du ... so aus?"

„Kann man anders aussehen," meinte Christian, indem er die Weisung Sarah's befolgte, „wenn man Tag und Nacht über die Straßen wandert, um hierher zu kommen? Ich sage es Dir ja, Mutter, ich habe es nicht ertragen können."

„Rede nicht so hoch (laut)," gebot ihm Sarah, deren Mißtrauen mit jeder Secunde wuchs. „Du hast etwas in Deiner Stimme, Christian, was mich erschreckt und zittern macht. Haben das die zwei Jahre gethan, die Du fort warst? Als Kind bist Du nicht so gewesen —"

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter?" sagte Christian mit so treuherziger Unbefangenheit, wie sie nur ein Heuchler hätte erdichten können.

Sarah schüttelte den Kopf.

„Und ich versteh Dein Kommen gerade zur Nachtzeit nicht," meinte sie, „wenn man Menschen erfreuen will, muß man sie erschrecken?"

„Habe ich Dich erschreckt, Lea?" rief Christian, die Hand des Mädchens wieder ergreifend.

„Laß ab von ihr, laß ab!," rief Sarah, deren Argwohn zunahm. „Du gefällst mir nicht, Christian!"

„Warum soll ich von ihr lassen?" rief Christian mit

einem glühenden Blicke auf Lea, „Du giebst sie mir ja selber, Mutter!"

„Lebendiger Gott!" Nur das Eine vermochte Sarah zu rufen; dann bedeckte sie schaudernd das Gesicht mit beiden Händen. Der Blitz, der ihr als fernes Wetterleuchten einmal schon erschienen und dann von ihr vergessen worden war, er fuhr soeben mit der Unmittelbarkeit elementarer Kraft vor ihren Augen nieder, Alles zertrümmernd, woran sie gebaut, und bis in das Heiligthums ihres Wesens den vernichtenden Feuerbrand schleudernd! In diesem einen Augenblick durchlebte sie rückschauend die Geschichte vieler Jahre und ihr Inhalt drängte sich in den einen im Innern austönenden Schmerzensschrei zusammen: „Ich habe Unrecht und die Welt hat Recht behalten!"

Als Sarah die Hände vom Angesichte weggab, mochte sie einen erschreckenden Anblick bieten. Ihre Augen starrten weit und gläsern vor sich hin und um ihre Mundwinkel zuckte jener Zug von Entsetzen, der dem Tode abgeborgt ist, und doch dem vollen Leben gehört. Lea warf sich ihr an den Hals und schrie angstvoll:

„Warum bist Du so erschrocken, Mutter! Komm doch zu Dir!"

Mit fast übermenschlicher Gewalt drückte Sarah die Tochter an sich; jeder Nerv in ihrem Leibe klammerte sich an das gefährdete, nur in ihren Armen sichere Kind

„Geh fort, Christian!“ kreischte sie, „geh fort! Du hast in meiner Stube nichts zu thun!“

Christian hatte die Arme vor die Brust gekreuzt; ein tieftrauriger Zug von Mitleid spielte um seine Lippen.

„Warum bist Du so erschrocken, Mutter?“ sagte auch er, „ich habe Dich niemals so gesehen. Du bist immer gut und freundlich gegen mich gewesen, hast an mir gehandelt, wie sonst kein Mensch in der Welt, und jetzt mit einem Male kommst Du mir so fremd entgegen und erschrickst vor mir, als wäre ich wie ein Dieb in Dein Haus eingebrochen.“

„Du bist auch ein Dieb!“ unterbrach ihn Sarah außer sich, „und besser wäre es gewesen, ich hätte Dich ertrinken und verkommen lassen in der Isar, wie Dein Vater und Deine Mutter ertrunken und verkommen sind.“

„Das hat meine Mutter Sarah nicht gesagt,“ rief Christian mit seltsam zitterndem Tone, „das hat die Frau nicht gesagt, die mich auf ihrem Arm getragen hat und blutige Thränen geweint hat, wie einst ihr Mann die Hand gegen mich aufhob. Meinst Du, ich habe damals Dein Schluchzen nicht gehört? Ich habe es mir gemerkt, wie sich ein Wirth die Zeche seines Kunden merkt, und Alles, was Du an mir gethan hast, habe ich mir an einer Stelle aufgeschrieben, wo sie

Keiner auslöschen kann. Meinst Du, ich weiß nicht, was Du um meinetwegen gelitten hast? Ich habe oft über Dich nachgedacht, Mutter, besonders wie ich in der Fremde war. Da haben sich meine Kameraden oft über mich lustig gemacht, haben mich „Judenbursch“ geschimpft, weil sie gewußt haben, daß ich bei Euch war erzogen worden, aber ich habe mich nie geschämt, und mit Stolz habe ich ihnen gesagt: Und ihr alle zusammengenommen habt keine solche Mutter gehabt! Und nirgends hat es mir so geschmeckt, als an Deinem Tische, und nirgends habe ich so geschlafen, als in Deinem Hause, und nirgends ist mir so wohl gewesen, als bei Dir! Wissentlich habe ich Dich nie kränken wollen, und jetzt wirfst Du mir vor, ich sei wie ein Dieb in Dein Haus eingebrochen und verhüllst Dein liebes Gesicht vor mir!“

Seine Stimme klang fast wie die eines Weinenden; sie brachte eine wunderbare Wandlung in Sarah hervor. Ihre Augen hatten den gläsernen Glanz verloren, der Entsetzenszug um ihre Mundwinkel war verschwunden. Waren es die Worte Christians, war es die Rückkehr ihres Wesens, das sich von der Gewalt eines unvorhergesehenen Ereignisses aus seiner ruhigen Bahn hatte schleudern lassen?

„Du thust mir sehr wehe, Christian,“ sagte sie mit zuckenden Lippen.

„Sieh an, Mutter!“ fuhr Christian fort. „Ich bin in guter Arbeit da unten in einer Stadt an der deutschen Grenze gestanden, da haben sie mich unter die Soldaten nehmen wollen, weil jetzt überall in der Welt Krieg ist. Wie ich das erfahren habe, da bin ich auf und davon. Da habe ich eine Sehnsucht nach Euch in mir verspürt, die war nicht zu stillen. Wenn sie Dich jetzt in den Krieg schicken, habe ich mir gesagt, und Du hast Deine Lea nicht mehr gesehen und weißt nicht, was aus ihr geworden ist und was aus ihr werden wird — denn Lea gehört mir und Du bist nicht umsonst die Mutter von ihr! Siehst Du, wie mir das Alles eingefallen ist, hat es mir nicht mehr Ruhe gelassen; ich muß wissen, was aus Lea werden wird — Ich kann nicht leben und nicht sterben, wenn ich das nicht weiß —“

„Schweig, schweig, Christian!“ rief Sarah, auf's Neue erschreckt von der Glut dieser nie gehörten Sprache.

„Aber ich will nicht Soldat werden, ich hacke mir einen Finger ab, da sollen sie dann sehen, ob ich ein Gewehr laden kann — ich gehöre in Dein Haus, Mutter, und Lea gehört mir — Ich lasse mir sie nicht nehmen, und hier will ich bleiben und will kein Soldat sein.“

Sarah saß da, geknickt und gebrochen; sie hörte den gewaltigen Orkan um ihr Haus brausen... im nächsten

Augenblicke konnten sie Alle, die es beherbergte, unter seinen Trümmern begraben sein.

„Und das Alles,“ tönten tausend Stimmen in ihr, „hättest Du vermeiden können, wenn Du nicht Dir, sondern der Welt gefolgt hättest. Jetzt bricht Alles zusammen!“

Sie seufzte tief auf.

„Das ist die schwerste Stunde meines Lebens! Gott helfe mir darüber,“ flüsterte sie halblaut.

In demselben Augenblicke rief Lea, die bis dahin nur die Mutter und Christian hatte sprechen lassen, nach der Thür weisend:

„Still, der Vater ist erwacht.“

Und in der That drang aus der Kammer, worin Wolf Ungar schlief, die oft gehörte Redensart des kranken Mannes, wie sie schon seit Jahren auf seinen Lippen saß: „Auseinanderreißen — es ist gegen die Natur — das ist das Unglück der Babe — mit der Granatenschnur —“

Niemals hatten diese wenigen Worte, die ihr doch aus langer Gewohnheit zu wesenlosen Begriffen geworden waren, so wunderbar licht und verständnißvoll geklungen! Wie unter einem belebenden Hauche erhob sich die Ermattung ihrer Seele; das war nicht mehr die gebrochene Sarah, die einen Augenblick zuvor in muthloser Bangigkeit ihr Haupt vor dem nahenden Sturme geborgen! Sie hatte sich in die Höhe gerichtet, ein küh-

ner Muth leuchtete aus ihren Blicken, und um ihren Mund spielte ein Zug von Trotz, der auf Unbeugsamkeit eines Entschlusses hindeutete.

„Ja, mein guter Mann!“ rief sie gegen die Kammerthür gewandt, „Du sollst bald wieder Deine Ruhe haben. Du sollst Deinen Schwur nicht zu bereuen haben.“

Und als Christian sie verwundert ansah, sagte sie kurz und bestimmt:

„Du kannst nicht in der Stube bleiben, Christian! Geh' hinaus und setz' Dich draußen auf die Bank unter dem Nußbaume — Ich will in einiger Zeit zu Dir hinauskommen und dann wollen wir mit einander reden.“

„Darf ich mit ihm gehen?“ fragte Lea.

„Ja, mein Kind, Du darfst —“ sagte sie nach einigem Ueberlegen.

Jetzt war sie allein! Erst schlich sie auf den Zehen an die Thüre der Kammer und lauschte. Sie konnte die Athemzüge des ruhig Schlummernden deutlich vernehmen. Dann setzte sie sich an den Tisch in den alten Lehnstuhl, löschte das Licht aus und saß nun da, der Nacht und ihrem Sinnen hingegeben allein, ganz allein! Was in ihr vorging? Wer wollte sich erkühnen, dem Gedankenleben dieser einsamen Menschenseele auf den Grund zu sehen, deren Wehe nur dem Auge des

allwaltenden Weltgeistes offenbar vorlag? Da sitzt Sarah, die einfältige Frau eines Gemeindedieners in einer stillen böhmischen „Gasse“, aber das was sie denkt, ist mit Flammenzeichen in die Geschichte des Menschenthumes eingetragen, Blut und wieder Blut bezeichnet seine Bahn, und der letzte Athemzug gemordeter und zu Tod gehetzter Geschlechter weht sie an. Lichtere Zeiten und Menschen dämmerten vor ihr auf, sie schüttelt aber den Kopf und wehrt sie mit der Hand ab. Sie sind noch nicht da — Blüthenkelche öffneten sich, die bis dahin verschlossen waren, aber die Menschen schritten noch hinweg über sie . . .

Dann erhob sie sich wieder und zündete die Kerze an. War auch ihrer Seele das Licht aufgegangen? Dann lauschte sie noch einmal an der Schlafkammer ihres Mannes und schlich hierauf unhörbar zur Stube hinaus.

Draußen auf der Bank unter dem Baume saßen die zwei, Christian und Lea. Sie vernahmen es kaum, daß die Mutter vor ihnen stand. Sarah setzte sich an das eine Ende der Bank. Rings herum waltete tiefe, schweigende Nacht.

„Christian,“ begann Sarah nach einer Weile — „hast Du noch eine Erinnerung davon, wie Deine Mutter ausgesehen hat?“

„Nein!“

„Was meinst Du, wenn Deine Mutter heute noch lebte, und Du kämest zu ihr, wie Du zu mir gekommen bist und sagtest ihr, was Du zu mir gesagt hast — ich meine das mit Lea — was für eine Antwort möchte sie Dir geben? Antworte mir nicht gleich und denke nach.“

„Ich weiß nicht, Mutter.“

„So will ich Dir es sagen, Christian! Deine Mutter hätte nur Einen Wunsch, und der wäre, Du möchtest einen Stein an Deinen Hals binden und Dich damit in die Iser werfen, da, bei den Ziegelhütten, wo sie am tiefsten ist.“

Christian stieß zwei Namen hervor, die den Inbegriff des Heiligsten für ihn, des Gottessohnes und seiner Mutter, bildeten.

„An dem Schrecken, mit dem Du diesen Ausruf thust,“ sagte Sarah, „sehe ich erst wie Recht ich habe. Deine eigene Mutter, Christian, hätte Dir keine andere Antwort gegeben.“

Sie legte die Hand auf die Schulter Christians und fuhr in milder, fast geflüsterter Rede fort:

„Christian! mein guter Sohn, Du mußt auf und davon, und mußt viele, viele Meilen wandern, bis ein so ein weites und großes Land ist zwischen Dir und uns, daß auch nicht ein Laut von uns zu Dir kommt, oder von Dir zu uns. Du mußt wandern und wandern

und darfst Dich niemals umsehen und keinen Augenblick Rast halten. Dann wird Dir wohl werden — und auch uns — Du mußt fort, mein Sohn Christian!"

„Ich kann nicht, Mutter!" rief Christian, „ich werde es nicht thun! Zum zweiten Male lasse ich mich aus Deinem Hause nicht jagen."

„Sprichst Du so mit Deiner Mutter, Christian?"

Und nach einer längern Weile sagte Sarah:

„Es ist mir noch ganz gut erinnerlich, als wenn es erst heute geschehen wäre. Als Kinder seid Ihr einmal unter demselben Baume gesessen, unter welchem wir jetzt sitzen. Du, Christian, hast aus einem kleinen Schulbüchelchen gelernt und Lea hat auf einer Schiefertafel etwas geschrieben, ich aber, ich habe Euch durch das Fenster belauscht. Da hat Lea ihre Schiefertafel zerbrochen, und wie sie geweint hat, hast Du sie getröstet und gemeint, die Tafel läßt sich wieder ganz machen, wenn erst der Drahtbinder kommt. Lea aber hat ausgerufen: Was zerbrochen ist, ist zerbrochen — hörst Du mir gut zu, Lea?"

„Ja, Mutter!" tönte es leise zurück.

„Was zerbrochen ist, ist zerbrochen, das sage ich euch," fuhr Sarah fort. „Es läßt sich nicht mehr ganz machen, und der Bruch ist auch nachher zu sehen. Warum habe ich mir das, was Lea damals gesprochen hat, so deutlich gemerkt und vieles Andere ist mir ent-

schwunden? Ich will Dir das erklären, Christian. So kindisch die ganze Sache war, so liegt doch darin ein starker Sinn und den müssen wir Beide uns merken. Was Du glaubst, Christian, und das, was ich glaube, ich meine das, wie man es mit Gott dem Allmächtigen im Himmel hält, das sind auch zwei zerbrochene Tafeln, zwei Stücke von einer, die einmal ist ganz gewesen. Wer sie zerbrochen hat? und ob es gut war, sie zu zerbrechen? Das kann ich nicht entscheiden, dafür bin ich ein zu unbedeutend Weib. Genug an dem, mein guter Christian, seitdem die alte Tafel zerbrochen ist, ist viel Streit und Herzbrechen in der Welt, jeder hält an seinem Theile fest und darüber sind hunderte und tausende von Jahren schon hingegangen. Auf jedes der zwei Stücke hat aber Gott etwas geschrieben, und daran hält ein Jeder fest, und nur Gott der Allmächtige allein ist im Stande, die zerbrochene Tafel wieder so ganz zu machen, daß was auf dem einen Stücke geschrieben steht, zu demjenigen paßt, was auf dem andern geschrieben steht. — Den Tag, wo das geschieht, den werden wir nicht erleben, nicht ich, nicht Du, Christian. Willst Du aber wissen, was in unserer heiligen Schrift steht? Tagtäglich beten wir: „Gott wird Herr sein über die ganze Erde, an dem Tage ist Gott der Einige und sein Name — der Einige!“ Aber für jetzt ist die Tafel zerbrochen . . .!“

Ein minutenlanges Schweigen folgte den Worten Sarah's. In der würzigen Sommernacht, die rings herum waltete, dufteten und öffneten sich viel tausend Blumenkelche, angeküßt und gekühlt von den Lüften der Nacht. Millionen Augen hatten sich geschlossen zu friedseligem Schlummer, aber auf diesen drei Menschenherzen lag der Bann tiefster Traurigkeit; wenn sie auseinanderschieden, so hatte das die bitterste Entsagung geboten. Wird das Wort ausgesprochen werden?

„O! ich versteh' Dich, Mutter, ich versteh' Dich ganz!" tönte es von Lea's Lippen.

„Und Du, mein Christian?" fragte Sarah, die Hand auf seine heiße Stirn legend.

„Ich möchte, Du hättest mich in die Iser fallen lassen, Mutter, da, wo sie am tiefsten ist," sagte er mit dumpfer Verzweiflung.

„Sag' das nicht, Christian! sag' das nicht. Gott hört so was nicht gerne. Denk' Du lieber an die zerbrochenen Tafeln, und daß von diesem Augenblicke Alles aus und zu Ende sein muß... hörst Du gut, Christian? Alles zu Ende?"

Christian wollte aufstehen, aber die sanfte Gewalt der auf seiner Schulter liegenden Hand hielt ihn zurück.

„Christian!" rief Sarah mit hervorbrechenden Thränen, „willst Du denn Deine Mutter nicht anhören? Ich hab' Dich gepflegt und bewacht, und wenn Du krank

warst, bin ich an Deinem Bette gestanden, und wenn mein Mann Dich strenge behandeln wollte, habe ich es abgewehrt von Dir! Soll ich das Alles jetzt bereuen? Soll ich, willst Du der Welt ein Beispiel geben, daß man sein Herz verschließen soll wie einen Sack, in den auch nicht das kleinste Erbarmen hineindarf? D'rin liegt der Mann mit dem kranken Gehirn ... wie wenn er einmal aufwacht und mich fragt: Wo ist meine Tochter Lea? Soll ich ihm sagen, das Kind, das ich bei mir aufgenommen hatte, dem Du an Deinem Tisch'e einen Platz hast eingeräumt, es hat die Schuld auf sich — daß Du Deine eigene Tochter nicht mehr Dein Kind nennen darfst? Soll ich ihm das sagen, Christian?"

„Genug, genug, Mutter!" rief Christian schluchzend. „Ich habe Dich verstanden: Zerbrochen ist zerbrochen."

„Und jetzt geh', mein Sohn Christian und folge dem Rathe Deiner Mutter. Wandere, so weit Dich Deine Füße tragen und schaue nicht zurück. Es müssen Meilen und Länder und Berge liegen zwischen Dir und uns. Dann wird Dich Gott beschützen auf allen Deinen Wegen — und denk' nicht mehr an uns."

Sie hatte die Hand auf seinen Kopf gelegt und es war ein Segen, den ihre flüsternden Lippen dabei sprachen.

Christian war aufgestanden, seine Brust arbeitete heftig.

„Lea!“ rief er.

„Christian!“

Minutenlang hielten sie sich umklammert, sie konnten von einander nicht lassen.

Endlich rief Sarah:

„Komm, Lea, mein Kind. Du weißt, wir sind mit dem letzten Anzuge für Channe Klattauer noch nicht fertig — und die Todten können nicht warten. Komm!“ — —

In stiller Nacht klirrte der Riegel an dem Thore des Synagogenhofes. Eine Gestalt drängte sich hinaus, Schritte wie die eines Verfolgten wurden in der schlaftrunkenen Gasse hörbar. Auf der Erde gab es ein Menschenglück weniger! — —

Viele Jahre später.

Durch die „Gasse“ sieht man namentlich an Tagen, wenn die Sonne sich etwas behaglicher über die Häuser und Dächer legt, zwei alte Menschen wandeln, ein gebücktes, trippelndes Mütterchen und einen nur um etwas weniger stramm auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand — und nur wenn die Mittagsglocke geläutet wird, gleiten ihre Hände auseinander. — Vor

einem einstöckigen Hause, das hart am Rande des Baches steht, endet ihr Gang.

Es ist Christian und Lea!

Mit zitternden Fingern und trübgewordenen Augen, mit ergrauten Haaren und Runzeln auf Stirn und Wangen, so hatten sich die Zwei im Winter ihres Lebens wieder gefunden, die im Lenze von einander geschieden waren.

Im Laufe weniger Jahre hatte Lea Vater und Mutter begraben. Dann ging sie in die Fremde, und diente — und sparte Pfennig auf Pfennig und Gulden auf Gulden. Damit ging sie wieder in die alte Heimath.

Eines Tages kam ein altes Mütterchen in der „Gasse" an und gab sich da den Leuten als Wolf Ungar's und Sarah's Tochter zu erkennen. Es gab nur wenig noch ältere Leute, die sich ihrer zu erinnern wußten, und seltsam genug, nur wenige Tage später traf ein alter Mann ein, der auf Grund seines Heimathscheins sich als Christian, den Sohn des Schusters Johannes Wurma, in der Gasse auch „Honza Schuster" genannt, auswies.

Einige Wochen später führten Maurer und Zimmerleute das kleine Haus auf, das hart am Rande des Baches steht. Als es fertig und eingerichtet war, bezogen es die beiden alten Leute.

Lacht ihnen nicht nach, vielmehr grüßet sie ehrfurchts-

voll, wenn ihr seht, wie am Sabbat oder an sonstigen Feiertagen der alte Christian seiner alten Lea den schweren „Sidur" (Gebetbuch) nachträgt bis zum Eingange der Synagoge, und lacht auch nicht, sondern fühlt Euch gehoben von dem Athemzuge des göttlichen Geheimnisses, das über den weißen Häuptern dieser Greise waltet, wenn Ihr am Sonntage den alten Christian zur Kirche schreiten sehet, mit einem weißen Halstuche, das ihm die alte Sarah mit ihren eigenen Händen gewaschen und umgebunden hat. —

In einem alten Buche, das aus der Büchersammlung Kalman Würzburgs, auch „Klein-Mendelsohn" genannt, herrührt, fand sich lange Zeit nachher ein mit vergilbter Tinte geschriebener Papierstreifen, auf dem Folgendes stand:

„Es giebt eine Liebe und eine Einigung unter den Menschen, die ist stärker und gewaltiger als die, von der König Salomo in seinem Hohenliede spricht. Davon habe ich ein Beispiel bekommen an Sarah, Frau von Wolf Ungar, dem Gemeindediener. In dem Herzen dieses jüdischen Weibes liegt diejenige Liebe, die der Welt einmal den Frieden und die Ruhe wieder zurückgeben wird. Wie kann der Wolf ruhen neben dem Lamm und die Viper neben dem zarten Säuglinge, wenn Gott nicht dafür sorgt, daß noch mehr als eine Sarah Ungar nachgeboren wird!"

II.

Die beiden Schwerter.

In jenem berühmten „Kontrollorgange" der kaiserlichen Burg in Wien, wo Josef der Zweite — warum fährt uns eine so lichte Gluth über das Antlitz, während wir diesen Namen niederschreiben? — seinem Volke in des Wortes weitestem Sinne Gehör gab, standen eines Tages mitten unter einem Haufen von Leuten, die sich aus allen Ständen, Geschlechtern und Provinzen zusammengefunden hatten, ein Mann und eine Frau, Eheleute, wie es schien. Neben dem ungarischen Bauer, der von weiter Pußta hergekommen war, um seinem „Könige" eine Klage wider einen Edelmann vorzutragen, wie er in straffer Haltung dastand, die eine Faust auf den eisenbeschlagenen Fokos gestemmt, den Schafpelz um den riesigen Leib geschlagen, während die andere Hand abwechselnd die beiden kühn aufgeworfenen Schnurbartspitzen kräuselte, nahm sich jenes Ehepaar gar sonderbar aus! Der Mann, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stehend, hatte nichtsdestoweniger ganz

ergrautes Haar; scheu und gedrückt, das dreieckige Hütlein in den krampfhaft zitternden Händen haltend, konnte man ihm, ohne ihn noch gehört zu haben, eine traurige Geschichte voll Drangsal und Kummer vom Gesichte herablesen. Ein Glücklicher mochte neben ihm nicht lange verweilen. Seine Lippen murmelten beständig und der kleine weiße Kopf bewegte sich wie der Perpendikel einer Uhr, unaufhörlich nach rechts und links, als wollte er beweisen, daß man ihm bisher keinen rechten Ruhepunkt gegönnt hatte. Dagegen bot die Frau neben ihm einen etwas erfreulicheren Anblick. Sie hatte eine verblichen goldene Haube auf, wie sie damals die Frauen in den Ghetto's trugen und schien bedeutend jünger als ihr Mann. Ihr Antlitz war noch von jenem rosigen Schimmer überhaucht, den oft die Jugend wie ein Almosen an das reifere Alter abtritt; dagegen schienen ihre Augen viel geweint zu haben. Sie mochten einst schön gewesen sein; wenn sie sich aber jetzt aufhoben, traute man ihnen fast keine Sehkraft zu. Ursprünglich tiefblau, waren sie jetzt blaß und ausdruckslos geworden.

Das Ehepaar hatte einen weiten Weg zurückzulegen gehabt, ehe es in den Kontrollorgang der kaiserlichen Hofburg gelangen konnte. Sie waren in Böhmen zu Hause, und hatten vor vierzehn Tagen ihre Heimat verlassen. In Wien selbst befanden sie sich kaum vier und zwanzig Stunden, — und schon standen sie vor dem

Antlitze des wahrhaft gottbegnadigten Herrschers, vor dem Fürsten, dessen gesammtes Wesen niemals in seiner ganzen erfrischenden und aufrichtenden Größe erfaßt werden wird, da er das schönste Geheimniß der Schöpfung Gottes in sich barg, ein echtes Menschenherz ... und die Enthüllung von Geheimnissen eben nicht die starke Seite des geschichtlichen Verstandes bildet.

Schon hatte sich der weite Kontrollorgang beinahe geleert, der ungarische Bauer in seinem Schafpelze und unser Ehepaar waren die Letzten geblieben. Der Kaiser näherte sich ihrer Gruppe. Wer von ihnen sollte zuerst sprechen? Da griff der Bauer ohne vieles Bedenken in den Brustlatz seines Pelzes und brachte die „Supplik“ hervor, die er dem Kaiser entgegenhielt.

Eine Weile ruhten die Augen Josefs wohlgefällig auf der strammen wohlgebildeten Gestalt des Bauers, dann entfaltete er das Papier. Er las es vom Anfang bis zu Ende; seine Züge waren tief ernst geworden. Die Supplik des Bauers war in jenem Latein abgefaßt, wie es eben nur der Feder eines schlichten Dorfnotars entspringen konnte. Warum Lateinisch? Warum in der todten Sprache von Ruinen zu seinem lebendigen deutschen Herzen sprechen? Und dann! Ließ sich noch immer kein Mittel finden, um diesen magyarischen Edelmann zur Ueberzeugung zu zwingen, daß die niedergeborene Creatur Rechte besitze, denen er, der Uebermü-

thige, beständig den eisenbeschlagenen Stiefel auf den Nacken stemmte?

Nur wenige in ungarischer Sprache lautende Worte hatte der Kaiser an den Bauer gerichtet, sie schienen Gewährung der Bitte zu enthalten; dann wandte er sich mit einer Handbewegung, die den Magyaren verabschiedete, an das aus Böhmen kommende Ehepaar. In demselben Augenblicke stürzten die beiden Leute, Mann und Frau, auf die Knie.

Josef trat einen Schritt zurück.

„Steht auf, steht auf, guten Leute!" sagte er milde. „Was ist Euer Begehr?"

Aber die Beiden waren nicht im Stande, dem kaiserlichen Worte Folge zu leisten. Tiefe Stille herrschte in dem weiten Saale, nur das Schluchzen des auf den Boden hingestreckten Ehepaares war vernehmbar. So währte es eine geraume Weile, bis es endlich der Frau gelang, sich aus ihrer halb liegenden, halb knieenden Lage aufzurichten. Ihr Antlitz war thränenüberströmt.

„Wer seid ihr, Mutter?" fragte Josef, auf den die verwitterte Schönheit dieses Kopfes mit den verblaßten müden Augen einen tiefen Eindruck zu machen schien.

„Ja wohl, Eure kaiserliche Majestät," brachte die Frau mühsam hervor, „ich bin eine Mutter und Euer Majestät haben es ganz gut errathen ... Ich bin eine Mutter, und der da neben mir ist mein Mann, und

wir beide sind aus Kojetein in Böhmen . . . und bringen ein großbeschwertes Herz vor unsern allerdurchlauchtigsten Kaiser und Herrn . . ."

„Sprecht euch aus, liebe Mutter," sagte der Kaiser, „darum seid ihr ja zu mir gekommen."

„Das ist wahr, Euer Majestät," sagte die Frau, indem ihr ein neuer Thränenstrom entstürzte. „Wie soll ich mich aber aussprechen, da ich doch weiß, daß mein allergnädigster Kaiser selbst mir wird nicht helfen können . . ."

„Laßt doch sehen, Mutter," lächelte der milde Herrscher, „die Sache ist vielleicht nicht so schwierig."

„O! Euer Majestät," meinte die Frau, „sie ist so schwer und unser Herr Pfarrer zu Hause hat es selbst gesagt."

„Euer Pfarrer?" rief der Kaiser verwundert. „Seid ihr denn nicht . . ."

„Juden, wollen Euer Majestät sagen," unterbrach ihn die Frau. „Ja, das sind wir! Ich heiße Gitel und mein Mann da neben mir heißt Schlome . . . Schlome Fingerhut, seitdem wir teutsche Namen bekommen haben."

„Und wie kommt ihr dennoch zu einem Pfarrer?"

„Das ist ja eben unser großes Unglück, Euere kaiserliche Majestät!" rief die Frau traurig, „wer hätte denn mir oder meinem Mann an der Wiege vorgesun-

gen, daß wir auf unsere alten Tage es werden mit einem Pfarrer zu thun haben?"

„Was ist der Pfarrer für ein Mann!" rief Josef rasch, indem er seine durchdringend blauen Augen auf die Jüdin richtete.

„Gott soll ihn hundert Jahre leben lassen!" sagte die Frau feierlich, und ihre Blicke wandten sich mit einer gewissen Andacht gegen die Decke des Saales.

Josef schüttelte das Haupt. Die sonderbaren Reden der Frau schienen ihn nicht zur Ungeduld zu stimmen, es mochte ihm aus ihnen ein Geist entgegentreten, den er gern begriffen wünschte.

„Sprecht Mutter!" sagte er, „was ist Euer Begehr?"

„Alles, was Euere kaiserliche Majestät hören wollen, das Alles steht viel besser in dem Papier da aufgeschrieben, was mir unser Herr Pfarrer mitgegeben hat."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Kaiser ein in Bittbriefform zusammengelegtes Papier, das der Herrscher mit einer gewissen Hast entfaltete.

„Lesen Sie nicht, Euere kaiserliche Majestät," — rief mit einem Male der Mann, der bis dahin in seiner knieenden, fast am Boden zusammengekauerten Lage verharrt hatte, mit so durchdringend lauter Stimme, wie sie in diesem Saale vielleicht niemals erklungen sein mochte.

Dem Herrscher bot sich ein ebenso sonderbarer als ergreifender Anblick dar.

Derselbe Mann, der einige Sekunden zuvor von dem Gefühle der Furcht, einem Fürsten gegenüber zu stehen, bis zur äußersten Ohnmacht, fast bis an das Todesgrauen gedrängt worden war, derselbe Mann stand jetzt aufrecht, jede Muskel seines Körpers von einem muthvollen Gedanken geschwellt vor Josef dem Zweiten. Das dreieckige Hütlein war auf den Boden gefallen, der böhmische Jude schien um eine Kopflänge gewachsen zu sein. Dazu blitzte ein dunkles Feuer in seinen kleinen Augen und sein blasses Angesicht trug in den vielen Furchen die Zeichen eines von innen lohenden Brandes.

„Lesen Sie nicht, Euere kaiserliche Majestät!" rief er also, die Hand wie abwehrend gegen den Herrscher ausgestreckt, „bis ich zuvor gesprochen habe."

„Was ist es, Mann?" sagte Josef der Zweite, noch immer ohne irgend welche Ungeduld. „Faßt Euch! Ihr steht vor Eurem Kaiser, der noch keinem seiner Unterthanen Gehör versagt hat."

„Nun gut, Euer Majestät!" rief der böhmische Jude, „ich komme gar nicht als Bittsteller, ich komme anzuklagen denjenigen, den der allmächtige Gott im Himmel als seinen Stellvertreter auf Erden aufgestellt hat, daß er richte zwischen Gut und Schlecht, zwischen Licht und

Dunkel. Und weil Gott einen Menschen so hoch aufgerichtet hat, daß alle andern Menschen neben ihm zu nichts werden, muß er ihm auch etwas von seiner Gerechtigkeit verliehen haben, und die darf kein Stäubchen Unrechtes neben sich dulden, und muß es ausrotten, wie Unkraut aus dem Acker."

Der Mann hielt inne.

Ein leichtes Runzeln fuhr über die hohe Stirne Josefs des Zweiten.

„Alter Mann," sagte er mit einem Anfluge von Strenge. „Du sprichst ein großes Wort aus, und weißt vielleicht nicht, was Du sprichst. Bedenk' es wohl. Kann ich verhüten, daß Dir ein Unrecht zugefügt werde, so wird es geschehen, Du sollst mich nicht umsonst an meine höchste Pflicht gemahnt haben. Ich bin nur ein Mensch, also mit Unvollkommenheit behaftet, ich kann das im Dunkel schleichende Unrecht nicht immer gewahr werden. Sprich! Ist Dir von einer meiner Behörden eine Kränkung Deines guten Rechtes angethan worden? Ich gebe Dir mein kaiserliches Wort, es soll Dir Genugthuung werden, wenn sich Deine Anklage bewährt."

„Euer Majestät," rief der böhmische Jude aus keuchender Brust, und eine aschgraue Färbung überflog sein bis dahin gerötheтes Gesicht. „Das Unrecht, das ich erleide, kommt von Eurer Majestät selber . . ."

„Schlome!“ schrie das Weib neben ihm in Todesangst und faßte nach der Hand des Mannes.

„Sprich, alter Mann!“ sagte Josef milde, der es wohl begriff, daß er mit der Sprache eines hochaufgeregten, gleichsam aus seinen gewohnten Bahnen getretenen Gemüthes nicht allzustrenge in's Gericht gehen durfte. „Ich bin es also, den Du anzuklagen hast?“

„Ja, Euer Majestät!“

„Und worin besteht mein Unrecht?“ rief der Enkel so vieler Cäsaren mit leicht begreiflicher Hast.

Niemals vielleicht zeigte sich jenes große Herz der ihm gewordenen Sendung würdiger, als gerade in diesem Augenblicke. Josef der Zweite, der deutsche Kaiser, der Erbe und Besitzer glänzender Kronen, stand dem böhmischen Juden aus Kojetein Rede und Antwort in einer Sache, in der er als Angeklagter erschien!

„Euer Majestät,“ begann Schlome mit unbeugsamer Entschlossenheit in Ton und Geberde, „haben das Toleranzedict herausgegeben. Man sagt, es soll für uns Juden sehr gut sein ... das Toleranzedict hat mich um meinen Sohn gebracht!“

Kaum hatte der böhmische Jude diese kühne Anklage ausgesprochen, als auch schon die unnatürliche Gereiztheit, in der sein ganzes Wesen tönte, gleichsam als hätte sie den höchsten Ton einer über alles Maß überspannten Saite erreicht, in ihr gerades Gegentheil um-

schlug. Er taumelte zurück und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht seine Frau mit kräftiger Entschlossenheit mit beiden Händen erfaßt und aufrecht erhalten hätte.

„Ich verstehe Dich nicht, alter Mann!" sagte Josef, während sein Auge mehr neugierig als strenge auf der Gestalt der vor ihm Stehenden haften blieb. „Was hat mein Toleranzedict mit Deinem Sohne zu thun?"

Und wieder erhob sich der böhmische Jude zu einer jener gewaltsamen Kraftanstrengungen, denen sein gesammtes Wesen so unähnlich sah. Seine Gestalt richtete sich auf, seine Augen erhielten wieder Feuer, jeder Nerv in seinem Leibe schien auf der Lauer zu stehen.

„Euer Majestät!" sagte er, indem er einen Schritt vorwärts that, „die Religion ist für den Menschen das Höchste! wer ihm daran greift, der greift an Gott und verletzt die Ehrfurcht, die wir ihm schuldig sind. Das Toleranzedict von Euer Majestät mag gut und gnädig sein, wer sollte das nicht erkennen? Die Letzten waren wir in den Staaten Euerer Majestät, verflucht und gemieden wie Pestkranke .... keinen Tag war unsere Existenz sicher; wem es einfiel, der konnte uns beschimpfen, mit dem Fuße treten und aus unserem Hause jagen. „Sie sollen erschrecken vor jedem Blatte, das fällt", heißt es in der Bibel, und das Wort ist an uns buchstäblich wahr geworden. Wir haben gezittert und gebebt vor dem Großen wie vor dem Kleinen, weil uns Beide

weh thun konnten. Unser Recht war in der Hand der Mächtigen wie ein Stück Lehm in der Hand des Töpfers; wir haben nicht die Ehre und Würde gehabt, wie sie selbst der robotpflichtige Knecht genießt ... Da haben Euer Majestät das Toleranzedict herausgegeben ..."

„Und nun?" fragte Josef und seine blauen Augen leuchteten in einem eigenthümlichen Glanze.

„Wenn man lange krank gewesen ist" fuhr der Jude in erhöhtem Tone fort, „dann thut Einem der kleinste Sonnenstrahl wohl und man fühlt sich davon bis in die tiefste Seele hinein erwärmt. Aber nicht Jeder vermag das zu ertragen. Weil ihm der eine Sonnenstrahl wohlthut, der auf sein Bett fällt, so meint mancher Kranke, er muß auch hinaus in die Freiheit und auf die Gasse, wo er die ganze Sonne und den blauen Himmel über sich hat. Und da kann es sich ereignen, daß der erste Schritt, den er vor das Haus setzt, ihm das Leben kosten kann. Denn draußen lauert der Tod."

„Ich fange an, Dich zu verstehen, alter Mann!" sagte Josef, „sprich weiter!"

„Das Toleranzedict, Euer Majestät," rief Schlome Fingerhut, „ist ein solcher Sonnenstrahl, aber die ihn genießen, werden daran zu Grunde gehen! Denn weil die Religion das Höchste für den Menschen ist, so darf auch keine Hand darnach greifen und tasten. Das Toleranzedict, kaiserliche Majestät, wird uns übermüthig

machen, wird uns die Lust eingeben, hinaus in die Freiheit und auf die Gasse treten zu wollen ... In siebzig Jahren wird es gar keine Religion mehr geben."

Josefs Antlitz deckte sich mit einer tiefen Gluth; seine in der Falte des Jabots ruhende Hand fuhr mit einer gewissen Heftigkeit heraus.

„Das also ist es, was Dich beunruhigt!" rief er und seine Sprache klang herb, abstoßend, gereizt. „Mein Toleranzedict wird Euch um Eure Religion bringen?"

„Gnade, Gnade! Euer Majestät!" flehte der böhmische Jude, der erst jetzt inne zu werden schien, daß diesem Tone gegenüber nur das Schweigen der Demuth sich eigne. „Ich redete unbesonnen, ich wußte nicht, wie es mir auf die Zunge kam."

„Entschuldige Dich nicht, alter Mann!" rief Josef mit der Hand abwehrend, „und bedecke Dein graues Haupt nicht mit der Schmach der Lüge! Du hast gesprochen, nicht wie es Dir auf die Zunge kam, sondern wie Einer, der seine Seele von einer Last befreien will. Du hast gesprochen, wie jetzt Tausende und Hunderttausende und Millionen Deiner Art sprechen. Wenn sie so reden, die bisher die ganze Sonne für sich in Anspruch nahmen, die darum keinen Lichtstrahl für den Andersglaubenden hatten, so kann mich das nicht Wunder nehmen. Niemand giebt gern ein Recht, und sei es selbst ein vermeintliches, aus freien Stücken auf.

Die Natur des Menschen ist rechthaberisch, herrschsüchtig; wer ein Herr ist, will Knechte haben, ja selbst der Knecht fühlt das Gewicht seiner Kette minder, wenn er sieht, daß sein Kamerad an einer noch schwereren keucht. Aber daß Du so sprichst, Einer aus jenem Volke, dem ich nur ein Stäubchen Gnade zuwandte, dem ich nichts gab, als worauf es seit Tausenden von Jahren harrte, und selbst das Eine nur im beschränktesten Maße, Luft und Sonnenschein, das beweist mir auf's Neue, daß das edelste Geschöpf Gottes vor Allem die Anlage hat .... undankbar zu sein!"

„Gnade, Euer Majestät, Gnade!" wimmerte der alte Mann mit gerungenen Händen.

„Blöder, alter Mann!" rief Josef in hoher Erregtheit, „mußt auch Du Dich zu der Rotte Jener zählen, die mir mit gespenstischer Eile Schritt für Schritt folgen, um in dunkler Nacht Das zu zerstören, was ich am lichten Tage angepflanzt? Mußt auch Du zu jenen unheimlichen Todtenwürmern gehören, die nicht müde werden, das Gebälke zu durchwühlen, auf dessen Trümmern sie dann in Jubel und Freude ihr der Nacht angehörendes Treiben beginnen würden? Was habe ich für Dich und Deinesgleichen gethan? Nichts! ich habe Dich blos auf die unterste Stufe staatsbürgerlicher Würde erhoben! Thor, der Du nicht begreifst, daß Du ein gleiches Recht mit den andern hast, daß das volle

Sonnenlicht und Gottes freie Schöpfung auch Dein Theil geworden ist, der Du nicht begreifst, daß das Bruchstück jener freien Bewegung, die ich Deinem Volke gönnen darf, nur den geringsten Theil der Schuld bildet, die einst voll, ganz und ohne Verkürzung zurückerstattet werden wird. Deine Prophezeihung, alter Mann, wird aber zu Schanden werden, das sagt Dir jetzt in dem Augenblicke, wo wir noch Beide leben, Dein Kaiser! Die Freiheit tödtet nicht, sie belebt, sie ist der Athem der Schöpfung, sie ist Gottes liebste Tochter! Deine Religion verträgt Licht... war sie es doch, die die Fackel der Aufklärung der ganzen Menschheit vorantrug! Und gerade sie sollte in der Freiheit vernichtet werden, sollte nicht bestehen können? Kurzsichtiger! Du und Ihr Alle, die mich verlästern und verketzern, Ihr kennet nicht das Wesen der Religion! Es steht hoch erhaben über dem Schein, der Euch die Wahrheit ist, über der Hülse, da Euch der Kern vorenthalten wird..."

Der Kaiser hielt inne. Hatte er zu viel von dem Inhalte seines eigenen Herzens — dem böhmischen Juden verrathen? Josef war nicht wortkarg. Er verdeckte nicht gern die Gluth seiner Begeisterung mit der ausgebrannten Asche kalter Bedächtigkeit. Hätte sonst sein Mund in der bittern Todesstunde das Geheimniß offenbaret, alle seine Pläne seien an dem einen Irrthum

gescheitert, daß er den Menschen zuviel vertraut — und zugetraut habe?

Mit rascher Bewegung trat er plötzlich von den beiden Bittstellern aus Böhmen hinweg; es hatte fast den Anschein, als wollte er sie ohne Bescheid kurz und übelwollend entlassen.

Da rief die Frau, indem sie neuerdings auf den Boden hinstürzte, so daß sie nur eine Handbreit Raumes zwischen ihrem Haupte und dem Fuße des Kaisers hatte, schluchzend:

„O, kaiserliche Majestät! Wollen Sie eine Mutter so fortgehen lassen, die beständig ein scharfes Schwert über ihrem einzigen Sohne gezückt sieht? Kaiserliche Majestät! schauen Sie doch herab auf den Jammer einer Mutter!"

Der Ton dieser Klage, mit jener Wahrheit der Verzweiflung gesprochen, die sich nicht spielen und erheucheln läßt, traf Josefs Gemüth. Huldreich neigte er sich zu der armen Mutter herab; er, der nicht stark genug sich fühlte, die Schmerzensschreie irregeleiteter Nationen von sich zu wehren, wie unanfechtbar er sich auch in seinem Rechte dünkte, wie sollte er dem Jammer dieser Menschenseele gegenüber die Miene strenger Zurückweisung beibehalten?

„Steh' auf, steh' auf," sagte er weich, „Du sollst nicht sagen, Frau, Du seiest von dem Antlitz Deines

Kaisers ungetröstet fortgegangen ... Erzähle Du mir klar und schlicht, wie es um Dich steht. Dein Mann," setzte er mit jenem milden Lächeln hinzu, das seine Zeitgenossen so überaus schön fanden, „Dein Mann kommt mir wie ein Fanatiker vor, und mit Leuten solcher Art ist es etwas schwer, sich zu verständigen."

„Kaiserliche Majestät!" schluchzte die Frau des böhmischen Juden, „wie soll ich sprechen, wenn ich so erschrocken bin?"

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich mit dem Inhalte dieser Bittschrift bekannt zu machen. Es steht doch wohl darin, was Dich bedrückt?" fragte Josef, indem er, das enfaltete Papier vor sich haltend, in eine Fensterbrüstung trat.

„Alles, Alles, Eure Majestät!" rief die Frau. „Der Herr Pfarrer hat es ja geschrieben, und der soll hundert Jahre leben!"

Der Kaiser begann zu lesen. Eine athemlose Stille waltete durch den weiten Kontrollorgang. Die Bittschrift des böhmischen Ehepaares war ein umfangreiches Aktenstück, das selbst beim flüchtigsten Durchlesen eine geraume Zeit in Anspruch genommen hätte. Der Kaiser las langsam; bei mancher Stelle, die ihn lebhafter ergriffen zu haben schien, hielt er zögernd inne; dann flog sein blaues Auge wie suchend über die Beiden hin. Schlome Fingerhut stand wieder, der scheue und gedrückte

Jude da, als der er eingetreten, das dreieckige Hütlein vor sich hinhaltend, während die Frau noch immer in ihrer knieenden Lage verharrte.

Während seiner ganzen Regentenlaufbahn war dem Kaiser kein eigenthümlicheres, ihn mehr fesselndes Schriftstück vor die Augen getreten. Die tollsten Projekte, wie die genialsten Ansichten, größter Aberwitz und planvolle Weisheit waren ihm in den Jahren entgegengetreten, die die Geister seiner Völker mit einer seit den Zeiten der Reformation nicht gekannten Unruhe aufgestört hatten ... Dieser Bittschrift gegenüber, sonderbar ihrer Form und ihrem Inhalt nach, mußte selbst Josef gestehen, daß alles bisher Gekannte und Erfahrene zur Farblosigkeit herabsank. Schon der Eingang des Schriftstückes fesselte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade; es lautete:

„Zwei Schwerter sind seit altersgrauen Zeiten, namentlich aber, seitdem Carolus Magnus sich an jenem berühmten Weihnachtsfeste die abendländische Krone aufsetzen ließ, über alles deutsche Land, ja über die ganze civilisirte Erde ausgestreckt. Sie stehen als Wache an des Menschen Wiege, sie kreuzen sich über seinem übrigen Leben und begleiten ihn, wenn er stirbt, zu Grabe. Die zwei Schwerter sind die zwei Gewalten auf Erden: Staat und Kirche! Wer dem einen entrinnt, fällt der Schärfe des andern anheim. So ist es Recht und Gesetz

gewesen in jenen dunklen Zeiten, als die Menschheit einer kräftigen und ungetheilten Faust bedurfte, wollte sie nicht in ihren bösen und gewaltthätigen Gelüsten ersticken und zu Grunde gehen! Im Laufe der Zeiten mußte aber der unausbleibliche Umstand eintreten, daß Unfriede aufkam zwischen den beiden gezückten Schwertern. Das eine wurde immer gewaltthätiger, das andere dagegen von Tag zu Tag stumpfer; kein Schützer des Rechts und der Bildung, sondern ein Würger fuhr das Eine einher, während das andere sich demüthig in die Ecke duckte und ganz vergessen zu haben schien, daß es doch auch aus Eisen geschmiedet worden. Selbst wenn es den Anschein hatte, daß es sich hie und da dieses seines Ursprunges erinnerte, immerhin ist die Stärke des andern so anmaßend gewesen; bei allen Anlässen, im Großen wie im Kleinen, hat es sich so bedeutend in die Wagschaale gelegt, daß jenes höchstens funkeln, dieses allein aber schneiden konnte. So ist es gewesen bis zu des gottgesegneten Kaisers Ankunft auf dem glanzvollen Throne seiner erhabenen Ahnen; der hat das gute Staatsschwert ergriffen, das schützende, allen gleich gerecht werdende, . . . und seit dieser Zeit datirt sich ein neues Blatt der Menschheit, worauf die Augen des vorurtheilsfreien Weltweisen immer mit Wohlgefallen ruhen werden."

Nach diesem etwas befremdenden Eingange erbat sich

der Stadtdechant von Kojetein, „in der innigsten Ueberzeugung, Se. kaiserliche Majestät werde dies nicht ungnädig vermerken," die Erlaubniß, das Wort für eine „arme Judenfamilie" führen zu dürfen, die sich in der größten Noth, nämlich in Gefahr, von den „beiden Schwertern" zu gleicher Zeit erfaßt zu werden, befinde. Er erzählte:

„Kurz nachdem das Toleranzedict glorreichen Andenkens erschienen, sei eines Abends ein junger Mensch, der Sohn des israelitischen Handelsmannes Schlome Fingerhut zu ihm gekommen und habe ihm in kurzen, aber leidenschaftlichen Worten den Wunsch ausgedrückt, alsogleich in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Die Eltern des jungen Mannes seien ihm schon seit langen Jahren als die frömmsten Leute im Orte bekannt, um so mehr habe ihn also diese Mittheilung ihres Sohnes in Verwunderung gesetzt. Auf die Frage, was ihn denn zu diesem Schritte bewege, der doch so außerordentlich selten unter seinen Glaubensgenossen vorkomme, habe er in größter Aufgeregtheit, mit flammenden Wangen und leuchtenden Augen geantwortet: „Das Toleranzedict meines Kaisers Josef des Zweiten." Lassen wir hier den Bericht des guten Stadtdechanten von Kojetein in ihrer geschriebenen Unmittelbarkeit folgen:

„Ich war über diese Antwort um so mehr erstaunt,

als ich sie im ersten Augenblicke nicht begriff. Wie? sagte ich ihm, der Kaiser spricht zum ersten Male, seit Dein Volk in seinen Staaten sich befindet, den Grundsatz der Duldung für seine akatholischen Unterthanen aus, und diesen Moment willst Du benützen, um aus dem Schooße Deiner Religionsgemeinde zu scheiden? „Eben deswegen," lautete die Gegenrede des jungen Israeliten, „will ich meinen Glauben ändern. Aus dessen Herzen das Toleranzedict hervorgehen konnte, der muß die wahre Religion besitzen, und ich will keinen andern Glauben haben, als mein Kaiser Josef der Zweite!" Auf meine Bemerkung, daß es mir schiene, als handle er gerade durch einen derartigen Schritt den erhabenen Absichten des Kaisers zuwider, der doch das benannte Edict nur zu dem Zwecke herausgegeben, um von den bisher so bedrückten Religionsparteien jeden Zwang und jede Nöthigung zu entfernen, antwortete er kurz und bestimmt:

„Das Toleranzedict ist auf Gottes Eingebung erfolgt. Gott wollte, daß diese wahrhaft große That aus den Händen eines christkatholischen Herrschers hervorgehe, um anzudeuten, daß er dessen Religion über alle anderen setze." Ich gestehe, daß mich diese Aeußerung geradezu verblüffte; es ließ sich gegen die Wahrheit derselben nichts einwenden. Da ich aber sah, daß ich es mit einem jungen, leidenschaftlichen, aufgeregten Menschen

zu thun hatte, in dessen Gehirn eine sogenannte fixe Idee sich bis zur Manie vielleicht festgesetzt hatte, so fragte ich ihn, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ob er auch der Zustimmung seiner Eltern zu dem beabsichtigten Schritte sicher sei? Er antwortete: „Ich bin vierundzwanzig Jahre alt!“ Darauf stellte ich ihm vor, ob er auch sich vergegenwärtigt habe, welchen Kummer er dadurch seinen Eltern verursache, die an dem Glauben ihrer Väter mit der größten Zähigkeit hingen; eine Glaubensänderung sei bald vollzogen, aber er möge bedenken, daß dadurch die zartesten Fäden der Verwandtschaft zerrissen, die innigsten Bande der Natur aufgehoben würden. Da brach er in Thränen aus und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. „Ich habe alles überlegt, hochwürdiger Herr,“ sagte er, „aber das Edict will es so von mir!“ Da ich ihn nun in dieser Stimmung sah, versuchte ich noch Eines. Ich fragte ihn: „Soll ich Deine Eltern von dem Schritte, den Du vor hast, in Kenntniß setzen? Willst Du ihn öffentlich begehen? „Er muß im Stillen geschehen,“ meinte er, und nun hatte ich nicht allzu große Mühe, um ihn zu überzeugen, daß sein Wunsch um Aufnahme in den Schooß unserer heiligen Kirche eine Sache sei, die nach allen Seiten hin in Betracht gezogen werden müsse. Er schien nicht meiner Meinung zu sein, aber er schwieg. Um ihn nicht ganz ohne Hoffnung von mir

gehen zu lassen, bestellte ich ihn auf einen der nächsten Tage zu mir ins Haus, selbst der Hoffnung lebend, der junge Mensch könne indessen mit sich reiflich zu Rathe gegangen sein."

„Ich weiß," fuhr der Bericht des Kojeteiner Stadtdechanten hier fort, „ich habe bei diesem Anlasse nicht so gehandelt, wie zu handeln es vielleicht von Tausenden meiner Amtsbrüder als heilige Pflicht wäre angesehen worden; aber ich weiß auch, daß dem landesväterlichen Herzen meines großen Kaisers nichts widerwärtiger ist als die Pest des Proselytismus, die lange genug in unsern Landen gehaust, und daß ich dabei in jenem Geiste vorgegangen bin — den Josef der Zweite seinen Staaten als Signatur aufgedrückt haben will — im Geiste der Duldung!"

„Am bestimmten Tage, zu später Abendstunde, fand sich der junge Mensch wieder bei mir ein. Auf meine vorläufige Frage, ob er seinen Entschluß zu bereuen nicht Gelegenheit gehabt habe, schüttelte er den Kopf. Er war weniger aufgeregt, als das erste Mal, und eine Ruhe sprach aus seinen Gesichtszügen, die mir deutlich kund that, ich würde diesmal einen weit schwierigern Stand haben. Ich täuschte mich auch nicht. Der junge Mensch bewies sich unerschütterlich; er kam stets und wieder auf den Gedanken zurück, er müsse sich zur Religion seines Kaisers bekennen, aus dessen Hand das To=

leranzedict hervorgegangen! Da ich nun nach einem Dispute, der bis tief in die Nacht hinein währte, inne wurde, daß der junge Mensch nach einem unabänderlich gefaßten Plane handle und spreche, stellte ich ihm die Aufnahme in unsre Kirche unter der Bedingung in Aussicht, daß er sich durch vier Wochen einem strengen Unterrichte in der Christlehre unterziehen müsse, worauf er mir mit einer gewissen Schüchternheit eingestand, er habe sich bereits mit dem Katechismus bekannt gemacht, ich möge die Güte haben, sein Wissen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Dies that ich denn auch und fand es in jedem Betrachte bewunderungswürdig. Dennoch hielt ich es für nöthig, ihn auf neuere vier Wochen hinaus zu vertrösten, fest entschlossen, wenn er sich auch nach diesem Termine unerschüttert bewähren sollte, der Erfüllung seines Wunsches kein weiteres Hinderniß in den Weg zu legen."

„Am Sonntag Oculi, wieder in später Abendstunde, stellte er sich neuerdings bei mir ein; es waren gerade vier Wochen verflossen. Sein Entschluß war ungebrochen, er bestand darauf mit jener Leidenschaftlichkeit, die er schon bei seinem ersten Besuche an den Tag gelegt hatte. Dennoch erachtete ich es noch einmal als meine Pflicht, ihn einer neuerlichen strengen Prüfung aus den Lehren des Katechismus zu unterwerfen; er bestand sie vortrefflich, ich fand auch nicht die geringste

Lücke in seinem Wissen. Da glaubte ich in meinem Gewissen nicht länger Anstand nehmen zu dürfen, und sagte ihm unbedingt die Taufe zu. Da fiel er weinend vor mir auf die Knie und bat mich mit aufgehobenen Händen, die heilige Handlung sogleich an ihm vorzunehmen, aber im Geheimen, und hier auf meiner Stube, denn er wolle sich alsbald aus dem Lande entfernen, um seinen Eltern, die die Sache dennoch erfahren könnten, keine Kränkung zu verursachen, die namentlich für seine Mutter den Tod nach sich ziehen könnte."

„Ich willfahrte ihm, und vollzog an dem jungen Menschen die heilige Handlung. Es war in der Nacht vom Sonntag Oculi auf den Montag, den der Kalender mit dem heiligen „Adrian" bezeichnet, weswegen ich ihm auch diesen Namen beilegte, wie dies mein großes Taufbuch aufweist."

„Kurze Zeit darauf war der junge Mensch aus der Gegend verschwunden. Ich begegnete öfters dem israelitischen Handelsmanne Schlome Fingerhut und dessen Frau, aber nichts in dem Benehmen dieser Leute deutete darauf hin, daß sie eine Ahnung von dem hatten, was mit ihrem Sohne vorgegangen. Nur erfuhr ich aus näheren Erkundigungen, daß sie die Abwesenheit dieses einzigen Kindes, dessen Aufenthalt ihnen gänzlich unbekannt sei, schwer ertrügen, und darüber in großer Seelentraurigkeit sich befänden. Zwei Jahre waren vergangen, die

Haare des Juden Schlome waren weiß geworden, man sah es ihm an, daß er und seine einst schöne Frau mit einem Kummer rangen, der stärker war, als ihr Wille. Sollte ich nun hinzutreten, konnte und durfte ich diesen Leuten eine Kunde mittheilen, die für sie die Schrecken des Todes haben mußte, da sie an der Abwesenheit des Sohnes schon so schwer trugen? Ich schloß also das Geheimniß in meine Brust — und schwieg!"

„Vor einem halben Jahre ungefähr," fuhr der Bericht des Stadtdechanten von Kojetein fort, „gerade an dem Tage, den die Israeliten den „langen Tag" nennen, weil sie denselben durch vierundzwanzig Stunden von einem Abende bis zum andern mit Fasten und Gebeten begehen, da habe ihn, den Pfarrer, ein zufälliger Gang an der Synagoge vorbeigeführt. Der Abend war bereits niedergesunken, und die Leute strömten in hellen Haufen aus dem Gotteshause. Mit einem Male sei ihm der lange vermißte junge „Adrian" vor die Augen gekommen; er ging, bleich, mit eingefallenen Augen, fast kaum erkennbar, am Arme einer alten Frau, in der er alsbald die Ehefrau des Schlome Fingerhut erkannt habe — und Beide kamen aus einer und derselben Synagoge! Wie von einer höhern Eingebung erleuchtet, habe er Augenblicks gewußt, was mit dem Neophyten vorgegangen! Er war reuig wieder in den Schooß seiner Gemeinde zurückgekehrt, und hatte den neuen Glau-

ben verleugnet! In ihm seien Zorn und Grimm gegen ein so freches Thun erwacht, und wenn er diesen Gefühlen nicht alsbald gefolgt sei, so käme das daher, weil er sich bemeistert habe — und weil er die alte Mutter am Arme ihres Sohnes gesehen!

„Dennoch habe er nach reiflicher Ueberlegung in der Stille der Nacht den Gedanken von sich gestoßen — die „beiden Schwerter" wider das Haupt des „Abgefallenen" aufzurufen. Wie, wenn der junge Mensch blos einem Sehnsuchtsdrange nach der Heimat gefolgt, wenn er nur aus Liebe zu seinen Eltern jene Religionshandlungen mit ihnen theilte, die er in der Nacht jenes Sonntages Oculi vor ihm auf immer abgeschworen? Um Licht in dieser Sache zu erhalten, habe er beschlossen, keinen auffallenden Schritt vorzunehmen, und vor Allem den jungen Mann zuerst zu hören. Er habe ihn also durch einen Diener zu sich in's Haus bestellt, in der gegründeten Hoffnung, seine Vermuthungen bestärkt zu finden.

„Tage verstrichen," so lauten wieder die eigenen Worte des Pfarrers, „und der junge Adrian fand sich bei mir nicht ein. Ich schickte neuerdings zu ihm, aber auch diesmal folgte er meinem Aufrufe nicht. Da überkam mich ein leichtverzeihlicher Grimm; ich ließ ihm sagen, wenn er nicht morgen in aller Frühe vor mir erschiene, würde ich ihn durch den Stadtvogt ergreifen

und in's Gefängniß setzen lassen, von woher er mir wohl Rede und Antwort stehen würde. Der Morgen kam, aber statt des jungen Menschen ließen sich die Eheleute Fingerhut melden, die mich zu sprechen wünschten."

„Niemals in meinem Leben werde ich nun den Vorgang vergessen, der sich vor meinen Augen entwickelte. Die beiden Alten waren gekommen, um mich um Gnade und Schonung anzuflehen. Sie wußten Alles, der Sohn hatte ihnen Alles eingestanden. Er war nicht nur in die Heimath zurückgekehrt, er hatte auch seinen alten Glauben mitgebracht. Er war ein Reuiger geworden, er sah als Verirrung ein, was er in einer mächtigen Aufwallung, in einer alle seine Sinne fesselnden Vorstellung inbrünstig umfaßt hatte. Zwei Jahre planlosen Herumirrens in der Fremde, vielfache Täuschungen, die er erlebt, dazu die Sehnsucht nach den frommen Eltern brachten eine Verwirrung in ihm hervor, die schließlich ihn zu dem Entschlusse drängten, die alte Heimath — und die alte Gemeinde aufzusuchen, der er sich doch selbst entfremdet hatte. Wohl wußte er, welche Strafen seiner harrten, aber er war fest entschlossen, Kerker, vielleicht auch den Tod über sich ergehen zu lassen; er wollte büßen und leiden. Das war sein einziges Begehr!"

„In diesem Augenblicke traten die beiden gewaltigen

Schwerter in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele; ich hatte aber auch den Jammer der Alten vor mir, der wohl im Stande war, das härteste Felsgestein zu erweichen. Ich konnte drohen, aber das harte Wort erstarb mir auf den Lippen, wenn ich auf die nassen Augen der Frau, und die verzweifelte Miene ihres Mannes sah. Pflicht und Menschlichkeit stritten in mir gleichzeitig einen schweren Kampf; ich konnte und durfte nicht weichen, während andererseits das Gefühl mir augenblickliche Schonung gebot. In dieser Seelennoth fiel es in mich, wie ein Strahl vom Himmel! In diesem Widerstreite zweier Gewalten kann nur Der den Ausspruch fällen, der das Staatsschwert in Händen hält, nur Josef der Zweite in seiner Hofburg wird in seiner Weisheit und Hoheit, in seiner Erleuchtung und Geistesstärke das Wort sprechen, das entscheidend sein muß."

„Und so beredete ich," schloß der Bericht, „die alten Leute, sich direct an das großmüthige Herz Ew. kaiserlichen Majestät zu wenden. Von den Lippen meines großen Kaisers soll die Weisung ausgehen, was in dieser schwierigen Angelegenheit zu geschehen habe! Ich selbst will — schweigen und meine Lippen geschlossen halten, bis Eure Majestät gesprochen!"

„Beide Schwerter hängen über dem Haupte eines Schuldigen. Es ist in Gefahr zermalmt und vernichtet zu werden. Soll das Gesetz in seiner ganzen Strenge,

soll die milde Deutung in diesem Falle walten? Eure Majestät werden entscheiden; bis dahin verharrt in tiefster Unterthänigkeit meines großen Kaisers allerergebenster

Johannes Rosinger,
Stadtdechant zu Kojetein in Böhmen."

Josef war mit der umfangreichsten Bittschrift, die man ihm jemals entgegengereicht, zu Ende gekommen. Ihr Inhalt mußte ihn in seltsamer Weise ergriffen haben; er hatte das Papier auf die Brüstung einer Fensternische gelegt, und blickte nun, wie traumhaft verloren vor sich nieder. Was seine Seele wohl beschäftigte? War ihm die Gestalt des ehrwürdigen Geistlichen vor das innere Auge getreten, dessen Schrift so erquickend darthat, daß dem kaiserlichen Gärtner nicht überall ödes Felsgestein entgegenstarrte, daß die ausgestreute Saat hie und da auch auf fruchtbaren Boden gefallen war? Ging über seine Lippen ein unausgesprochenes Dankwort an den wackeren Freund in der entlegenen Provinz?

Es war eine geraume Weile vergangen. Eine volle Stunde währte bereits die Audienz des jüdischen Ehepaares aus Böhmen. Draußen vor dem Kontrollorgang erscholl Waffengeklirr, die Wache war eben abgelöst worden. Da fuhr der Kaiser auf. Mit raschen Schritten ging er auf die beiden Bittsteller zu; er hatte die Denkschrift des Kojeteiner Stadtdechanten wieder zur Hand genommen.

„Was ist Euer Pfarrer für ein Mann?“ wandte er sich an die Frau, sie mit seinen blauen Augen scharf fixirend.

„Euer Majestät meinen, ob er alt oder jung ist?“ fragte die Ehefrau Schlome Fingerhuts zurück.

„Meinetwegen!“ lächelte der Kaiser. „Ist er jung?“

„Er ist ein alter Mann, kaiserliche Majestät,“ entgegnete die Frau.

„Sonderbar!“ sprach Josef halblaut vor sich hin, „die Alten werden mit mir jung, während von den Jungen der alte Widerstand gegen mich ausgeht.“

„Er ist also alt!“ rief der Kaiser mit erhöhter Stimme, „hat man in eurem Orte nie eine Klage wider ihn vernommen?“

„Wer sollte gegen ihn klagen?“ meinte die Frau ganz verwundert, „der könnte einem Kinde kein Unrecht thun.“

„Er ist also gegen Euch Juden gut?“ fragte der Kaiser.

„Gut ist kein Wort, Euer Majestät,“ sagte die Frau in der ganzen Unbefangenheit ihres Wesens. „Neulich ist ein armer Handwerksbursche von draußen „aus dem Reich“ bei uns gestorben; wie man dessen Gepäcke untersucht, hat man gefunden, daß er ein Lutheraner ist gewesen. Der Pfarrer war gerade nicht zu Hause, und da hat sein Kaplan befohlen, man soll den Todten auf freiem Felde begraben, wie Einen, der an sich selbst

Hand gelegt hat. Aber zu derselben Stunde, wo das hätte geschehen sollen, ist der Pfarrer nach Hause gekommen, und da hat er sogleich sein geistlich Gewand angezogen und hat befohlen, man soll das Sterbeglöckchen läuten, und er ist selbst mit der Leiche auf den Friedhof hinausgegangen, wo er den armen Handwerksburschen hat begraben lassen."

Das Papier in Josefs Händen zitterte. Es war einer jener wenigen Momente in dem Leben des großen Herrschers eingetreten, der wie ein heller Sonnenblick aus trübem Gewölke ihn traf. Er war also verstanden worden!

Eine lautlose Stille waltete neuerdings durch den weiten Kontrollorgang. Josef schien sichtbar mit dem Bescheide zu kämpfen, der im nächsten Augenblicke über seine Lippen treten mußte.

„Majestät! was ist's mit uns'rem Sohne?" rief plötzlich mit überquellender Heftigkeit die Frau.

Und auch Schlome Fingerhut richtete sich wieder aus seiner scheuen Stellung auf, und rief, die Hände unter dem dreieckigen Hütlein gefaltet:

„Kaiserliche Majestät! Sprechen Sie ein Wort der Gnade! ein einziges Wort der Gnade!"

Mit bewegter und doch fester Stimme sagte Josef:

„Ich bedauere es vom Herzen, Euch sagen zu müssen, daß in dem Falle Eures Sohnes . . . von Gnade

keine Rede sein kann. Sein Schicksal ist dem Gesetze verfallen, und erst wenn dieses gesprochen, kann ich vielleicht mildernde Umstände in Betracht ziehen!"

„Allergnädigster Kaiser und Herr!" rief die arme Bittstellerin aus der tiefsten Seelenangst, indem sie vergessend des Ortes und Desjenigen, vor dem sie stand, mit leidenschaftlicher Wildheit an die goldene Haube auf ihrem Kopfe griff, „was hat eine bittende Mutter mit dem Gesetze zu thun! Das Gesetz ist gut, wo man es braucht."

„Man muß dem Gesetze seinen Lauf lassen," sagte der Kaiser, der nur mit Mühe seiner innern Bewegung Herr zu werden schien.

Die Frau aber, die diesen kaiserlichen Ausspruch nicht verstand, rief im herbsten Tone:

„Um Gotteswillen, mein allergnädigster Kaiser und Herr, was soll dann mit meinem Kinde und mit mir vorgehen?"

„Ich kann Dir nicht helfen, Frau!" sagte Josef beinahe tonlos.

„So soll ich also mit meinem Manne nach Hause zurückkehren," rief Schlome Fingerhuts Ehefrau, „ohne Trost, ohne daß ich weiß, ob mir mein Kind bleibt, und ob es nicht morgen vielleicht in den finstern Criminal gesetzt wird?"

„Höre, Frau," sagte der Kaiser, indem er sich um

einige Schritte den beiden Bittstellern näherte, „und merke Dir, was ich Dir sage. Wenn Du nach Hause kommst, so sei Dein erster Gang zum Stadtdechanten von Kojetein. Vermelde ihm meinen kaiserlichen Gruß. Er soll schweigen bis ich ihm zu reden gestatten werde. Weiteres hast Du nicht zu berichten, bis dahin bleibe Alles beim Alten! Hast Du mich verstanden?"

Gitel Fingerhut konnte nur mit dem Kopfe nicken. Vor herabströmenden Thränen vermochte sie das Antlitz des Kaisers in diesem Augenblicke nicht zu sehen, aber es war ihr, als ströme überirdischer Lichtschein von ihm aus.

Dann winkte Josef mit der Hand, welches Zeichen Beide dahin verstanden, daß sie sich entfernen sollten. —

So endigte diese Audienz, eine der längsten vielleicht, die Josef während seiner ganzen Regentenlaufbahn einem seiner Unterthanen gewährte. Sie hatte nicht weniger als eine volle Stunde in Anspruch genommen. In den Wiener „tolerirten" Kreisen unterhielt man sich noch Tage lang davon; es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe von einem jüdischen Ehepaare aus Böhmen die wichtigsten Mittheilungen entgegengenommen, ja man ging so weit, als bestimmte Thatsache zu erzählen, dem Kaiser seien genaue Details über eine zunächst in Böhmen ausbrechende „Judenverfolgung" vorgelegt worden. Niemand ahnte den rechten

Zusammenhang, nur Josef allein wußte darum. Seine große Seele allein wußte es auch, was ihn bewogen mit solcher Geduld und Ausdauer, als wäre es die wichtigste Staatsaction, die beiden jüdischen Bittsteller anzuhören.

Noch an demselben Tage reiste Schlome Fingerhut mit seiner Frau Gitel nach Böhmen zurück. —

Es war im Spätherbst. Die Vorbereitungen zu dem verhängnißvollen türkischen Kriege, aus dem der Kaiser mit der Todeswunde im Herzen zurückkehren sollte, traten in immer deutlicheren Umrissen hervor. Josefs Gemüth war von einer fast unheimlichen Unruhe beschattet; schon mußte er sich gestehen, daß die künstlich und naturgemäß aufgeregte Volksmeinung weit über die Ufer schlug; sein bannendes Wort zeigte sich ohnmächtig und schon begann jene Reihe von halben, theils beschränkenden, theils wieder aufhebenden Maßregeln, die mit der einen Hand zerstörten, was sie kurz zuvor mit der andern aufgebaut. Die Vorschatten jenes zwitterhaften Zustandes zwischen Licht und Dunkel, der nach Josefs Hingang über dessen Lande sich ausbreiten sollte, begannen bereits ihr gespenstisches Spiel. Aber noch lebte der Kaiser! noch konnte er hoffen, aus dem allgemeinen Schiffbruche, den seine Pläne erlitten, wenigstens das Eine zu retten: den fortwirkenden, wenn auch für jetzt vielfach gebrochenen Geist seiner Grundsätze.

Josef war nach Böhmen gegangen, um über einige, in dem nordöstlichen Theile dieser Provinz zusammengezogene Regimenter vor ihrem Ausmarsche nach der türkischen Gränze Musterung zu halten.

Ein regnerischer Herbstabend war eingetreten. Trübe und grau, fast auf die Erde herab, hingen die Wolken, die Wege waren aufgeweicht, und nur mühsam schleppte sich eine unansehnliche, von zwei müden Bauergäulen gezogene Kalesche die Straße einher. Aus der Ferne erschollen die durch die schwere Luft gedämpften Trommeln der von dem Manöver heimziehenden Truppen, worein sich von Zeit zu Zeit Trompetengeschmetter mengte. Den beiden Offizieren in der offenen Kalesche schien die feuchte Luft unangenehm geworden, sie hüllten sich dichter in ihre Mäntel. Der Kutscher, der Knecht eines naheliegenden Bauernhofes, ahnte nicht, daß er in diesem Augenblicke den römisch-deutschen Kaiser Josef den Zweiten führte. Der andere Herr war der militärische Begleiter des Kaisers, einem Geschlechte entsprossen, das von den Schlachtfeldern Oesterreichs seine blutigen Wappenschilde geholt hatte.

Josef wollte nach dem benachbarten Schlosse des Grafen Waldstein-Wartenberg, das ihm während der Zeit dieser Herbstmanöver zum Aufenthalte diente.

Ein trübes Stillschweigen waltete zwischen den beiden Herren im Wagen. War es, daß der Kaiser durch

irgend einen bei der Musterung wahrgenommenen Mißstand sich verstimmt fühlte, oder daß auch er der geheimnißvollen Gewalt dieses Herbstabends sein Recht widerfahren lassen mußte — er, der so Mittheilsame, hatte während des ganzen Weges kein einziges Wort an seinen Begleiter gerichtet, der seinerseits wieder Anstand nahm, in die gedrückte Stimmung seines Gebieters mit einer Frage, die vorlaut klingen konnte, einzugreifen.

Die Blicke des Kaisers folgten der langen Reihe von Obstbäumen, die sich zu beiden Seiten der Straße hinzogen. Hie und da lichtete sich der schwere Nebel; und dann konnte das Auge die in dämmerhaften Umrissen nach rechts und links verstreuten Weiler und Dörfer, ferne Thurmspitzen und fabelhaft gestaltete Häusermassen hervortreten sehen.

Mit einem Male brach der Kaiser das bis dahin inne gehaltene Schweigen.

„Fragen Sie doch, Graf," wandte er sich an seinen Begleiter, „wie dort der Flecken zur Rechten heißt. Die Thurmspitze blickt so einladend herüber, und ich muß gestehen, ich fühle mich ziemlich müde."

„Kann Er uns sagen, wie der Ort dort zur Rechten heißt?" rief der Adjutant des Kaisers dem Bauernknecht in böhmischer Sprache zu.

„Kojetein, Herr Offizier!" gab dieser zur Antwort.

„Kojetein!“ fuhr der Kaiser auf, „der Name sollte mir bekannt sein; ich muß ihn irgendwo vernommen haben.“

Der Adjutant bemerkte mit Staunen, daß die Züge des Kaisers einen lebhaften Ausdruck angenommen hatten. „Es muß so sein,“ hörte er den Kaiser halblaut vor sich hin rufen; „es ist gewiß so.“

„Fragen Sie doch den Knecht,“ rief der Kaiser hastig, „ob dieses Kojetein ein Dorf oder eine Stadt ist?“

„Eine Stadt!“ wurde dem Adjutanten zur Antwort.

„So sagen Sie dem Kutscher,“ rief Josef, „er solle uns statt nach dem Schlosse des Grafen Waldstein nach Kojetein in den dortigen Pfarrhof bringen!“

Der Offizier zögerte und sah den Kaiser mit einer gewissen Unentschlossenheit von der Seite an.

„Was haben Sie?“ meinte der Kaiser ungeduldig.

„Ich wollte mir nur die Bemerkung gestatten,“ sagte der Offizier in ehrerbietig gedämpftem Tone, „ob es für den müden Zustand Eurer Majestät nicht angezeigter wäre, nach dem mit aller Bequemlichkeit ausgestatteten Schlosse des Grafen Waldstein heimzukehren, als den vielleicht armseligen Pfarrhof zu beehren, der wahrscheinlich nicht in der Lage sein dürfte, Eurer Majestät irgend welche erträgliche Unterkunft zu gewähren.“

„Lassen Sie das, Graf,“ rief Josef lebhaft. „Ich habe in Kojetein einen guten Freund, dem ich einen

längst zugedachten Besuch abstatten muß. Zeit und Gelegenheit sind da, ich will sie benützen."

Der Offizier zeigte eine verlegene Miene; er wußte sich in die sonderbare Rede des Kaisers nicht zu finden.

„Sie möchten wissen," rief der Kaiser lächelnd, „wer der gute Freund ist, den in diesem böhmischen Städtchen zu besitzen ich das Glück habe? Nun, ich kann es Ihnen sagen, es ist der Stadtdechant von Kojetein."

Der Adjutant ertheilte nun dem Kutscher die nöthige Weisung, worauf der Wagen in einen Nebenweg einlenkte, der nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Kojetein führte.

„Sie werden es vielleicht unbegreiflich finden, Graf," wandte sich dann der Kaiser an seinen Begleiter, „wenn ich Ihnen sage, daß ich mich auf den bevorstehenden Besuch bei dem Stadtdechanten recht sehr freue. Er ist mein wirklicher, treuer und wackerer Frennd, und je seltener man solchen im Leben begegnet, desto mehr muß man sich beeilen, sie fest zu halten, wenn sie das Geschick uns entgegenführt."

Die Nacht war bereits herabgesunken, als der Wagen, aufgehalten durch den bodenlos schlechten Weg und die eingetretene Finsterniß, die zur Vorsicht mahnte, über das holprige Pflaster des Städtchens Kojetein einherrasselte. Die wenigen Straßen waren bereits menschenleer, hie und da brannte ein Stümpfchen Licht in dem

Laden eines Seifensieders oder einer „gemischten Waarenhandlung;“ von dem Thurme der Stadtkirche erscholl in langhin verhallenden Klängen das Abendgeläute.

Der Wagen hielt vor dem Pfarrhof, dessen Thore noch weit offen standen.

Josef war, die Beihülfe seines Begleiters freundlich abweisend, mit beinahe jugendlicher Raschheit herabgesprungen.

„Was werden Sie beginnen, Graf,“ meinte er, indem er sich hiezu der französischen Sprache bediente, „während ich meinem guten Stadtdechanten den Besuch abstatte? er kann vielleicht länger dauern, als Ihnen lieb sein dürfte.“

„Ich werde trachten, es mir so bequem als möglich zu machen,“ bemerkte der Offizier in derselben Sprache, „der Pfarrhof scheint mir geräumig genug, daß ich hoffen kann, irgendwo ein warmes trockenes Plätzchen zu erobern. Im widrigsten Falle bleibe ich im Wagen.“

„Ganz nach Ihrem Gutdünken, lieber Graf,“ sagte Josef und schritt rasch auf die Hausthüre zu, die er trotz des nächtlichen Dunkels vor sich gewahrte.

In demselben Augenblicke trat eine alte Frau, die Haushälterin des Pfarrers, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand haltend, über die Schwelle des Hauses.

„Kann ich den Herrn Dechanten sprechen?“ fragte

der dicht in seinen grauen Mantel gehüllte Kaiser, indem er der Frau näher trat.

Die Haushälterin verneigte sich tief vor dem vermeintlichen Offizier, der sich ihr im flackernden Schimmer ihrer Kerze zeigte.

„Der Herr Dechant ist auf seiner Studierstube," sagte die Haushälterin, sich neuerdings demüthig verbeugend.

„Führen Sie mich zu ihm!" rief der Kaiser.

„Wen soll ich dem Herrn Dechanten melden?" meinte die Haushälterin, indem sie seitwärts trat, um dem vornehmen Fremdlinge den Eintritt in das Haus zu erleichtern.

„Sagen Sie ihm," rief der Kaiser nach einigem Nachdenken, „sagen Sie dem Herrn Dechanten, ein alter Freund sei gekommen, um ihn zu sprechen!"

Die Haushälterin warf einen prüfend neugierigen Blick auf den angeblichen guten Freund des Pfarrers; sie diente bereits durch volle dreißig Jahre auf dem Pfarrhofe und konnte sich nicht erinnern, daß der Herr Dechant seine guten Freunde in den Reihen des Militärs habe. Sie entfernte sich, nachdem sie vorher den Leuchter in eine Mauernische des Vorhauses gestellt hatte.

Nach einer Weile erschien sie wieder.

„Der Herr Dechant erwartet den Herrn Offizier mit

Vergnügen," meldete sie, die Kerze ergreifend, um dem ihr auf dem Fuße folgenden Kaiser den Weg über die enge Treppe zu beleuchten, die in das obere Stockwerk führte.

Oben angelangt, geleitete sie ihn über einen mit rothen Ziegelsteinen gepflasterten langen Gang, und zeigte ihm endlich am Ausgange desselben eine Thüre, die sie als die Studierstube des Herrn Dechanten bezeichnete.

Ein laut vernehmliches „Herein" erscholl, nachdem der Kaiser gepocht hatte.

Josef war eingetreten.

Die ehrwürdige Gestalt eines alten Priesters im geistlichen Hausgewande stand vor ihm. Das volle Licht der auf dem Schreibtische stehenden Nachtlampe fiel auf ein mildes, von weißen Locken umrahmtes Gesicht, auf dem der Geist, wie er aus jener Bittschrift dem Kaiser so wohlthuend entgegen getreten war, als ein von dem Gotte des Friedens selbst aufgedrücktes Siegel glänzte.

„Sie sind doch der Stadtdechant von Kojetein!" rief der Kaiser mit inniger Bewegtheit. „Sie müssen es sein."

„Ich bin der Pfarrer dieses Ortes," sagte der alte Priester, indem er den Fremden mit der Hand einlud, auf einem mit rothem Stoffe überzogenen Sopha Platz

zu nehmen. „Bin ich im Stande, Ihnen welchen Wunsch immer zu erfüllen?“

„Ich habe mich Ihnen als einen alten, guten Freund anmelden lassen,“ sagte Josef, dem Pfarrer näher tretend. „Kennen Sie mich?“

„Ich habe nicht das Vergnügen ...“ meinte der alte Priester, verlegen lächelnd.

„Sie kennen mich also nicht?“ rief der Kaiser lebhaft, „und doch ist es nicht so lange, hochwürdiger Herr, daß Sie sich an mich, als an einen guten alten Freund, mit einer Anfrage gewendet haben. Erinnern Sie sich nicht ...“

„Ich wüßte nicht ...“ sagte der Dechant in steigender Verlegenheit, indem seine Blicke bald an dem Antlitze des Kaisers, bald an dem Hauskäppchen haften blieben, das er in der altersschwachen Hand hielt.

„Und ich ließ Ihnen, hochwürdiger Herr,“ fuhr Josef schalkhaft lächelnd fort, „durch eine arme Frau meinen Gruß vermelden, ließ Ihnen sagen, in der bewußten Angelegenheit sollten Sie schweigen, bis ich Ihnen den Zeitpunkt bestimmen würde, wo Sie reden dürften! Kennen Sie mich nun?“

Das Hauskäppchen entsank den zitternden Händen des Priesters, eine tiefe Blässe hatte sein mildgeröthetes Gesicht überflogen. Er faßte mit der einen Hand nach

der Lehne des Stuhles, denn er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Um des heiligen Gottes willen!" stammelte er mehr als er sprach . . . „wäre es möglich, daß ich hier auf dieser Stube meinen allergnädigsten Kaiser und Herrn..."

„Kennen Sie mich nun, Herr Dechant?" rief der Kaiser, indem er die Hand des alten Priesters ergriff und sie herzlich drückte. „Ich bin gekommen, um meinen alten Freund in Böhmen aufzusuchen, und ihm zu danken für das Vertrauen, das er in mich gesetzt hat."

Der alte Mann zitterte an jedem Nerve seines Leibes: er war keines Wortes mächtig, und vermochte doch nicht die Augen von dem Antlitze Josefs abzuwenden.

„Erschreckt Sie so der Anblick Ihres guten Freundes?" sagte der Kaiser mit jenem Ausdrucke wahrhafter Leutseligkeit, wie sie ihm die Herzen Aller, die ihm jemals genaht waren, zu gewinnen gewußt hatte.

„O! Eure kaiserliche Majestät!" rief der alte Stadtdechant mit beinahe feierlicher Andacht die Augen zur Stubendecke erhebend, nach geraumer Weile, die ihm die nöthige Fassung wiedergegeben hatte, „ich segne den Ort und die Stunde, da es mir gegönnt ist, das Antlitz meines allergnädigsten Kaisers und Herrn hier auf meiner Stube zu erblicken. Ich kann jetzt mit dem Patriarchen ausrufen: Ich kann nun mit Freude in die Gruft fahren, denn ich habe Josef den Zweiten gesehen."

„Dank Ihnen, Dank, mein wackerer Freund!" rief der Kaiser tief bewegt, „ich weiß es, welch' einen warmen Anhänger ich an Ihnen besitze. Nicht alle Ihre Amtsbrüder gleichen Ihnen . . ."

„Der Geist der Zeit bringt es so mit sich," meinte der Pfarrer bescheidenen Tones.

„Wie verstehen Sie das, hochwürdiger Herr? rief der Kaiser mit großer Lebhaftigkeit.

Er hatte hiermit auf dem rothen Sopha Platz genommen, und lud durch eine Handbewegung den alten Priester ein, mit ihm den gleichen Sitz zu theilen. Doch der Dechant blieb trotz mehrfacher Aufforderung aufrecht neben seinem Lehnstuhle stehen, das Hauskäppchen verlegen zwischen beiden Händen haltend.

„Wie verstehen Sie das also, Herr Pfarrer?" rief der Kaiser nochmals.

„Der Geist der Zeit," sagte der alte Priester, „bringt es mit sich, daß Licht und Dunkel im unentschiedenen Kampfe miteinander um die Herrschaft streiten."

„Und wem, glauben Sie, wird der Sieg zufallen?" meinte Josef, sich hastig von seinem Sitze erhebend.

„Ich fürchte, kaiserliche Majestat," sagte der Priester leise, „es werden Zeiten kommen, von denen es heißen wird: Wann bricht wieder der Tag an?"

„Was Sie mir da sagen, Herr Dechant!" meinte der Kaiser, indem er sich dichter in seinen Mantel

hüllte, „klingt allerdings bitter genug, aber es ist mir nicht neu. Ich höre es täglich von Feind und Freund, und die Buchdruckerpresse sorgt stündlich dafür, daß ich es keinen Augenblick vergesse. Der Geist der Finsterniß, des Widerstandes und des künstlich erzeugten Mißverständnisses regt sich überall; meine Maßregeln werden, als von einem Despoten herrührend, verlästert, ja in einer neulich in Brüssel erschienenen Flugschrift sah ich mich mit Tamerlan verglichen! Ich weiß das Alles, und wenn ich dennoch den Muth nicht sinken lasse, so geschieht das darum, weil ich es noch zu erleben hoffe, daß meine Völker zur Erkenntniß gelangen werden; der muthige und rechte Mann verschafft sich am Ende doch Recht."

„Gott erhalte, Gott stärke und mehre die Jahre Eurer Majestät!" rief der Stadtdechant mit zitternder Stimme, indem er die Hände feierlich faltete. „Ich bin alt, und das Grab gähnt zu meinen Füßen. Aber ehe ich den Sieg der Feinde Eurer Majestät erlebe, möchte ich lieber heute als morgen sterben."

Die Worte des greisen Priesters ergriffen den Kaiser so sehr, daß seine Augen feucht wurden. Es dauerte eine geraume Weile, bis er seiner Bewegung Herr geworden war.

„Wie kommt es, Herr Pfarrer," sagte er gedämpften Tones, „daß gerade Sie ein so gütiger Beurtheiler meiner Maßregeln sind? Ich bin es nicht gewohnt, die

Vertheidiger meiner Absichten in Ihrem Kleide zu erblicken."

„Es kommt dies daher, Euer Majestät," entgegnete der alte Priester, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „weil ich, seitdem ich dieses Kleid trage, darauf angewiesen bin, mit dem Volke zu verkehren und dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. In der ersten Zeit meines geistlichen Wirkens war es freilich anders; da fühlte ich mich von Hochmuth nicht frei, ich hielt mich in der That für eine geheiligte Persönlichkeit, der nichts Unheiliges nahen durfte. Mit der Zeit kam ich zu einer anderen Ansicht. Ich sah ein, um meiner Gemeinde ein rechter Seelenhirte zu werden, müsse ich vor Allem mich bemühen, Bürger zu sein. Die Gesetze und Anordnungen Eurer Majestät bekräftigten mich in dieser Ansicht, denn ich irre gewiß nicht, daß der Geist dieser Legislation nichts Anderes bezweckt, als alle Mitglieder des Staates allmälig zu dem Bewußtsein zu bringen, sie seien Bürger eines und desselben Landes, alle hätten Pflichten und müßten zum Gedeihen des Ganzen, jeder nach seinem Berufe und Vermögen, beitragen . . ."

„So ist es!" rief der Kaiser lebhaft. „Fahren Sie fort."

„Und doch, Euer Majestät," fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, und die Züge seines Antlitzes nahmen einen erregten Ausdruck an, „muß ich vor meinem kai-

serlichen Herrn und Gebieter das Geständniß ablegen, daß mir oft der Gedanke entgegentritt, dem Wiederstande, wie er sich jetzt überall regt, liege eine gewisse Berechtigung zu Grunde . . . Doch, Euer Majestät zürnen mir vielleicht, wenn ich mich unterfange, in diesem Tone weiter zu sprechen."

„Fahren Sie nur fort, Herr Pfarrer," sagte Joseph, „von Ihnen will ich die Wahrheit vernehmen."

„Euer Majestät!" fuhr der Stadtdechant in erhöhtem Tone fort, „als ich kraft jener Verordnung, die aus Gründen der Nützlichkeit und Sparsamkeit gebot, die Leichen ohne Sarg, blos mit grober Sackleinwand bekleidet, zur Erde zu bestatten, die erste Leiche, und es war gerade ein Kind von Bauersleuten, für den letzten Heimgang einsegnete, da sagten es mir die verzweifelten Mienen der Eltern, und die Haltung aller Begleiter dieser armen Leiche . . . daß die besten Intentionen Eurer Majestät an dem Widerstande scheitern müssen, den das Gemüth und der freie Wille jedesmal entgegensetzen, wenn man mit zu rauher Hand in ihr Heiligthum eingreift . . ."

„Ich habe diese Verordnung zurückgenommen," rief Josef.

„Aber die Gegner Eurer Majestät, die Hasser allen Lichtes," meinte der Pfarrer, „hatten dennoch Zeit gewonnen, aus dem Geiste dieser Verordnung dasjenige

herauszulesen, was sie für ihre Zwecke gerade bedurften. Von nun an hatten sie das rechte Losungswort: Der Kaiser will Eurem Gewissen Zwang anthun, er will Euch nöthigen, Alles aufzugeben, was Euch bisher als heilig und unangreifbar galt. So hatten sie halb gewonnenes Spiel, und ich fürchte, sie werden es am Ende ganz gewinnen."

„Zugegeben, Herr Pfarrer, daß meine Gegner am Ende Recht behalten mögen, kann und darf mich das abhalten, auf dem Wege fortzuschreiten, den ich zum Wohle meiner Völker als den heilsamen erkannt habe? Wäre jemals etwas Großes und Gedeihliches entstanden, wenn der Herrscher jedesmal die Launen und Eigenthümlichkeiten des Einzelwillens berücksichtigt hätte?"

Der Priester schwieg.

„Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein, Herr Pfarrer!" rief der Kaiser.

Der Pfarrer schüttelte bedächtig sein graues Haupt.

„Ich geriethe mit mir selbst in Widerspruch," entgegnete er, „wenn ich nicht im Großen und Ganzen dieser Ansicht beistimmte. Aber der Einzelne ist ein Glied des Ganzen, er ist mächtig und wiegt schwer auf der Wagschale, wenn er das Bewußtsein hat, Tausende und Zehntausende seines Gleichen hinter sich, selbst in unsichtbarer Ferne von demselben Gefühle beseelt zu wissen. Selbst das Beste und Trefflichste fällt auf unfrucht-

baren Boden, und wird wie ein Almosen angesehen, wenn es ungefragt, gleichsam ungebeten den Leuten in die Hand gedrückt wird . . .“

„Wie verstehen Sie das, Herr Pfarrer?“ rief Josef, dessen Stimme in diesem Augenblicke fast herbe klang.

„Euer Majestät,“ sagte der Pfarrer leisen Tones, „haben es für gut befunden, dero Völker nicht zu befragen, ob diese das Gute auch wollen, das ihnen so freigebig und mit vollen Händen dargeboten wird.“

„Sie meinen, ich hätte vor Allem Landesversammlungen zusammenberufen und befragen sollen? Was wäre dann das Schicksal meines Protestanten- und Toleranzedictes gewesen? Ich bin der Herrscher eines großen Ländergebietes, bin Gott verantwortlich für das, was ich thue und unterlasse. Aber könnte ich es vor mir selbst verantworten, dasjenige erst von einer Versammlung privilegirter Classen erörtert zu sehen, was ich selbst, kraft meiner obersten Pflicht, als zweckdienlich und heilsam erachte?“

„Gestatten mir Euer Majestät eine ehrfurchtsvolle Bemerkung!“ sagte der alte Priester. „Jeder Versammlung lebt ein geheimnißvoller Zug inne, das Rechte zu treffen und das Unrechte aus sich auszuscheiden. Und selbst zugegeben, die Verblendung, der üble Wille und die Macht eingelebter Gewohnheit hätten sich hier und da den Ansichten Eurer Majestät widerhaarig entgegen-

gestellt, dennoch ist der Geist des Fortschrittes so mächtig, das Licht der Sonne so bezwingend, daß am Ende aus dem Nebel, wie er noch jetzt viele befangen hält, das Bild der unverfälschten Wahrheit hervorgetreten wäre. Euer Majestät hätten Berather gehabt . . . wo jetzt Uebelberathene stehen, und was kaiserliche Gnade beinahe erzwingen muß, hätte dann als Volksmeinung leichter in die Gemüther dringen und sich daselbst befestigen können . . .“

Der Kaiser war aufgestanden, es litt ihn nicht mehr auf dem weichen Sitze.

Er ging mit starken Schritten, die geräumige Studierstube des Pfarrers auf und nieder, wie es schien von einer mächtigen Gedankenwallung erfaßt. Endlich blieb er vor dem Geistlichen stehen. „Sie irren, lieber Dechant,“ sagte er, seine blauen Augen unverwandt auf den greisen Priester gerichtet, „wenn Sie annehmen, daß aus solchen Berathungen immer der Geist der Wahrheit und des Rechtes spricht. Sie hemmen mehr, als sie fördern. Ich will rasch dasjenige erreichen, was Jahrhunderte versäumt haben. Was ich als Recht erkannt habe, soll ungesäumt meinen Völkern zu Gute kommen. Im Leben der Staaten, wie des einzelnen Menschen entscheidet oft ein einziger Moment! Und dann . . . ich habe Völker und Provinzen, aber noch kein Volk und keinen Staat. Das Volk des Staates

wie ich ihn vor Augen habe, muß erst herangebildet und erzogen werden, dazu bedarf es vorläufig der Herrscherhand!"

Die Stimme des Kaisers klang laut, vernehmlich und bestimmt. Der Stadtdechant sah ein, daß er dieser Sprache gegenüber jeden Widerspruch zu bemeistern habe, und so schwieg er.

Josef maß auf's Neue die Studierstube des Pfarrers mit starken Schritten; er schien es nicht beachten zu wollen, daß der Geistliche ein beharrliches Sillschweigen beobachtete. War er der Meinung, der greise Priester sei überzeugt? oder wollte er selbst einen Gegenstand zum Schweigen gebracht sehen, über den er, ein geborener Herrscher, nicht gerne Belehrung entgegennahm? Dann mäßigte er seinen leidenschaftlich erregten Gang und blieb wieder vor dem Geistlichen stehen.

„Bald hätte ich, indem wir so disputiren," sagte er lächeld, „daran vergessen, daß ich an Ihnen, lieber Dechant, ein Erlösungswerk zu vollziehen habe. Ich habe Ihren Mund verschlossen und nun . . . sollen Sie reden."

„Euer Majestät geruhen sich noch jener kühnen Bittschrift zu erinnern, die ich im Interresse einer jüdischen Familie überreichen zu lassen mich unterfing?" fragte der Geistliche.

„Beruhigen Sie sich, lieber Pfarrer," sagte Josef,

die Hand auf die Schulter des Priesters legend, „Ihre Denkschrift hat meinem Herzen wohlgethan, und daß sie auch, theils um des Gegenstandes, theils um der Person willen, die sie verfaßt hat, ihren Eindruck auf mich nicht verfehlt hat, das können Sie aus dem Besuche ersehen, den ich Ihnen hier in Ihrer Studierstube abstatte . . . Wie steht es gegenwärtig um die Sache und um jenen jungen Mann? Sie sehen, der Gegenstand lebt noch ganz klar in meinem Gedächtnisse."

„Die beiden Schwerter hängen noch immer über seinem Haupte," sagte der greise Priester mit tiefem Ernste.

„Sie haben bis jetzt geschwiegen?"

„Ich habe geschwiegen, wie es der Befehl meines allergnädigsten Kaisers mir gebot . . . und mein eigener Wunsch mir hieß."

„Was halten Sie von der Sache, Herr Dechant?" rief Josef lebhaft.

„Sie muß auf die eine oder die andere Weise entschieden werden!" sagte der Pfarrer. „Gestatten mir Euer Majestät die Bemerkung, daß ein längeres Aufschieben des Urtheilspruches nahezu an Unbarmherzigkeit streifen würde, was das milde Herz meines Kaisers und Herrn gewiß nicht beabsichtigt."

„Wie ist das zu verstehen?"

„Ich kann der armen Judenfrau niemals begegnen

ohne daß es mich eiskalt überläuft; denn ich muß jedesmal denken, ein leichtes Stirnrunzeln von meiner Seite bedeute ihr das Schicksal ihres Sohnes! Wenn es bloß von meinem Schweigen abhängen soll, daß das Schwert nicht niederstürze auf den Schuldigen, so ahnt sie vielleicht, daß ich es zurückhalten werde. Wie aber wenn ich reden soll und muß, wenn Euer Majestät mir befehlen, meinem Amte und meiner Pflicht gemäß zu handeln?"

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer!" rief der Kaiser. „Ich muß mir die Schuld allein zumessen, eine Sache, die rasch abgethan werden mußte, unnöthig hinaus verzögert zu haben. Handeln Sie also kraft ihres Amtes, Herr Pfarrer! In diesem Augenblicke ertheile ich Ihnen die Ermächtigung hiezu!"

„Wie? Euer Majestät!" rief der Priester in größter Bestürzung . . . „sollten vergessen haben . . ."

„Was denn, mein lieber Mann?" meinte Josef, indem er dem Geistlichen fast unter die Augen trat.

„Das Schwert soll also niederstürzen auf den Unglücklichen? und Euer Majestät geruhen, sich nimmer jener armen alten Frau zu erinnern, die den weiten Weg von Böhmen nach Wien zurücklegte, um das Geschick ihres einzigen Kindes an das großmüthige Herz ihres Kaisers und Herrn zu legen?"

Thränen rannen über die Wangen des ehrwürdigen

Priesters, während er so sprach, und seine Stimme klang fast wie Schluchzen.

„Jener Unglückselige muß sein Geschick vollenden," sagte Josef, „ich kann ihm nicht helfen. Es handelt sich hier um ein Princip von allerdings höchster Wichtigkeit, um die Frage, ob der Abfall vom Christenthume als der Staatsreligion zum Glauben der Juden gestattet sei oder nicht. Das Gesetz, wie finster auch sein Ursprung sein möge, ahndet einen solchen Abfall mit den härtesten Strafen, ich kann es nicht aufheben, wenn ich auch wollte. Noch ist es nicht an der Zeit, so tief in die Volksmeinung einschneidende Grundsätze aufzustellen; hat doch das Wenige, was ich zu Gunsten der Akatholiken in's Werk gesetzt, wie in ein Wespennest eingegriffen! Ich beklage die Unmöglichkeit... allein hier ist ein Punkt, an dem meine Machtvollkommenheit scheitert."

„Er soll also sein Geschick vollenden!" rief der Priester mit zitternder Stimme, „er, der nur aus Anbetung seines Kaisers sich zu einem Schritte verleiten ließ . . . den er jetzt so schwer büßen soll?"

Josef war an das Fenster getreten und blickte in die sternenlose Nacht hinaus. Die Worte des barmherzigen Pfarrers hatten ihm an die tiefste Seele gegriffen. Welch eine Gestalt war ihm hier auf der Studierstube eines einfachen Priesters entgegengetreten!

Der Gedanke, was er vollbringen konnte, was er zum Abschlusse gebracht hätte, wenn ihm solche Männer, wie dieser Dechant, als Lehrer und Berather des Volkes zur Seite gestanden wären, durchschauerte ihn!

Nach einer Weile wandte er sich vom Fenster ab und trat wieder auf den Dechanten zu.

„Könnte ich den jungen Menschen sehen und sprechen?" fragte er.

„O! Euer Majestät!" rief der Geistliche überrascht ... „wollten die höchste Gnade haben ...?"

„Ich möchte den jungen Menschen sehen, um nach seinem Anblicke beurtheilen zu können, ob er die Barmherzigkeit meines wackern Freundes verdient ..."

„Gestatten mir Euer Majestät, ihn selbst herbeizuholen ..."

„Wie? Sie wollen in diesem feuchten Nebel einen vielleicht beschwerlichen Weg unternehmen?"

„Dergleichen ist mir nicht neu," rief der Pfarrer. „Kranke und Sterbende verlangen oft meinen Beistand in der Mitternachtsstunde, und handelt es sich nicht auch hier um eine arme Seele?"

„So gehen Sie, Herr Pfarrer," sagte Josef, „und bringen Sie den Mann! Aber es muß ein stetes Geheimniß bleiben, wer Sie zu ihm geschickt und vor wem er stehen wird. Kann ich mich darauf verlassen?"

„Ich werde schweigen, Euer Majestät! Ich werde

ihm bloß sagen, ein hoher Beamter vom Gubernium in Prag wolle ihn im Auftrage des Kaisers vernehmen . . ."

„Ich stimme dem bei!" sagte Josef. —

Nach einer Viertelstunde, während welcher der Kaiser in tiefes Nachdenken versunken am Fenster gestanden war, öffnete sich die Thüre der Stube, und herein traten der Stadtdechant von Kojetein und „Adrian" Fingerhut.

Auf den ersten Anblick erkannte das scharfe Auge des Kaisers in Adrian Fingerhut eine jener Persönlichkeiten, die das Gepräge innerer Gemüthskämpfe deutlich auf dem Antlitze tragen.

Der Sohn des jüdischen Handelsmannes, eine lang aufgeschossene, fast hagere Gestalt, die in dem fahlen Lichte der Studierlampe noch größer erschien, als sie in der Wirklichkeit war, überragte die des Pfarrers um mehrere Kopfhöhen. Das Gesicht zeigte feine, fast weibliche Züge und wies auf die Mutter hin, deren Bild, wiewohl Monate zwischen jetzt und der damals im Controllorgange stattgefundenen Audienz lagen, klar und bestimmt im Gedächtnisse des Kaisers auftauchte.

Adrian Fingerhut war an der Thüre stehen geblieben.

„Ist dies der Mann, von dem Sie mir gesprochen haben, Herr Dechant?" fragte Josef nach einer ge-

raumen Weile, während welcher er seine Blicke von dem jungen Israeliten nicht abzuwenden vermochte.

„Er ist es,“ entgegnete der Dechant, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, doch mit gedämpfter Stimme.

„Heißen Sie ihn näher treten, Herr Pfarrer,“ sagte der Kaiser, sich dichter in seinen Mantel hüllend, um die darunter schimmernde Uniform gänzlich zu verdecken.

Adrian Fingerhut trat auf den Wink des Dechanten in das volle Licht der Lampe.

„Weiß Er, mein Freund, weswegen Er her berufen worden ist?“ fragte Josef.

„Ich soll ein Verhör bestehen,“ lautete die Antwort Adrians, deren wohllautende Sprache das Ohr des Kaisers offenbar angenehm berührte.

„Ein Verhör! von wem? und weswegen?“ rief der Kaiser mit einiger Lebhaftigkeit.

„Vor dem Richter meines Kaisers und weil ich mein Urtheil vernehmen soll,“ entgegnete der junge Mann leisen, aber bestimmt klingenden Tones.

„Und dieses Urtheil, das ich Ihm anzukündigen komme, wird strenge ausfallen, je nachdem ich Seine Antworten befinde,“ rief Josef, ob absichtlich oder gegen seinen Willen drohend. „Wie alt ist Er?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Wie heißt Er?“

Adrian Fingerhut warf einen raschen Blick auf den

an seinen Lehnstuhl gestützten Pfarrer, dann sagte er ruhig:

„Ich nenne mich Samuel Fingerhut.“

„Er heißt anders, junger Mann,“ rief der Kaiser, sich hastig von seinem Sitze aufrichtend.

„Ich nannte mich früher Adrian Fingerhut,“ sagte der Sohn des jüdischen Handelsmannes schwer aufathmend „aber ich habe diesen Namen abgelegt.“

„Wußte Er, daß man einen Namen nicht wechseln darf, daß es ein Verbrechen ist, sich einen andern beizulegen?“

„Ich habe es gewußt,“ sagte Adrian Fingerhut.

„Er weiß also, daß Er ein Verbrechen begangen hat?“

„Vor dem Gesetze, ja! Gott wird mich anders beurtheilen, als der Buchstabe des Gesetzes, das ja von Menschenhand geschrieben wurde.“

„Er spricht mit großer Gewißheit und Zuversicht, mein Freund,“ rief der Kaiser mit gerunzelter Stirne. „Woher weiß Er, daß das, was Er als ein Verbrechen am Gesetze begangen anerkannt, nicht auch ein Verbrechen an Gott ist? Abfall von einer Religion... ist das nicht selbst nach den Lehrsätzen des Glaubens, zu welchem Er sich früher bekannte, etwas, was vor den Augen Gottes mißfällig erscheint? Weiß Er was ein Meineid ist?“

„Gott sieht auf das Gemüth, die Menschen auf das Thun!“ sagte Adrian Fingerhut mit bebender Stimme, denn das Auge des Kaisers ruhte in diesem Momente mit der bannenden Gewalt eines Richters auf ihm.

„Er scheint sich die Sache gar zu leicht gemacht zu haben,“ rief der Kaiser mit einem Anfluge herber Zurechtweisung. „Es mußte Ihm ja bekannt sein, daß auf einem derartigen Verbrechen in früherer Zeit ... der Tod stand?“

Adrian Fingerhut erbebte vom Scheitel bis zur Zehe. Trotz des ungewissen Lichtes, das von der Lampe ausging, konnte der Kaiser sowohl als der Dechant die tiefe Blässe bemerken, die die ohnehin feinen Gesichtszüge des jungen Menschen in wahrhaft erschreckender Weise bedeckte.

„Meine Mutter! meine gute Mutter!“ murmelte er vor sich hin.

In dem Antlitze des Kaisers ging eine wunderbare Wandlung vor. Die Strenge des Richters war daraus entwichen und der holde Zug, der aus ihm leuchtete, gehörte dem Menschen, dem fühlenden Menschen an.

„Er wird es auch nur seiner Mutter und hier diesem trefflichen Manne zu danken haben,“ sagte Josef, indem er auf den Dechant wies, „wenn seine That nicht die volle Schwere der gesetzlichen Ahndung treffen wird, die sie unter allen Umständen verdient.

Bevor ich aber im Auftrage des Kaisers des mir übertragenen Amtes mich entledige, wird Er mir noch über einige Punkte, die mir jetzt noch dunkel sind, Aufklärung zu geben haben. Ist Er gefaßt genug, um mir antworten zu können?"

„Ich bin es," sagte Adrian Fingerhut.

„Wenn ich mich recht erinnere," sagte Josef nach einer Weile, „so war es das Toleranzedict des Kaisers, das Ihn zu dem Entschlusse verleitete, die Religion seiner Väter mit der seines Monarchen zu vertauschen. Wodurch ward es bewirkt, daß Er alsbald Reue über den gethanen Schritt empfand?"

„Das kann ich dem gnädigen Herrn nicht sagen!" rief der junge Mann in großer Bewegtheit aus.

„Er zögert? Vergißt Er, daß ich im Auftrage und im Namen des Kaisers hier sitze?"

„Nur dem Kaiser allein könnte ich es sagen!" rief Adrian Fingerhut, indem er seinen Kopf hoch aufrichtete.

Der Kaiser winkte den greisen Priester zu sich.

„Herr Pfarrer," sagte er zu ihm, „machen Sie dem jungen Manne doch bemerklich, daß er hier vor mir gerade so frei und ohne Zurückhaltung sprechen könne, als befände er sich im Controllorgange zu Wien . . . vor dem Kaiser."

„Mein Sohn!" sprach der Dechant, indem er den

Arm des jungen Mannes leise berührte, „ich kann Dir bei Allem, was Dir und mir heilig ist, die Versicherung geben, daß Du ... vor diesem hochgeborenen Herrn hier in aller Freiheit reden kannst. Durch ihn wird es der Kaiser erfahren."

„Nun wohl!" rief Adrian Fingerhut, sich zusammenraffend, „der Kaiser hat mir nicht Wort gehalten!"

„Wahnsinniger!" schrie der Dechant, indem er herzusprang, „Du weißt nicht vor wem Du stehst und so redest ..."

„Herr Dechant!" winkte Josef lächelnd.

Der alte Priester schlich wieder nach dem Lehnstuhl zurück.

„Ihr Juden seid doch ein sonderbares Volk!" sagte Josef kopfschüttelnd. „Da muß der Kaiser vom Vater dieses jungen Mannes hören, sein Sohn sei ihm durch das Toleranzedict geraubt worden, und von diesem Sohne muß er sich wieder in's Gesicht sagen lassen, der Kaiser habe ihm nicht Wort gehalten. Wo liegt hier die Wahrheit?"

„Ich will es Ihnen erklären, gnädigster Herr," sagte der Sohn des jüdischen Handelsmannes. „Als das Toleranzedict des Kaisers erschien, da gerieth meine Seele in lauten Jubel. Ich hatte mich mit deutscher und fremdländischer Literatur beschäftigt — und nun stand ein Monarch vor mir, der im Begriffe stand, die

Ideale meiner Philosophen in die Wirklichkeit zu übersetzen ..."

„Wie kamen Sie zu deutschen Büchern?" fragte der Kaiser mit allen Zeichen der Ueberraschung.

„Auf der Talmudschule zu Prag," lautete die Antwort des jungen Mannes.

„Fahren Sie fort!" rief der Kaiser.

„Von diesem Augenblicke an stand der Gedanke in mir fest, es Josef dem Zweiten gleich zu thun," fuhr Adrian Fingerhut fort. „Ich wollte ihm nacheifern; die Hand, die das Toleranzedict unterschrieben hatte, mußte an einem großen, an einem christlichen Herzen geruht haben. So faßte ich den Entschluß, Christ zu werden und begab mich zum hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer von Kojetein ..."

„Ich weiß das!" rief der Kaiser, dessen Aufmerksamkeit von Minute zu Minute zunahm.

„Das Toleranzedict erschien mir nur wie der schüchterne Anfang des Frühlings, wenn der Winter zu Ende geht. Josef der Zweite, sagte ich zu mir selbst, ist von der Idee der Menschengleichheit so durchdrungen; er, der christliche Herrscher, hat ein so vollständiges System in seinem Kopfe fertig, ein System, nach welchem die Menschheit seiner Staaten in ihrem innersten Wesen umgewandelt werden muß, daß mich schon der

ärmliche Brocken, den das Toleranzedict abwarf, wie Himmelskost dünkte."

„Und Sie fanden sich getäuscht?" rief der Kaiser.

„Das Toleranzedict war eine Abschlagzahlung, ein mageres Almosen an den Bettler, ein dürftiges Gewand, das über die Blößen und Wunden meines Volkes geworfen ward. Ich erwartete mehr. Ich hoffte volle Gerechtigkeit, und unverkürztes Recht. Ich erwartete, das christliche Herz Josef des Zweiten werde das Wort „Duldung" bloß für einen flüchtigen Augenblick ausgesprochen haben, jenes häßliche, den Gottesgedanken schändende Wort, das zwischen Menschen und Menschen Berge und Klüfte aufwirft. All mein Empfinden und Denken gerieth in Tumult, die Idee des Kaisers erfüllte mich so ganz und gar, die Vorstellung von jener allgemeinen Liebe, wie sie die Kirche lehrt, hatte sich derart meiner bemächtigt, daß ich in fieberhafter Aufwallung, in einer beinahe krankhaft gewordenen Hast keinen andern Gedanken fassen konnte, als . . . mir die Aufnahme in diese Kirche zu verschaffen. Was weiter geschah, wissen Sie, gnädigster Herr . . . und namentlich der Herr Pfarrer . . ."

Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne des jungen Mannes; er hielt inne.

„Weiter!" gebot der Kaiser.

„Es blieb bei dem Almosen!" fuhr Adrian Finger-

hut fort, „der Kaiser beließ es bei der ärmlichen Abschlagzahlung. Das Wort Toleranz wurde nicht gelöscht, im Gegentheile, gerade in dem dürftigen Lichtschimmer, der über das Elend meines Volkes gebreitet ward, erschien es mir erst in seiner ganzen Erniedrigung. Wenn Josef der Zweite das Wenige, was er dem gedrückten Protestanten und dem rechtlosen Juden gewähren konnte, der Mehrheit seiner Unterthanen wegen Duldung nennen mußte, wie stand es dann um das Prinzip jener allumfassenden Liebe, in deren sichtbare Kirche ich meine Aufnahme bewirkt hatte. Kennt die Liebe Unterschiede? Hat sie ungleiche Maße? Da erwachte ich wie aus einem Traume, der Druck wich von meinem Gehirne, und ich gerieth in ein Elend, wie es noch kein Menschenkind ertragen hat.“

„Fassen Sie sich!“ rief der Kaiser, der bemerkt hatte, daß der junge Mann tief erschöpft war.

„Ich will weiter sprechen,“ begann Adrian Fingerhut auf's Neue. „Als ich nun gewahr wurde, daß ich mich in einer Wildniß voll unentwirrbarer Widersprüche befand, da wurde der Drang, den Ausweg zu finden, in mir von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde immer heftiger und begehrlicher. Ich hatte die Heimath verlassen, Mutter und Vater verlassen, ich irrte in der Fremde umher, ruhelos und gepeinigt, nirgend heimisch, nirgend wohl mich fühlend. Ich hatte keine Stätte, wo

ich beten, keine, der ich mich mit meiner dürstenden Seele nähern durfte. Ich sah mich durch meinen eigenen Irrthum ausgeschlossen aus dem Verbande der religiösen Gemeinschaft; Kirche wie Synagoge hielten mich mit gleichmäßiger Abneigung von ihren Pforten zurück. Und doch war ich im Innersten meines Gemüthes ein Kind meines Volkes, ein Sohn meiner Eltern geblieben! Ich erkannte, daß keine Gewalt auf Erden mich an den innigsten Verband mit den Erinnerungen meiner Kindheit, mit den anerzogenen Gewohnheiten der väterlichen Religion vergessen machen konnte. Ich war Fleisch von ihrem Fleische und mein Blut war aus ihrem gekommen! Alle Ströme der Welt hätten diese Erinnerung aus meiner Seele nicht zu vertilgen vermocht. Heimathlos irrte ich umher, vom Betteln und niedern Gewerbe mein Leben fristend, von Sehnsucht nach Vater und Mutter aufgezehrt, und dennoch schwankend, ob ich dem heftigen Drange nachgeben solle, ob nicht. Muth und Feigheit wogten in mir, wie zwei Wasser, die um die Herrschaft über das Erdreich streiten; der eine hieß mich selbst um den Preis des Lebens die alte religiöse Gemeinschaft wieder aufsuchen, und mich mit ihr versöhnen, die andere hielt mir die beiden Schwerter, das Schwert des weltlichen Richters und das Schwert der beleidigten Kirche vor die entsetzten Augen. Da endlich

. . . nach langem Ringen und Kämpfen haben zwei kleine Worte meinen Entschluß zur Reife gebracht . . ."

„Und sie lauteten?" rief der Kaiser, sich von seinem Sitze erhebend.

„Ich lag krank und erschöpft von Seelenkampf und Entbehrung im Spital des Barmherzigenklosters in einem mährischen Städtchen. Neben mir lag ein anderer Kranker, der mit zerschmettertem Fuße, schon sterbend, hierher gebracht worden war. Der Fuß wurde ihm abgenommen, aber es trat der Brand hinzu. Da nahte sich ihm der Priester, um ihm die letzte Oelung zu verabreichen; er aber wies sie von sich und bekannte sich als Jude. Und trotz allen Zuredens verblieb er dabei, daß er in der Religion seiner Väter, in der er bisher gelebt, nun auch sterben wolle. Nicht ohne Zürnen über seine Verstocktheit verließ ihn der Priester. In der Nacht hörte ich den Todtkranken neben mir bitterlich weinen. „Was begehrst Du?" fragte ich ihn. Da rief er mit fast erloschener Stimme: „Wenn nur Einer da wäre, der mit mir meine Todtengebete sagen könnte!" Da stand ich auf, schwach und krank, wie ich selber war, und sagte zu ihm: „Beruhige Dich, Bruder, ich will sie mit Dir sagen." Ich faßte nach seiner Hand, die bereits eiskalt war, und begann das übliche: „Schma'h Israel!" Er wiederholte die beiden Worte und war todt!"

Adrian Fingerhut hielt inne, er vermochte nicht weiter

zu sprechen, ein heftiger Thränenkrampf erstickte seine Stimme. In der Stube herrschte lautloses Schweigen, der Kaiser sowohl, wie der Stadtdechant hielten an sich.

„Von diesem Augenblicke an," fuhr der junge Mann endlich nach einiger Fassung fort, „wußte ich, nach welcher Seite ich mich zu wenden hatte. Kaum genesen, machte ich mich auf den Weg in die Heimath und kam gerade am Vorabende des Versöhnungsfestes dort an ... Alles Uebrige ist dem hochwürdigen Herrn Dechanten bekannt — und so erwarte ich mein Urtheil."

Der Kaiser war aufgestanden; in heftiger Bewegung maß er wieder auf- und abschreitend die geräumige Stube. Seine Lippen zuckten; es schien, als ob Gedanken, die er gewaltsam in die Tiefe seiner Seele zurückdrängen mußte, darüber hinaus wollten; hie und da schüttelte er verneinend das Haupt. Endlich blieb er vor Adrian Fingerhut stehen.

„Junger Mann!" rief er mit durchdringender Stimme, „ich frage Dich auf Dein Gewissen: Hast Du die Wahrheit gesprochen?"

Wieder entstand eine schwer lastende Pause.

„Die volle Wahrheit, gnädigster Herr!" tönte es leise, aber bestimmt aus dem Munde Adrians.

„Du bist ein Jude und willst ein solcher bleiben?" rief der Kaiser, den jungen Mann mit seinen tiefen blauen Augen fest betrachtend.

„Ich bin ein Jude und will als solcher auch sterben!" entgegnete Adrian Fingerhut seinen Kopf in die Höhe richtend.

„Junger Mann!" sagte Josef, indem er wieder seinen Sitz auf dem rothen Sopha einnahm; „im Grunde thut es mir leid um dich. Du bist einmal in den Bund einer Kirche getreten, die vermöge ihrer bevorzugten Stellung in den Ländern des Kaisers . . . ihren Angehörigen den Vortheil eröffnet, daß sie zu allen Aemtern und Stellen, die der Staat zu besetzen hat, ihnen den Weg bahnt. Du hast Dich als einen begabten Menschen gezeigt, Adrian Fingerhut, Du hast Talent, es hängt nur von Dir ab, ob Du jene Stufen ersteigen willst, die zu Ehre und Ansehen führen. Du verdienst wahrlich ein besseres Loos, als in der dumpfen Judengasse zu vermodern, Dir zur Qual, und den Deinen von keinem Nutzen! Dies bedenke, Adrian Fingerhut!"

„Von keinem Nutzen?" rief Adrian, dessen Wangen sich höher rötheten, „bleibe ich nicht bei meinem Volke? und schlägt nicht Jeder, der von ihm abfällt, ihm eine unheilbare Wunde? Gott sende mir nicht wieder die Heimsuchung, daß ich diejenigen verlasse, denen ich schon einmal in hochmüthiger Seelenverirrung den Rücken gekehrt habe! Bei meinem Volke ist die Liebe, die ich auswärts vergebens gesucht, mein Volk wird mich nicht zurückstoßen, da ich reuig zu ihm zurückgekehrt bin. Das „Höre o Israel!" meiner Religion hat mich zur vollen

Besinnung gebracht, denn es ist das Losungswort, an dem sich Herz und Herz, Bruder und Bruder erkennt. Bei Israel will ich bleiben, und keine Versuchung, sie mag noch so glänzend gleißen, wird und darf mich von meinem Vorsatze zurückbringen."

„So sei es denn!" rief Josef, sich neuerdings erhebend, „der Augenblick ist gekommen, wo ich Dir, Adrian Fingerhut, im Namen und Auftrage des Kaisers, im Namen des Gesetzes, welches Du verletzt und gekränkt hast Dein Urtheil anzukündigen habe."

Die Stimme des Kaisers klang feierlich und tief; sie ergriff mit namenloser Gewalt das Gemüth des jungen Mannes. Ein krampfhaftes Zittern seiner beiden Arme, dazu die aschgraue Blässe seiner Wangen und die aus ihren Kreisen fast hervortretenden Augen bewiesen, daß Adrian Fingerhut sich des Momentes wohl bewußt war, der eines der beiden Schwerter auf ihn nieder zu stürzen bestimmt war.

„Ich bin gefaßt, es zu vernehmen," sagte er, beinahe unhörbar.

„So vernimm denn, Adrian Fingerhut, früher genannt Samuel!" rief Josef. „Der Kaiser... in gnädigster Berücksichtigung der eigenthümlichen Umstände, von denen Dein Fehltritt begleitet war, ferner, daß es mehr eine Verirrung Deines Gemüthes, als die Folge eines schlechten Willens war, wenn Du gegen ein bestehendes Gesetz

Dich auflehntest, will Gnade für Recht über Dich ergehen lassen und über Deine Vergangenheit den Schleier des Vergessens gebreitet wissen. Du bist von nun an frei, Adrian Fingerhut ..."

„Frei!" entrang sich ein gellender Schrei aus der Brust des jungen Mannes. Dann überzogen sich seine feinen Gesichtszüge mit einer leisen Röthe. „Frei! wiederholte er, heißt das so viel, als Tod und Kerker drohen mir nicht mehr? Darf ich mich wieder Samuel nennen? Darf ich mich frei und ungescheut zur Religion meiner Väter bekennen?..."

„Du darfst es, Samuel Fingerhut!" sagte Josef, „aber nur unter einer Bedingung..."

„Eine Bedingung?" rief der junge Mann im Tone des Schreckens.

„Du wirst," fuhr Josef fort, „die Staaten des Kaisers verlassen, und außer Landes gehen! Fortan mußt Du dich als einen Verbannten betrachten, dem die Rückkehr ins Vaterland verwehrt ist. Hast Du mich begriffen?"

„Ich soll Vater und Mutter wieder verlassen?" rief der junge Fingerhut mit einer solchen Wahrheit der Schmerzes, daß der Kaiser innerlichst erbebte.

„Ich kann Dir nicht helfen, Samuel Fingerhut," sagte Josef mit unsicherer Stimme, „was Kaisers Gnade Dir gewähren kann, Dir und Deinen Eltern gewähren darf, das geschieht hiermit im Namen und Auftrage des

Kaisers. Weiter hinaus ist meine Machtvollkommenheit beschränkt und gebunden! Der Kaiser kann ein bestehendes Gesetz, welches er noch dazu von der Kirche überkommen hat, nicht eigenwillig umstoßen. Noch ist die Wiedergeburt des Staates, wie sie Kaiser Josef im Sinne hat, nicht so weit gediehen, daß er ein Prinzip aussprechen dürfte, welches die Kirche und die Religion Deiner Väter auf den gleichen Fuß der Berechtigung stellt. Für Leute Deiner Gemüthsart sind die Staaten des Kaisers noch zu enge... Du mußt daher ein Land aufsuchen, dem es bereits gegönnt ist, das Princip der Gewissensfreiheit für seine Angehörigen ertragen zu können, einen Grundsatz, dem der Kaiser in seinen Staaten noch keine Geltung verschaffen kann . . ."

„Ich soll Vater und Mutter verlassen?" wiederholte der junge Mann, für den sich in diesem einen Gedanken aller Schmerz und alle Bitterkeit seiner Lage gesammelt zu haben schien.

„Es ist so der Wille des Kaisers," sagte Josef, „und es geschieht zu Deinem eigenen Besten. Du mußt fort. Du wirst in einiger Zeit durch diesen hochwürdigen Herrn Pfarrer eine Summe Geldes angewiesen erhalten, die Dich in Stand setzen wird, die Reise in eine neue Heimath anzutreten und daselbst einen Erwerbszweig zu ergreifen, wie er Deinen Neigungen entsprechen wird.

Aber Du mußt fort, die Staaten Deines Kaisers können Dich nicht länger beherbergen."

Adrian Fingerhut hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt; sein Schmerz hatte sich in ein krampfhaftes Schluchzen aufgelöst.

„Es geschieht zu seinem eigenen Besten," wandte sich der Kaiser zu dem greisen Priester, der in demüthiger Stellung neben seinem Lehnstuhle verharrend, sich bis dahin gehütet hatte, in die Unterredung einzugreifen.

„Ich bewundere die Weisheit ... des Kaisers," sagte der Dechant, sich tief verbeugend," es giebt keinen andern Ausweg für den jungen Mann!"

„Es läßt sich dieses nicht verhehlen," fuhr Josef fort. „Sagten Sie nicht selbst, Herr Pfarrer, es könnten Zeiten kommen, wo die Geister der Finsterniß und die Hasser des Lichtes wieder an die Oberfläche gelangen könnten? Das Werk des Kaisers ist halb vollendet; es hat sich nirgends eingelebt, und begegnet bis auf das kleine Häuflein jener Treuen, die die Absichten Josefs errathen, zähneknirschendem Widerstande und üblem Willen. Wir Beide, Herr Pfarrer, ich und Sie, werden diese Zeit vielleicht nicht mehr erleben, aber was nachher kommt ... dü fte nebst dem Vielen, was vernichtet, zerstört und verworfen werden wird, namentlich das Geschick dieses jungen Mannes vor Allem schwer gefährden. Wer soll ihn schützen, wenn ihre Augen geschlossen sind?

Dieses machen Sie ihm begreiflich, wenn sein erster Schmerz sich in etwas gelindert haben wird."

„Gott segne und schütze den großen und milden Kaiser, Josef den Einzigen," rief der Priester, die Hände andächtig faltend.

Josef griff nach dem Hute, der auf dem Sopha lag, und hüllte sich dann dichter in seinen Mantel. Adrian Fingerhut schien von Allem, was um ihn her vorging, nichts vernommen und bemerkt zu haben.

„Und nun, Herr Pfarrer," sagte Josef, indem er dem greisen Priester in herzlichster Weise die Hand drückte, „leben Sie wohl. Wir werden uns aller Wahrscheinlichkeit auf dieser Erde nicht mehr erblicken. Sie sind alt, lieber Dechant, und ich . . . ich bin müde! Aber, daß Sie der Freund des Kaisers, ein Priester Gottes in des Wortes schönster Bedeutung waren, dessen wird der Kaiser in seiner Todesstunde gedenken. Leute wie Sie, vergißt er nicht so leicht. Leben Sie wohl!"

Nochmals schüttelte er dem greisen Priester die Hand, und wandte sich zum Fortgehen. Der Dechant ergriff hierauf die Lampe, und schickte sich an, den Kaiser zu begleiten. Josef hatte bereits die Thür erreicht. Adrian Fingerhut stand noch immer da, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

Josef wandte sich an der Thüre nochmals an den Pfarrer. Das volle Licht der von Letzterem hochauf-

gehobenen Lampe traf sein geistvolles Antlitz. Niemals vielleicht glänzte der göttliche Strahl der Milde und Menschlichkeit schöner und siegreicher von dem Gesichte eines Sterblichen, als in diesem Augenblicke!

„Trösten Sie die arme Mutter dieses jungen Mannes, Herr Dechant, und sagen Sie ihr, der Kaiser habe nicht anders zu handeln vermocht."

Damit öffnete Josef die Thüre und trat auf den finstern Hausgang. Aber der Pfarrer folgte ihm mit der Lampe in der Hand, und geleitete den Kaiser über die enge Treppe in den Hausflur hinab. Unten harrte bereits die Haushälterin des Pfarrers, einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen haltend. Josef schritt rasch an ihr vorüber und trat durch die offene Hausthüre in den Hof hinaus.

Der Wagen, der ihn hierher gebracht, stand noch angeschirrt, der militairische Begleiter des Kaisers sprang, sobald er des Herrn ansichtig geworden, von der Kutsche herab, und stellte sich neben den Wagentritt.

„Ist Alles bereit?" fragte Josef leise.

„Zu Befehl, Euer Majestät!" entgegnete der Adjutant in dem nämlichen Tone.

„So wollen wir in unser Nachtquartier!" rief Josef, indem er den schwerfälligen Wagentritt zu besteigen im Begriffe stand.

In demselben Augenblick durchschnitt ein gellender Schrei die Luft; er schien von einer weiblichen

Stimme herzurühren. Der Kaiser wandte sich um, da bemerkte er in dem Nachtdunkel, das bereits vollständig eingetreten, und nur durch die Lichter, mit denen die Haushälterin gefolgt, nothdürftig erhellt war, in seiner unmittelbaren Nähe zwei Gestalten, einen Mann und eine Frau.

Es war der Vater Adrians und dessen Mutter Gitel Fingerhut; der Kaiser hatte die beiden Bittsteller aus dem Controllorgange, die sich seinem Gedächtnisse so gut eingeprägt hatten, sogleich erkannt.

Die Frau war in die Kniee gesunken, auch sie hatte den Herrscher erkannt. Was wollten die beiden alten Leute hier im Pfarrhof, und um diese nächtliche Stunde? Wahrscheinlich hatte sie die Sorge um den vom Pfarrer selbst abgeholten Sohn, und die Ahnung, daß in diesem Augenblicke über die Zukunft des einzigen Kindes das Loos geworfen ward, hieher gebracht.

Josef winkte abwehrend mit der Hand. Es mochte ihn ein tiefes Weh durchzuckt haben, daß er dieser knieenden Mutter und diesem gebeugten Vater keinen bessern Trost gewähren konnte, als die Verbannung ihres Sohnes. Dann stieg er rasch in den Wagen.

„Nach dem Schlosse des Grafen!" gebot er.

Der Adjutant wiederholte diesen Befehl dem Kutscher und nahm dann seinen Sitz neben dem Kaiser ein.

Der Wagen rollte zum offenen Hofthore hinaus.

Vier Wochen nach diesem Besuche Josefs des Zweiten auf dem Pfarrhofe in Kojetein langte an den Dechanten eine aus dem kaiserlichen Cabinette herrührende beträchtliche Geldsumme mit der Weisung an, diesen Betrag dem jungen „Samuel“ Fingerhut für die vorzuhabende Reise einzuhändigen.

Mitten unter den Zurüstungen zum bevorstehenden Türkenkriege, mitten im Sorgendrange über die von Tag zu Tag schlimmer lautenden Nachrichten aus den Provinzen, Entwürfe hegend und vernichtend, halb an sich irre geworden, und dann wieder mit einem Hoffnungslächeln selbst einen geringen Erfolg seiner Regierungsmaßregeln begrüßend, hatte der Kaiser den Sohn des jüdischen Handelsmannes und das böhmische Städtchen nicht vergessen.

Samuel Fingerhut kam getreulich dem Willen des Kaisers nach. Mit blutendem Herzen fügten sich Vater und Mutter in das Unabänderliche und segneten Josef den Einzigen, nachdem sie durch den Pfarrer belehrt worden waren, wie sich für den Kaiser kein anderer Ausweg gezeigt, ihnen den einzigen Sohn zu erhalten — als indem er ihn ihnen nahm.

Samuel Fingerhut nahm seinen Weg zuerst nach Holland, der alten Heimathstätte der Glaubensfreiheit. Er hielt sich aber daselbst aus uns unbekannten Gründen nur kurze Zeit auf, dann ging er nach Antwerpen.

Dort in der Scheldemündung lag ein Schiff, das in den nächsten Tagen die Fahrt nach dem fernen Amerika antreten wollte. Samuel Fingerhut besann sich nicht lange und nahm einen Platz auf dem Kauffahrer, der eigenthümlicher Weise den Namen: „Josef der Zweite" trug. Glücklich und wohlbehalten kam er in dem damals schon aufblühenden New-York an.

Schon begannen aus jenem unermeßlichen Ländergebiete die Locktöne jener wunderbar klingenden Musik nach Europa hinüber zu tönen, die seitdem Tausende, ja Millionen gedrückter, in ihren theuersten Heiligthümern gekränkter, an Recht und Gerechtigkeit verzweifelnder Menschen über die Wogen des unendlichen Weltmeeres an sich gelockt haben. Samuel Fingerhut war einer der Ersten von seinen Glaubensbrüdern, der diesen Lockton mit feinem Ohre heraushörte und ihm folgte.

In der fernen neuen Heimath gelang es ihm bald, es zu Wohlstand und Ansehen zu bringen. Sein Haus erwuchs allmählig zu einem geachteten und weithin genannten. Hochbetagt, von einem Kreise blühender Kinder und Enkel umgeben, beschloß er vor wenigen Jahren sein Leben. In seinem Testamente fand man ein beträchtliches Legat verzeichnet, das zu gleichen Theilen an die Armen christlicher und jüdischer Confession seiner Vaterstadt Kojetein, und zwar unmittelbar durch einen

seiner Enkel, der zu diesem Zwecke die Reise nach Böhmen anzutreten hatte, vertheilt werden sollte.

In einer dem Testamente beiliegenden Aufzeichnung erzählte Samuel Fingerhut seinen Kindern und Enkelkindern, unter welchen wunderbaren Umständen er den Weg nach Amerika gefunden, welchen Gefahren er entgangen und wie Kaiser Josef der Unvergeßliche in sein Leben eingegriffen habe, — er erzählte ihnen die Geschichte von den „beiden Schwertern.“

III.

Der Karfunkel.

Blumen für eine Laubhütte.

Laubhüttenfest war wieder in's Land gekommen.

Kluge Bauern in den benachbarten Dörfern mußten schon einige Tage früher aus ihrem Kalender erfahren haben, daß die „grünen Feiertage“ der Gasse bevorstanden, und hie und da hatte Einer zu seinem Knechte gesagt: „Pawel fahre in den Wald hinaus und hole Tannenreisig, drin in der Stadt die Juden werden es jetzt brauchen.“ Und der Knecht war in den Wald hinausgefahren, wo die immergrünen Tannen wachsen, und hatte da mit seiner Axt die Bäume ihres Schmuckes beraubt. Ob Pawel dabei wohl dachte, wie sonderbar das Geschick es gefügt habe, daß er, der blondköpfige Junge aus dem Stamme der Czechen, in den Wald hinausgehen mußte, um Tannenreisig für diejenigen zu holen, die schon vor viertausend Jahren mitten in einer arabischen Wüste grüne Laubhütten aufgerichtet hatten? Wer diesen Knecht wohl hätte anhalten und zu ihm sagen mögen: Was Du jetzt gedankenlos um feilen Lohn thust

das wird einst werkthätige Brüderlichkeit mit freiem Bewußtsein gewähren. Es wird eine Zeit kommen, wo der eine Glauben seine Freude daran finden wird, die Feste des anderen zu schmücken? ...

In dem Vorhofe eines Hauses, das nahezu am Ende der Gasse liegt, da wo der Garten des Grafen mit dem herrlichen Schlosse darin sich erhebt, waren zwei Männer damit beschäftigt, an eine Laubhütte, die bereits gezimmert und festgefugt da stand, die letzte Hand zu legen.

Der Eine von ihnen, um ein Bedeutendes jünger als der Andere, stand auf einer Leiter und nahm die Tannenreiser entgegen, die ein starkknochiger, weit über die gewöhnliche Größe aufstrebender Mann ihm bot, und schichtete sie über einander, so daß sie bereits jetzt schon das grüne Dach der Laubhütte bildeten.

Daß wir es nur in aller Eile sagen: Der Eine von den beiden Männern war David Brod, der Gemeindevorbeter, der Andere seine unentbehrliche Ergänzung, Feiwelmann „Baß," was aber nicht so sehr sein wirklicher Familienname, als vielmehr die Bezeichnung seines Lebensberufes war; denn auch er war von Natur ein Sänger, und zwar ein „Baß" von so gewaltiger Breite, Tiefe und Höhe, daß darin Alles aufgegangen war, was sonst an einen Menschen gemahnt: Land und Geburt, Familie und Charakter.

Mit einem Male hielt der Baß in seiner Beschäftigung inne, er wischte sich von der Stirne den Schweiß und seufzte tief auf.

„David Brod,“ sagte er nach einer Weile, „es ist mir da wieder eingefallen, wie ich doch eigentlich zu keinem Baß geboren bin. Aus mir hätte etwas anderes werden sollen. Ich weiß nur nicht was!“

„Wie fällt Dir diese Narrethei gerade jetzt ein?“

„Das will ich Dir sagen, David, aber Du mußt mich erst besinnen lassen.“

Ein Zug träumerischen Sinnens legte sich um die braunen Augen des „Baß,“ aber der, zu dem er geredet hatte, schien darauf kein besonderes Gewicht zu legen.

„Wenn Du so da stehst, Baß,“ meinte er, „so wird unsere Laubhütte noch lang darauf warten müssen, bis sie von sich sagen kann: ich bin fertig.“

„Laß mich nur erst besinnen, David,“ rief der Baß von der Höhe seiner Leiter.

Statt aller Antwort reichte ihm der Vorbeter ein Tannenreisig hinan, welches der Baß unwillkürlich entgegennahm.

Augenblicklich verschwand der Zug träumerischen Brütens aus dem Antlitz des „Baß.“

„David Brod,“ rief er, und auf seinem breiten Gesichte leuchtete und funkelte etwas wie vom Ablanze eines

in weiter Ferne lohenden Feuers, „jetzt ist es mir eingefallen."

„Deine Narretheien, Baß," meinte David halb verdrießlich, halb lachend, „sind wie Fliegen im Sommer. Du kannst sie hundertmal fortjagen, sie kommen doch wieder."

„Ist es meine Schuld, David Brod," rief der Baß mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nichts anderes geworden bin, als was ich gegenwärtig bin? Wie Du weißt, bin ich von draußen aus dem Reich, aus Baiern, und mein Vater selig ist ein Hausirer gewesen, was man bei Euch hier zu Lande einen Dorfgeher heißt. Wie ich noch ein Kind war, da hat mich dieser Vater selig oftmals auf seine Wanderungen mitgenommen, damit ich mich frühzeitig gewöhnen sollte, wie man mit Kunden umzugehen hat. Da sind wir häufig durch einen Wald mit lauter Tannen und Fichten drin gekommen. David Brod! wenn es Sommer oder Frühling war, und am schönsten war es gerade im Herbste, da kann ich Dir nicht sagen, wie mir jedesmal um das Herz herum ward, wenn ich in diesen Wald eingetreten bin. Es ist mir eine Schwere in die Füße gekommen; ich habe schier geglaubt, ich komme nicht mehr aus dem Walde heraus. „Feiwelmann, mein Kind," hat mein Vater selig zu mir gesagt, „was bleibst Du vor jedem Baume stehen? Was siehst Du an jedem Baume?

Kannst Du von so einem Baume leben? Ueberhaupt weiß man niemals, was so in einem Wald Alles vorgehen kann; schon beim bloßen Namen Wald rinnt mir ein Schauer über den ganzen Leib. Und dann! wie willst Du ein guter Kaufmann werden, wenn Du vor jedem grünem Baum stehen bleibst?"

„Du bist ja auch keiner geworden," fiel David Brod ein.

„Einmal, wie ich mit dem Vater selig wieder im Walde war, da weiß ich nicht, wie es über mich gekommen ist. Vögel haben in den Zweigen gesungen, und da hat es mich von innen heraus genöthigt mit zu singen. Da hat mein Vater selig den Pack mit Waaren von seinen Schultern abgeworfen und hat mir zugehört. „Freiwelmann mein Kind," hat er dann gesagt, „in Dir steckt so wenig ein Kaufmann, als in dem Baum da, Du mußt ein Sänger werden!" Und so bin ich als „Fistel" zu dem berühmten Vorbeter Süßkind Schwab nach Fürth in die Lehre gekommen. Später ist ein Baß aus mir geworden."

„Wie kommt da Eins zum Andern?" murmelte David Brod sehr vernehmlich vor sich hin.

„Auf das Laubhüttenfest freu' ich mich immer zumeist," fuhr der Baß fort. „Wenn ich so mit Dir in „Schul" stehe, und wir singen miteinander, und auf einmal fällt mir ein: Draußen auf den Laubhütten liegt das grüne

Tannenreisig ... da ist es mir gerade, als käme der merkwürdige Geruch aus dem Wald in meine Kehle, und ich singe noch einmal so schön. Als wenn ich mit meinem Vater selig wieder in jenem Walde stehen und mit den Vögeln singen möchte!"

In diesem Augenblicke wurden die Beiden durch den Gesang eines Kindes unterbrochen. Er kam aus dem Innern der Laubhütte und konnte eigentlich nicht Gesang genannt werden. Er war eine uralte Melodie, wie sie in der Synagoge gesungen wird an jedem Freitag Abend, so oft man die Ankunft des Sabbaths feiert, aber die Art und Weise, wie sie das Kind zum Ausdruck brachte, trug ein merkwürdiges Gepräge von selbstständiger Wiedergabe an sich; es war die uralte Melodie, und sie war es wieder nicht; es war ein funkelnd neues Gewand mit allerlei blendendem Aufputz daran, aber erst wenn man genauer hinsah, entdeckte man, daß es der Stoff eines Kleides war, dessen Fäden vielleicht an den Weiden des Euphrat gesponnen worden waren. Wo das Lied, gleichsam wie aus einem Traume heraus, lang gezogene Töne, die sich nur mühselig der Kehle entrangen, erforderte, da brachte das Mädchen kurze Triller an, und im Gegentheil, wenn die alte Volksweise gleichsam aufjauchzend einen raschen Fortgang vorschrieb, klang es, als ob eine Menschenbrust den tiefsten

Ausdruck für ein trauriges, fast unsagbares Geheimniß gefunden hätte.

Die beiden Männer hatten währenddem ihre Arbeit unterbrochen, Keiner rührte die Hand. Auge in's Auge gefaßt, so sahen sie zu einander auf und nieder.

„Hast Du sie gehört, Baß?" fragte endlich flüsternd David Brod.

„Wer denn soll sie gehört haben?"

„Man erkennt fast nicht, was sie gesungen hat. Ich möchte nur wissen, warum sie so und nicht anders singt?"

„Du wirst an dem Kinde noch Manches nicht erkennen!" sagte der Baß mit einem gewissen geheimnißvollen Ausdrucke und schwieg.

Denn indessen war die schlecht angelehnte Thüre, die in das Innere der Laubhütte führte, mit Heftigkeit geöffnet worden und ein etwa dreizehnjähriges Mädchen zum Vorschein gekommen.

War das Kind wirklich dreizehn Jahre alt? Die Kleinheit seiner Gestalt ließ allerdings auf keine höhere Zahl von Jahren schließen. Wenn man aber den unverhältnißmäßig großen Kopf, den dicke, ungeordnet schwarze Flechten umrahmten, näher betrachtete, und dabei in die fast alles Maaß überschreitenden dunkeln Augen blickte, dann wurde man auch kirschenrothe Lippen gewahr, die fast übermüthig einen wohlgeformten Mund

mit weißen Zähnen umgaben, und mußte sich sagen, daß das angebliche Alter des Kindes eine in den Wind gesprochene Lüge war.

„Vater,“ sagte das Mädchen, „Du meinst gewiß, unsere Laubhütte ist die schönste in der ganzen Gasse? und Du bildest Dir noch zuletzt etwas darauf ein?“

„Ist sie denn nicht ganz besonders schön?“ fragte David Brod, „der reichste Mann in der Gasse, zum Beispiel Mendel Prager, kann auch keine schönere haben.“

Das Kind lachte hell auf, wobei sich um die rothen Lippen ihres Mundes ein Zug wie von hochmüthiger Bosheit einstellte.

„Das nennst Du schön,“ rief sie, „wenn die ganze Pracht Deiner Laubhütte in nichts Anderem bestehen soll, als in vergoldeten Nüssen und Zwetschken, die Du droben in das Reisig steckst? Das soll schön sein? Ich aber meine, es giebt einen Unterschied zwischen schön und schön ...“

„Wie soll ich es denn anfangen, Bella, mein Kind?“ sagte David Brod, „alle Tage meines Lebens habe ich gehört, daß es gar nichts Schöneres und Prächtigeres für eine Laubhütte gibt, als vergoldete Nüsse und Zwetschken. Sehen sie denn nicht wie Gold aus?“

Wieder schlug das Kind ein helles Gelächter auf.

„Das soll Gold sein?“ rief es. „Ich meine ja auch nicht, daß Du goldene Aepfel und Nüsse in Deiner

Laubhütte haben sollst, Vater. Aber es fehlt etwas darin, was man haben kann, und was schöner ist, als all' das Gefunkel, woran eigentlich nichts ist."

„Und was soll das sein?"

„Blumen, Vater, Blumen," schrie das Mädchen überlaut, „schöne große Tulipanen und Rosen und Lilien, und was weiß ich, noch Alles."

„Blumen?" meinte David Brod verblüfft, „wo soll ich Blumen hernehmen? Hab' ich denn einen Garten?"

„Das ist Deine Sorge, Vater?" rief das Kind wieder hell auflachend. Wozu ist denn der Garten des Grafen da?"

„Bella!" schrie David Brod, der Vorbeter, mit allen Zeichen des Schreckens. „Du möchtest in den gräflichen Garten gehen? um Blumen zu holen?"

„Warum nicht, Vater?" lachte Bella, und schlug die Arme keck in die Seiten.

„Du möchtest in des Grafen Garten gehen!?" wiederholte David Brod in steigender Verwunderung.

„Ich möchte nicht, Vater," höhnte das seltsame Kind lachend, „aber ich gehe schon."

Bella war aus dem Bereiche der Laubhütte entschwunden, noch ehe ein einziges Wort ihres Vaters sie zum Gehorsam bannen konnte.

„Baß! was sagst Du zu dem Kinde?" meinte David Brod, indem er seinem Genossen eine volle Last Tannen-

reisige zureichte. Mit einer Art wilder Heftigkeit, die jeden Andern, nur nicht David Brod erschreckt hätte, der die Empfindungsweise seines Sangbegleiters schon hinreichend kannte, hatte dieser die ihm entgegengereichten Reisigbündel ergriffen und auf das Dach der Laubhütte geworfen.

„Er fragt mich, was ich zu dem Kinde meine?" rief er. „Und früher, wie das Kind gesungen hat, hat er mich wieder gefragt, warum sie so und nicht anders gesungen hat, warum sie nicht so singt, wie sie es von David Brod und seinem Baß hört. David Brod! siehst Du denn nicht ein, daß Dir Gott ein merkwürdiges Kind bescheert hat?" —

Folgen wir dem Mädchen.

Gleich hinter der „Gasse" da, wo ihre letzten Häuser stehen, nur durch einen kleinen Bach getrennt, erhebt sich, von einem weitläufigen Garten umgeben, das Schloß des Grafen. Es ging wie eine finstere Sage in der Gasse umher, daß der jetzige Bewohner des Schlosses ein menschenscheuer, düsterer Mann sei, den in seiner Jugend ein großes Unglück getroffen habe. Auf einer seiner „Herrschaften," die er tief im Böhmerlande besaß, habe er die Tochter eines seiner „Randare" geliebt gehabt, die er zur Gräfin habe erheben wollen. Die Sage hatte sogar den Namen der schönen Randarstochter aufbewahrt, sie hieß Genenda. Die gräf-

lichen Eltern aber, als sie den Willen ihres Sohnes erfahren, hatten sich nach Wien zum Kaiser begeben, und es da durchgesetzt, daß der junge Graf in ein fernes Land, man sagt, weit über das Weltmeer geschickt wurde. Als er von dort zurückkehrte, weil mittlerweile der alte Graf gestorben, war es das Erste, daß er sich nach jener Randarstochter erkundigte. Es war mitten in einem Walde und in dem Walde war ein tiefer Teich. Da zeigte ein alter Jägersmann, der an seiner Seite ging, nach dem Weidengebüsche hin, das den Teich rings umfaßte, und sagte blos: „Dort hat man sie gefunden!“ Der Graf war unverehelicht geblieben.

Das Kind des Vorbeters war in eiligem Laufe hinter den letzten Häusern der Gasse über die Brücke gekommen, die den kleinen Bach überwölbt und stand bereits vor dem Schloßgittter. Es stand weit offen; Niemand zeigte sich auf dem von Statuen und allerlei verschnörkelten Bauwerken umgebenen großen Hofe, der das Schloß von dem Garten schied. Hoch aufgerichteten Hauptes, als fühlte sie sich in der wild-fremden Umgebung ganz zu Hause, schritt das Kind über den Hof und kam in den großen Garten, der sich nun geheimnißvoll weit und dunkel vor ihr aufthat. Aber auch da fühlte sie kein Bangen; sie war in einen dunkeln Baumgang gekommen, wo die in einander gewachsenen Aeste mit ihrem grünen Laube eine fast unheimliche

Finsterniß bildeten. Auch da fühlte sie sich muthig und unbeengt; sie schritt weiter und immer weiter, bis sie das Ende des finstern Laubganges erreicht hatte. Ein Weiher mit grünlich-schwarzem Gewässer lag vor ihr; ein Springquell erhob sich mitten darin, der aus dem Munde eines gräulich gestalteten steinernen Ungeheuers aufsprang, das bis zur Oberhälfte seines Leibes aus dem Wasser hervorragte, während zur Rechten und zur Linken zwei kleinere Ungeheuer mit übermäßig aufgeblasenen Backen kleinere Springfluthen in die Höhe warfen. Bella war einen Augenblick stehen geblieben. „Sollen das die Söhne von dem alten in der Mitte vorstellen?" fragte sie sich leise und sinnend lagen eine Weile lang ihre Augen auf der steinernen Gruppe in der Mitte des Weihers.

Plötzlich ward sie durch ein Geräusch aufgeschreckt, das von einer im dunkeln Baumgang zu Boden gefallenen Frucht herzurühren schien. Sie blickte auf. Da stand ein schwarz gekleideter Mann, der ein Buch in den Händen hielt, vor ihr. Auch jetzt kam kein Bangen und Fürchten über die muthige Seele des Kindes, trotzdem Bella keinen Augenblick in Unsicherheit darüber war, wen sie vor sich hatte. Es war der Graf selbst.

„Was willst Du hier?" fragte er mit tonloser Stimme, die Augen fest auf das Antlitz des Kindes gerichtet.

„Ich brauche Blumen für unsere Laubhütte," meinte Bella und stockte.

„Und die kommst Du aus meinem Garten zu holen?" rief der Graf und ein sanftes Lächeln hellte die ernsten Züge auf. „Für was hältst Du mich denn?"

„Für einen Grafen!" sagte Bella.

„Also weil ich ein Graf bin, muß ich Dir erlauben, Blumen aus meinem Garten für Deine Laubhütte zu holen?"

Bella nickte fast unmerklich mit dem Kopfe. Dann meinte sie: „Kann ich etwas dafür, wenn mein Vater keinen Garten hat?"

Der Graf faßte das Kind aus der Gasse schärfer in's Auge. War es die eigenthümliche Weise, wie sie eine schuldige Antwort in eine Frage verkehrte, war es der flammende Ausdruck ihrer Augen, der über ihr sonst unschönes Antlitz eine so merkwürdige Beleuchtung warf? Es währte eine geraume Weile, bis er wieder fragte:

„Wer sind denn Deine Eltern, Kind?"

„Meine Mutter ist gestorben, aber mein Vater ist Vorsänger in der Synagoge."

„Du willst wohl sagen, Vorbeter," meinte der Graf mit einem leisen Anfluge von Hohn; „denn von Singen wird wohl in Euerer Synagoge kaum die Rede sein können. Ich kenne dieses Singen."

„Mein Vater ist Vorsänger," rief das Kind mit

erhöhter Stimme, „und wenn er den Baß neben sich hat, so klingt es außerordentlich schön. Man kann gar nichts Schöneres hören."

Der Graf lächelte wieder.

„Kannst Du auch singen?"

„Ich kann singen."

„So singe mir etwas vor."

„Was soll ich singen?"

„Etwas aus Deiner Synagoge!" sagte der Graf nach kurzem Ueberlegen.

Wer möchte bestimmen wollen, was in der Seele dieses Kindes gerade jetzt vorging? welche Wünsche, welche Ahnungen dort ihre Fittige rauschend bewegten? Warum sich ihm gerade jene uralte Weise aus der Synagoge, die es vor Kurzem in der Laubhütte gesungen, wieder auf die Lippen drängte? Dabei gewährte das ganze Wesen des Kindes einen Anblick höchst seltsamer Art; es schien um ein Bedeutendes in die Höhe gewachsen; die schmutzigen Gewänder, in die es gehüllt war, verschwanden gleichsam an ihm, es schien, als ob alles Unschöne von ihm abgefallen sei und übrig geblieben war nur die uralte Synagogenmelodie, der ihre Stimme eine Beredtsamkeit gab, wie sie es wohl nie gefunden, mit ihrem lerchenhaften Aufjauchzen, mit ihrer traumhaft bannenden Gewalt!

„Wie heißest Du, Kind?“ fragte der Graf.

„Sie heißen mich Bella.“

Dem Grafen war das Buch, das er in Händen gehalten, entfallen.

Bella bückte sich, um es aufzuheben. Da geschah es, daß sie mit ihrem Kopfe unter die Hände des Grafen gerieth.

„Bella heißen sie Dich?“ rief er, und er faßte nach dem von schwarzen Flechten umrahmten Kopfe des Kindes. Dann sah er ihr lange in die Augen, die einen so wunderbaren Gegensatz zu ihrem kindlichen Wesen bildeten.

„Bella heißt die Schöne,“ sagte er nach einer Weile, „aber schön bist Du nicht. Deine Schönheit liegt ganz anderswo, und an mir wird es sein, diesen versunkenen Karfunkel aus seiner schmutzigen Umhüllung in die herrlichste Einfassung zu bringen.“

Diese Worte hatte der Graf mit flüsternden Lippen, fast unvernehmbar gesprochen; dennoch war keines dem feinen Gehöre des Kindes entgangen.

Mit einer heftigen Bewegung wandte er sich dann von Bella ab.

„Gehe jetzt dort in jenes Haus, wo der Gärtner wohnt,“ sagte er mit gänzlich verändertem Tone, indem er gebieterisch die Hand nach einem am Ausgange des Gartens liegenden Häuschen ausstreckte, „und sage ihm,

er möge Dir so viel Blumen für Deine Laubhütte geben, als Deine Schürze fassen kann. Von mir sollst Du noch weiter hören."

Eine Viertelstunde darauf kam das Kind des Vorbeters, die Schürze hochauf mit Blumen gefüllt, athemlos, mit brennendem Antlitz, um welches die schwarzen Haare in wilder Unordnung flogen, im Hofe des Hauses an, wo ihr Vater und der Baß Feiwelmann an die Eindeckung der Laubhütte mit dem grünen Schmucke des Waldes noch immer nicht die letzte Hand angelegt hatten. Sie hatten mittlerweile von dem Kinde gesprochen.

„Bella!" rief der Baß hoch von seiner Leiter, „wie siehst Du merkwürdig aus," und David Brod der Vorbeter sagte überhastig: „Was trägst Du da in Deiner Schürze?"

Da lüftete das Kind die Schürze und es zeigten sich den erstaunten Blicken der beiden Männer die schönsten Blumen, die sie noch jemals erschaut hatten.

„Jetzt, Vater, wirst Du Dich rühmen können, daß in der ganzen Gasse keine Laubhütte der unseren gleichen wird," rief das Mädchen, die Augen noch immer strahlend von einem seltsamen Glühen, „Blumen von Grafen selbst wird doch keine aufzuweisen haben."

„Er selbst hat sie Dir gegeben, Bella?" rief der Baß.

„Ich will nicht mehr Bella heißen," schrie ihm das

Kind mit ungeahnter Heftigkeit entgegen. „Er hat gesagt, ich bin nicht schön, aber ich bin ein Karfunkel…"

Längst lag auf dem Dache der Laubhütte der grüne Schmuck des Waldes; der Mittag war gekommen und noch immer saß Bella, das Kind des Vorbeters der Synagoge, inmitten der Blumen, die sie aus dem Garten des Grafen geholt und band Kränze zum Schmucke des gebrechlichen Hauses, das ihr kurz vorher so unschön gedünkt hatte. Von ihren Wangen hatte sich die Röthe noch nicht verloren; hie und da sang sie halblaut vor sich hin, und wenn man genauer hinhorchte, waren es Bruchstücke jener uralten Synagogenmelodie. Meistentheils schwieg sie. Ob sie dabei an den Karfunkel des Grafen dachte?

Die Pforten der Zukunft.

Am Abende desselben Tages war das Laubhüttenfest in seiner anmuthenden Heimlichkeit in die Gasse eingezogen. David Brod, der Vorbeter, saß mit Bella, seinem einzigen Kinde und dem „Baß" in der mit Blumenkränzen und allerlei Zierrath gar stattlich ausgeschmückten Hütte; Kerzenlicht erhellte den traulichen Raum, und es war gar nicht zu verwundern, wenn so Manchem dieser leicht gezimmerte Bau schöner und

köstlicher dünkte, als Vieles in der Welt. Bella hatte von den Blumen des gräflichen Gartens ein kleines Kränzchen zurückbehalten und es in ihre schwarzen Haare geflochten. Während des Abendmahles vermochte der Baß sein Auge nicht abzuwenden von diesem blumengeschmückten Kopfe; es schien ihm, als läge zwischen dem Kinde, wie es jetzt dasaß, und dem Kinde, wie es am Vormittage aus der Laubhütte in den gräflichen Garten gerannt war, eine Zeit, die nach Jahren zählte. Wie merkwürdig die rothe Rose vorn über der Stirn leuchtete! War denn Bella wirklich nur dreizehn Jahre alt?

Der Kranz in den Haaren des Kindes mochte nur leicht wiegen und dennoch schien es, als drücke er mit unsichtbarer Wucht; sie saß aufrecht da, als fürchtete sie durch irgend eine Bewegung, ja durch irgend ein Wort die so angenommene Stellung zu beeinträchtigen. Woher war die so seltsame Schweigsamkeit über das Kind gekommen?

Als das Essen abgeräumt und das Tischgebet verrichtet worden war, sagte David Brod, der Vorbeter, zu seinem Baß:

„Wie wär' es, Baß, wenn wir jetzt den neuen „Kadisch" (eines der beim Gottesdienste vorkommenden Gebete) probiren möchten? Wenn wir Ehre damit

einlegen wollen, so müssen unsere Kehlen geübt sein, als wären wir Vögel im Walde."

„Als wären wir Vögel im Walde," wiederholte der Baß mit einem träumerischen Ausdrucke seines Antlitzes.

„Ja, singen wir, Vater," rief mit einem Male das Kind des Vorbeters, „ich werde zuhalten (mit einstimmen)."

„Gott, der Allmächtige, sei gelobt, daß er Bella wieder die Sprache gegeben hat," meinte der Baß.

„Ich heiß' nicht Bella," schrie das Kind mit finsterer Stirne, „ich will nicht so heißen."

„Wie denn soll ich Dich nennen?" fragte der Baß. „Ich glaube doch, das ist Dein ehrlicher Name, Bella?"

„Heiß' mich meinetwegen Karfunkel," rief das Kind mit trotzig aufgeworfenen Lippen, „nur nicht Bella, denn ich bin nicht schön!"

„Was muß über das Kind geflogen sein?" sprach David Brod, der Vorbeter, halblaut vor sich hin.

Darauf begannen sie die Probe des Gesanges zu dem neuen „Kadisch", der morgen am ersten Tage des Laubhüttenfestes die ganze Gemeinde in Erstaunen versetzen sollte. David Brod versprach sich nämlich einen ungeheuren Erfolg von der neuen Melodie; er hatte sie von einem durchreisenden polnischen Bettler erlernt und

ihm als Entgeld dafür nicht weniger als vier und zwanzig Kreuzer ausbezahlt. Wer der Meister dieser Synagogenmelodie war, die nun mitten in einer still-abgelegenen „Gasse" Böhmens zu Herzen und Gemüth einer Gemeinde sprechen sollte? Wer die Weise erfunden hatte, die der polnische Bettler als etwas noch nie Gehörtes an David Brod käuflich überlassen hatte? Umsonst wäre hier Nachforschen und Untersuchung. Auch jener „Schnorrer" hatte sie irgendwo in dem fernen Polen überkommen, und war damit weiter gezogen, wohin ihn der Sturm seines Lebens trug. Wen konnte es verwundern, wenn er dieselbe Melodie, die er Jahre zuvor irgendwo in Mähren oder Böhmen vernommen, mit einem Male in der Synagoge einer elsäßischen Gemeinde wieder zu Gehör bekam? Wenn auf dürrem Felsgestein oft eine ungekannte Blume ihre Augen aufschlägt, dann hat es der Sturm bewirkt, der das zarte Samenkorn in seine Arme nahm, und es hierhin und dorthin getragen hat, wohin es ihm eben beliebte. Das ist auch das Geheimniß von dem Entstehen und Fortleben dieser Melodien.

Der neue Gesang war nicht ohne Schwierigkeiten; die Sänger hatten kein Notenblatt vor sich und mußten dem Gedächtnisse vollauf vertrauen. Hie und da hatte David Brod einen gelungenen Schnörkel angebracht, mit dem sich Feiwelmann, der Baß, nicht einverstanden

erklärte, da er der ursprünglichen Melodie gefehlt hatte. Aber nachdem sie die neue Weise schon Wochen vorher durchprobirt hatten, kam sie heute glücklich und wohlbehalten, wie ein blanker Guß aus den Kehlen der Singenden. Bella vertrat dabei die Stelle des „Fistels"; ihre Stimme fügte sich weich und milde an den Gesang ihres Vaters und des „Baß", der gerade heute mit einem Aufwande aller seiner Gesangsmittel leuchtete, wie er es wahrscheinlich an sich selbst noch nicht gekannt haben mochte. Wie mit seiner Kraft spielend, warf er ohne merkliche Anstrengung die vollsten Töne seiner Kehle in den Gesang; und wenn Bella's Stimme lieblich und zart, wie ein Bach in hundert verschiedenen Krümmungen sich durchschlang, so war sein Singen ein riesiger Waldstrom, der in übermüthiger Gewalt daherbraust. Dabei hielt er, wie dies aus alter Ueberlieferung jeder „Baß" thun muß, die Hand fest auf die eine Wange gedrückt, da wo sein zottiger Backenbart am dichtesten gepflanzt war, weil er die Ueberzeugung hatte, dadurch den Gurgeltönen eine verdoppelte Kraft zu verleihen.

Plötzlich hielt Bella im Gesange inne, und lachte hell auf.

Die beiden Sänger unterbrachen sich. David Brod schrie böse:

„Was für eine Klippe (böser Geist) ist heute über das Kind gekommen? Was geht mit Dir vor?"

„Ich kann nicht weiter singen," lachte das Kind, „wenn ich sehe, wie der Baß seine Backe festhält, damit sie ihm nicht auf und davon geht."

„Meine Backe?" sagte der Baß äußerst erstaunt. „Kann ich denn anders singen?"

„Darum lache ich ja," meinte jetzt das Kind mit großem Ernste, „daß Du glaubst, Du könntest nicht singen, wenn Du die Backe mit der Hand nicht festnagelst wie ein Bret. Kann denn Deine Stimme gut klingen, wenn Du sie einsperrst und ihr keine Luft lässest?"

Kleinlaut sagte der Baß, und eine tiefe Röthe verbreitete sich allmälig über sein Antlitz:

„Ich habe es nie anders vor mir gesehen. Kein Baß singt auf eine andere Art."

„Dann ist es nicht schön," sagte Bella.

Die Röthe auf dem Gesicht Feiwelmann's war einer auffallenden Bläſſe gewichen.

„Wenn Du es sagst, und es nicht schön ist," sagte er tonlos, „so will ich es künftig unterlassen."

„Du willst frei heraussingen, Feiwelmann, ohne Backe?" rief Bella, und ihre weißen Zähne leuchteten durch den lachenden Mund.

Feiwelmann, der Baß, nickte bloß mit dem Kopfe.

„Du wirst Dir doch nicht von einem Kinde solche Narretheien einreden lassen?“ rief dagegen David Brod, der Vorbeter. „So lange es einen Baß auf Erden gegeben hat, hat er die Backe mit der Hand gehalten. Frag' Einen Baß auf der Welt, ob er sonst zu singen im Stande ist.“

Aber Feiwelmann, der Baß, schüttelte wieder sein Haupt.

„Laß' es gut sein, David Brod,“ sagte er gedrückt. „Wenn das Kind etwas sagt, so kannst Du sicher sein, daß etwas Goldenes von ihm kommt . . . Ich will's versuchen, und will einmal singen, wie Bella es meint. Ich fange schon an, einzusehen, daß sie Recht hat.“

Sie begannen aufs Neue die Melodie. Das Kind des Vorbeters sang aber diesmal nicht mit. Beide Hände auf den Tisch gestützt, saß Bella da und hielt die schwarzen scharfen Augen auf Feiwelmann, den Baß, gerichtet. Keine seiner Bewegungen entging ihr, ihre Seele schien untergetaucht zu sein in dem Strome des Gesanges. Feiwelmann fühlte im Singen, daß die Augen des Kindes auf ihm brannten; dazu hielt er dies Mal die Wange von der drückenden Hand frei. Er sang aber schlechter als je — war es das Aufgeben einer fast zur Nothwendigkeit gewordenen Gewohnheit, waren es die gefürchteten Kindesaugen? Er hielt plötzlich inne, und stand auf.

„Verzeih mir, David," sagte er schwach. „Ich kann heute nicht fort, es sitzt etwas in meiner Kehle, was mich würgt, daß ich schier glaube, die Stimme sei mir für alle Zeiten versagt! Verzeih mir."

„Sei kein Narr, Feiwelmann," rief der Vorbeter und wollte ihn am Aufstehen hindern.

„Laß mich nur," rief der Baß, und es klang etwas hindurch wie von unterdrückten Thränen, „morgen wird es vielleicht besser um mich stehen."

Bella sprach nichts; sie hatte ihre Stellung nicht verändert. Ihre schwarzen Augen verfolgten den Vorgang, als stände er mit ihr in gar keinem Zusammenhange. War das Kind herzlos? Empfand es die Süßigkeit des Triumphes, daß es ihm gelungen, die Singweise des „Baß" in's Lächerliche zu ziehen?

Feiwelmann war aufgestanden, er hatte die Klinke der Thüre ergriffen und wollte in's Freie. In diesem Augenblicke taumelte er zurück, eine hohe Männergestalt drängte sich durch den schmalen Eingang und trat in die Laubhütte ein.

„Der Graf, der Graf!" schrie Bella auf.

Es war in der That der Mann aus dem Garten, er selbst.

David Brod, der Vorbeter, war erschrocken aufgesprungen, schon hielt er das Käppchen in den zitternden Händen.

„Lebendiger Gott," flüsterte er, „der Graf selbst!"

„Was erschreckt Ihr, Vorbeter?" sagte der Graf lächelnd, „Ihr kennt mich doch, und solltet wissen, daß ich Euch und Eueren Leuten kein Feind bin? Thut mir den Gefallen und setzt Euch wieder. Denkt Euch, es sei Einer gekommen, der noch keinen Begriff von so einer Laubhütte hat, und sich so einen Bau auch einmal ansehen will."

Unwillkürlich hatte sich David Brod wieder auf seinen Sitz niedergelassen, aber des Schreckens über die Erscheinung des Grafen war er noch nicht Herr geworden. Einen merkwürdigen Anblick bot in diesem Augenblicke das Antlitz des Kindes. Bella sah nicht im Geringsten erschrocken aus, und fast hatte es den Anschein, wenn man nach dem Lächeln sah, das auf ihren rothen Lippen saß, als hätte der Besuch des Mannes, den sie heute um Blumen angegangen war, für ihre Gedankenwelt nichts Ueberraschendes gebracht.

Der Graf hatte auf dem leergewordenen Sitze Feiwelmann's Platz genommen. Der Baß selbst stand demüthig mit abgezogenem Hute in einer Ecke der Laubhütte.

Der Graf ließ seine Augen in dem kleinen Raume des hölzernen Baues umhergehen.

„Also, so sieht eine von Eueren Laubhütten aus?" sagte er, „und Euer Gesetz schreibt Euch vor, daß Ihr

da wohnen müßt? Warum das? Ich habe es längst vergessen."

David Brod vermochte nicht die Frage des Grafen zusammenhängend zu beantworten; in seinen Adern rann kaltes Eis. Unter den irdischen Erscheinungen, die mit Macht und Herrlichkeit ausgestattet sind, war ihm noch keine höhere erschienen, als der Mann, der das große Schloß auf der Anhöhe sein eigen nannte, und der ihm ein Schutzherr war.

Feiwelmann, der Baß, nahm für ihn das Wort. Demüthig meinte er:

„Vierzig Jahre sind unsere Vorfahren in der Wüste herumgegangen: sie haben kein steinernes Haus bauen können und nur den Himmel haben sie über sich gehabt und höchstens ein Zelt, worin sie gewohnt haben. Darum ist uns das Gebot von unserem Gott gemacht worden, daß wir zum Andenken an diese Zeit durch acht Tage in solchen Laubhütten wohnen müssen."

„Nach fast vierzig Jahren!" rief der Graf, „und noch heute feiern diese Leute das Fest und sprechen von „unserem Gotte", als hätte er für sie eigens die Wüste Arabiens erschaffen! Selsames Volk, das ihr seid! Und doch, wenn ich eintrete in euere ärmliche Laubhütte, ich der Graf aus christlichem Blute, der stolz darauf thut, daß er seine Ahnen auf einige Jahrhunderte zurückführen kann, thut ihr so erschrocken und demuth=

voll! Begreift Ihr denn nicht, Vorbeter, und Ihr, Mann, daß Ihr Euch vor mir nicht zu schämen braucht, daß das Bestehen dieser Laubhütte allein mich die vermeintlichen Vorzüge meiner Geburt vergessen machen muß?"

Auf David Brod's Lippen irrte ein verlegenes Lächeln. Wohl hätte er antworten können, denn er hatte die Rede des hochgebornen Herrn hinlänglich verstanden. Aber mit jenem Verständnisse seit jeher anerzogener Demuth begriff er es gleichzeitig, daß er seinen viertausend Jahre alten Adel nicht werfen konnte in die eine Waagschale, während in der anderen eine gräfliche Krone mit einem herrlichen Schlosse und Garten funkelnd lag.

Dagegen rief Bella:

„Ich bin nicht erschrocken, Herr Graf! ..."

„Lebendiger Gott! Bella! Wie kannst Du so reden?" schrie David Brod, der Vorbeter, der im Entsetzen über die Worte des Kindes wieder seine Sprache gefunden hatte.

„Laßt doch das Kind, Vorbeter," sagte der Graf mit einem feinen Lächeln. „Warum soll sie nicht gestehen, daß ich nicht derjenige bin, der ihr Schrecken einflößt? Warum auch sollte sie erschrocken thun? Sie weiß sehr gut, daß eine Zeit kommen kann, in der sie mir ganz anders gegenüberstehen dürfte, als jetzt ...

Wie heißest Du, mein Kind? Ich habe Deinen Namen wieder vergessen!“

„Karfunkel!“ sagte Bella kurz, und sah den Grafen dabei fest und sicher mit ihren großen Augen an.

Eine Weile starrte der Graf das übermüthige Kind an, es hatte den Anschein, als wäre nun er es gewesen, den die Antwort des Kindes erschreckt hatte. Er faßte sich aber rasch, und als er nun redete, zitterte in seiner Stimme etwas wie von einer tieferen Bewegung seines Gemüthes.

„Ja, Du hast Recht,“ sagte er, „daß Du mir Deinen eigentlichen Namen in's Gedächtniß zurückrufst. Erinnerst Du mich doch daran, weswegen ich hierher gekommen, und daß ich nicht auf falscher Fährte begriffen bin.“

Noch einmal sah er das Kind des Vorbeters wie prüfend an. Es war ein langer und tiefer Blick, den er durch die Augen des Kindes in dessen Seele, wie heimlich geborgen auch ihre Wesenheit sein mochte, bis in jenen Winkel that — wo er den funkelnden Edelstein vermuthete.

„Was gedenkt Ihr mit Euerem Kinde anzufangen, Vorbeter?“ wandte er sich an denselben.

„Was soll ich mit ihr anfangen, gestrenger Herr Graf,“ meinte David Brod, der sich mittlerweile in Etwas ermannt hatte. „Wäre sie ein Knabe geworden,

so könnte sie mein „Fistel“ sein, denn sie hat eine gar liebliche Stimme und ein Gedächtniß dazu, für alle Gesänge — sie beschämt uns ältere Leute damit . . . Leider Gottes ist sie aber kein Knabe geworden, und wenn ich einmal sterbe, wird da nicht ein Fremder mein Nachfolger in der Synagoge sein müssen? Nun aber frage ich: Was soll aus der Tochter eines armen Vorbeters werden? Ihre Stimme ist ihr von keinem Nutzen, und wenn ich heute sterbe, kommt ein anderer in dieses Haus, und sie muß hinaus in die Fremde, und weiß nicht, wo sie zu Nacht eine Stelle findet, wo sie ihren Kopf zur Ruhe niederlegen kann . . .“

Die Sprache David Brod's war zuletzt vor innerer Bewegung fast unvernehmbar geworden. Da rief die Stimme des Mannes, der demüthig im Hintergrunde der Laubhütte stand, überlaut:

„David Brod, Du übertreibst! Noch lebt ein Feiwelmann Baß, und der wird Dein Kind nicht verlassen!“

Aller Köpfe wandten sich nach dem, über dessen Lippen dieser Aufschrei gekommen war. Auf dem breiten Antlitze des Sprechers lag eine tiefe Röthe, aber wie sie jetzt alle nach ihm hinblickten, hatte er die Augen schämig niedergeschlagen, und schob den Hut verlegen zwischen den Fingern.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Graf und seine

Blicke schweiften zwischen dem „Baß“ und dem Kinde auf und nieder.

„Es ist nur Feiwelmann, unser Baß,“ sagte Bella kurz.

Der Graf nickte zu dieser Auskunft nur leicht mit dem Kopfe.

„Was das zukünftige Glück Eueres Kindes betrifft,“ wandte er sich wieder zu David Brod, „so seid darüber ganz ruhig. Es hat sich eine Hand gefunden, die es versuchen will, ob sie nicht Vorsehung spielen kann... und diese Hand gehört mir. Ihr bedauert es, Vorbeter, daß Gott Euerem Kinde eine so liebliche Stimme verliehen hat. Wie nun, David Brod, wenn diese Stimme ein Juwel wäre, das nur geschliffen und gefaßt werden müßte, um überall hin mit Glanz und Pracht zu leuchten? Und man sagt doch, daß Leute Eueres Volkes für Juwelen nicht unempfindlich sind?“

David Brod wollte reden, aber jedes Wort war wie mit eisernen Klammern an seine Zunge gefesselt. Ein kalter Schweiß drängte sich auf seine Stirne; jedes Haar auf seinem Haupte hatte sich emporgerichtet.

„Und nun, David Brod,“ fuhr der Graf fort, „bleibt mir noch übrig, Euch einen Vorschlag zu machen. Nehmet Ihr ihn an, so wird aus dieser engen Laubhütte heraus ein Edelstein hervorgehen, wie Ihr ihn kaum ahnt; wo nicht, mag er begraben bleiben in der schmutzigen Hülle, die ihn jetzt umgiebt. Denn wenn mich nicht

Alles täuscht, so glüht in der Seele Eueres Kindes das unsterbliche Feuer der Kunst. Heute war es noch ein Kind, das vor mir sang, und doch hat mich die Stimme des Kindes ergriffen, wie mich im Leben noch selten etwas bewegt hat. In Eurer Tochter schlummert die Zukunft einer großen Künstlerin!"

Der Graf schwieg; er warf einen Blick nach Bella, die mit großgeöffneten, leuchtenden Augen, sonst aber regungslos da saß. Nur der Blumenkranz in ihren Haaren zitterte merklich.

„Und so, David Brod," schloß der Graf, „habe ich Euch nur Eines zu sagen. Geht Ihr auf meinen Vorschlag ein, so übernehme ich die Erziehung und Ausbildung Eures Kindes zur Künstlerin. Sie wird Euer Haus verlassen, sie wird fern von Euch weilen, vielleicht werden Länder und Meere liegen zwischen Euch und ihr — aber Eure Tochter wird eine Künstlerin werden! Bedenket wohl, was ich Euch sage: Es kann eine Zeit kommen, die es Euch verbieten wird, Euch den Vater Eures Kindes zu nennen... Doch für heute genug! Wenn Euer Laubhüttenfest vorüber ist, so kommt zu mir und erstattet mir Antwort. Das Schicksal des Kindes ruht von nun an in Eueren Händen!"

Der Graf war aufgestanden; David Brod war sitzen geblieben, er vermochte sich nicht zu erheben. Was er eben vernommen, ging wie der Schrecken eines nächt-

lichen Gewitters über ihn hinweg. Blitze zuckten und leuchteten, Donner rollten über seinem Haupte, aber aus all diesen Stimmen des Entsetzens hörte er doch die eine: den Zuspruch des Grafen, daß er sich seines Kindes annehmen wolle.

Der Graf hatte die Thüre der Laubhütte geöffnet. Da ergriff Bella rasch den Leuchter mit der brennenden Kerze und folgte ihm nach. Sie geleitete ihn über den Hof bis zur Planke die das Haus des Vorbeters von der Gasse abschloß. Am Thore angelangt, ließ das Kind den Leuchter plötzlich fallen, das Licht erlosch. Der Graf fühlte auf seiner Hand einen heißen Kuß von zwei Kinderlippen...

„Gute Nacht, meine kleine Künstlerin," sagte er, „gute Nacht, mein Karfunkel!"

In der Finsterniß tappte das Kind des Vorbeters seinen Weg wieder zur Laubhütte zurück.

Was der Baß unter Kunst versteht.

Ein Sturm war über das friedlich enge Haus David Brod's, des Vorbeters, gekommen, der es in seinen Grundfesten erschütterte. Er, der Vater einer zukünftigen Sängerin, sein Kind der Schützling eines Grafen und Feiwelmann Baß, seine rechte Hand, entschlossen, von seiner bisherigen Gesangsweise abzugehen!

Als Bella in die Laubhütte wieder eingetreten war, fand sie ihren Vater, den Kopf auf den Tisch gelegt, in heftigem Weinen.

„Warum weinst Du, Vater?“ fragte sie fast gelassen.

„Laß ihn heute,“ sagte der Baß, dem selbst die Stimme von verschluckten Thränen zitterte, „das unerhörte Glück hat ihn so angegriffen.“

„Glück? wer spricht von Glück?“ fuhr David Brod wild auf. „Meint ihr, ich habe ihn nicht verstanden, was er will, und daß er darauf abgeht, mir mein einziges Kind zu nehmen?“

Dann sank er wieder mit dem Kopfe auf den harten Tisch und weinte bitterlich.

Die Lippen des Kindes zitterten von innerer Aufregung, seine großen schwarzen Augen strahlten ein Feuer aus, das nicht von Mitleid mit den Thränen des Vaters herrührte. Feiwelmann, der Baß, mochte errathen, was in dem frühgereiften Kinde vorging.

„Sprich heute kein Wort,“ flüsterte er ihr zu, „er erträgt's nicht. Es wird schon die Zeit und die Stunde kommen, da wird es ihm klar werden, daß ihm Gott einen Juwel beschert hat.“

„Einen Karfunkel, Feiwelmann!“ sagte das Kind mit merkwürdig scharfer Betonung und ging zur Laubhütte hinaus. —

Am andern Tage, der der erste des Laubhüttenfestes

war, führte David Brod mit seinem „Baß" die neue Melodie auf, die er von dem polnischen Bettler erlernt hatte. Aber der Erfolg, wir müssen es gestehen, blieb weit hinter den gehofften Erwartungen zurück. Die Leute, die in der Synagoge zum Gottesdienst versammelt waren, schienen von einem Geiste der Zerstreutheit heimgesucht, der sie unempfindlich ließ gegen die Neuheit des Gesanges, und die Feinheit seiner Aufführung. In den Zwischenpausen des Gottesdienstes war von nichts Anderem die Rede, als von dem Besuche, den der Graf der Laubhütte des Vorbeters abgestattet. Die abentheuerlichsten Gerüchte schwirrten durch das Haus, ein Jeder gab diesem merkwürdigen Vorkommnisse eine andere Auslegung. Besonders droben in der „Weiberschul" wogte es wie in einem Bienenschwarme durcheinander. Das bis dahin unbeachtete Kind des Vorbeters fand mit einem Male eine Bedeutung, der selbst die stolzesten Frauen, die in ihren Festtagsgewändern und goldenen Halsketten die vornehmsten Plätze am Gitter einnahmen, ihr Ohr nicht verschließen konnten. So lange die Gasse stand, konnte kein Haus daselbst sich rühmen, unter seinem Dach einen so hohen Gast beherbergt zu haben, und nun hatte sich der Graf herabgelassen, der Laubhütte des Vorbeters, also eines Mannes, der von der Gemeinde lebte, diese Ehre zu beweisen!

„Ich möchte nur wissen," zischelte und wispelte es

hie und da, „was er sich an dem schmutzigen und häßlichen Mädchen auserſehen hat? Haſt Du ſchon etwas Beſonderes an ihr bemerkt? Ich nicht! Ich weiß nur, daß mir ihre Augen vorkommen, wie zwei ſcharfe Meſſer. So oft ich mit dem Kinde zu thun habe, kehrt ſich mir Alles im Leibe herum. Sie hat etwas in ihrem Blicke, das Einen ärgert."

„Nun, ihrer Schönheit wegen iſt er nicht in der Laubhütte David Brod's erſchienen," lautete die Entgegnung. „Man ſagt aber, er ſoll ſie ſingen gehört haben, und da hat er geſagt, ſolch' eine Stimme im Munde eines Kindes ſei ihm noch nicht vorgekommen."

„Iſt das ein Wunder?" meinte eine breitſpurige alte Frau. „Väter vererben ihre Eigenſchaften auf die Kinder, und alle David Brod's haben gute Stimmen."

„Man ſagt auch, er will ſie nach Prag ſchicken und dort aufziehen laſſen."

„Da hätte David Brod ausgeſorgt für all ſein Leben."

In ſolcher Stimmung der Beter zerflatterte die neue Melodie, an die David Brod und ſein Baß wochenlang das Beſte ihrer Kehlen geſetzt hatten, wie eine Baumblüthe, mit der ein unbarmherziger Wind ſein Spiel treibt. Was nützten alle die künſtlichen Geſangsſchnörkel? Sie zerſtoben unverſtanden und nur Wenige mochte es geben, denen die Neuheit der Melodie aufgefallen

wäre. Den Meisten kam sie wie ein abgestandenes, längst gekanntes Gericht vor, dem man keinen Geschmack abgewinnen konnte. Uud doch war die Melodie eine solche, die zu jeder andern Zeit aufs Innigste zu den Gemüthern gesprochen hätte. Sie stammte aus Polen und war von eigenthümlicher Schönheit!

Als der Gottesdienst zu Ende war, machte sich unter den zur Synagoge Hinausschreitenden das Urtheil über David Brod und seine Genossen in der herbsten Weise Luft. So schlecht hatten die Beiden noch nie gesungen; der neue „Kadisch" war ein Machwerk, mit dem sich allenfalls Leute in einer Dorfgemeinde begnügen konnten, die an nichts Besseres gewöhnt waren.

„An allem dem ist Feiwelmann, der Baß schuld," meinte einer der schärfsten Beobachter aller Vorgänge in Haus und Gasse, der säbelbeinige Schneider Saul Weißfisch, „was für eine „Kränk" hat den angefallen, daß er seine Backe nicht mehr mit der Hand hält? Wie soll er da einen gesunden Ton herausbringen? Gott der Lebendige weiß, wo er so was Neumodisches gesehen hat. Es muß ihn ruiniren, und die Gemeinde hat davon nur Verdruß."

David Brod und sein Baß merkten es an hundert Anzeichen, daß ihnen die öffentliche Meinung nicht günstig war. Wie drückte man ihnen sonst die Hände, welche herzliche Zurufe schallten ihnen

entgegen, wenn sie sonst die Synagoge, die Stätte ihrer gesanglichen Leistungen verließen! Sie schlichen still und gedrückt nach Hause und Saul Weißfisch, der säbelbeinige Schneider, hielt es für ein gutes Werk, als die Beiden an ihm vorüberschritten, eine recht häßliche Grimasse ihnen nachzuschicken!

Als sie in die Wohnstube kamen, trat ihnen Bella entgegen, in ihren Haaren noch immer den Kranz, den sie gestern von den Blumen des Grafen erübrigt hatte. Sie legte den Kopf unter die Hände ihres Vaters, damit er sie „bensche." Mit flüsternden Lippen sprach er über das Kind den Segen. Wie seltsam! Nichts in dem Wesen Bella's deutete heute an, welch' ein Leben seit gestern über ihr Haupt hinweg gezogen, welche Pforten sich mittlerweile für sie aufgethan hatten!

„Nun, Feiwelmann," sagte sie, „was haben die Leute zu Euch gesagt?"

„Was sollen sie gesagt haben?" entgegnete er traurig, mit niedergeschlagenen Augen, „sie haben uns ausgelacht."

„Ausgelacht!" rief das Kind mit blitzenden Augen und seine weißen Zähne schimmerten im Zorne durch die Lippen. „Du hast niemals besser gesungen, Feiwelmann, und auch der Vater nicht."

„Wie weißt Du das?" rief der Baß wahrhaft erstaunt.

„Ich sag' es!“ schrie sie laut.

Da schlich allmälig, etwa wie die Morgenröthe sich entringt dem Schooße der Nacht, ein sonnig behagliches Lächeln über das breit angelegte Angesicht Feiwelmann's, bis es nach und nach alle Winkel und Seiten desselben mit seinem Glanze ausgefüllt hatte. Nur die Augen machten davon eine Ausnahme; sie waren feucht geworden.

„Wenn Du das sagst, Bella, meine Perl,“ rief er, „so macht mich das glücklicher, als wenn sie zu Tausenden mir die Hand gedrückt hätten. Denn Du verstehst es besser als sie Alle ... Gott soll's Dir bezahlen!“

Trotzdem verging dieser Feiertag in gedrückter, trüber Stimmung für die Drei. Nicht nur die erlittene Niederlage, mehr noch das Aussprechen über die Zukunft, wie sie gestern in der Laubhütte aus dem Munde des Grafen ihnen zur Entscheidung vorgelegt worden, schlich wie ein dunkler Schatten hinter jedem ihrer Schritte. Keiner wagte während dieses Tages den Gegenstand zu berühren. —

Es war spät in der Nacht; das Kind schlief bereits. Da saßen sich David Brod und sein Baß Feiwelmann gegenüber.

„Du meinst also doch, Feiwelmann,“ sagte David

Brod nach einem schwer aus der Brust geholten Seufzer, „wir hätten heute unsere Sache gut gemacht."

„Sie sagt's," meinte Feiwelmann sicher und ruhig in seiner Stimme, indem er mit dem Finger nach der Thüre der Kammer wies, worin Bella schlief.

David Brod sah eine Weile lang nachdenklich vor sich hin; endlich sagte er: „Erkläre mir nur Eines, Feiwelmann! Was hat der Graf damit gemeint, als er gesagt hat, er will sie zur Kunst erziehen? Es geht mir das nicht aus dem Kopf. Was heißt Kunst?"

Feiwelmann starrte eine geraume Zeit in die Luft.

„Was Kunst heißt? Sie soll eine Sängerin werden wegen ihrer schönen Stimme."

„Und wenn sie eine Sängerin geworden ist — was dann?" fragte David Brod mit gerunzelter Stirne.

„Dann wird sie auf einem Theater vor Tausenden von Menschen singen!" sagte der Baß, gleichsam an einen Dritten seine Rede richtend.

„Eine Komödiantin soll mein Kind werden?" schrie David Brod wild auf, „mein jüdisches Kind eine Komödiantin! David Brod's Tochter auf einem Theater!"

Feiwelmann, der Baß, mochte die Gemüthsart seines Herrn und Meisters aus langer Erfahrung kennen. Er ließ den Sturm, der dessen Gemüth so urplötzlich erfaßt hatte, vorüberbrausen; erst als er merkte, daß er ruhiger geworden, sagte er mit jenem träumerischen

Gesichtsausdrucke, den wir an ihm kennen gelernt haben, als er auf das Dach der Laubhütte das grüne Tannenreisig legte:

„Ich werde Dir etwas sagen, David Brod: es kommt eigentlich gar nicht darauf an, an welchem Orte man seine Kunst den Menschen zeigt. Wenn die Menschen nur sagen: Sie kommt von Gott!"

„Ich verstehe Dich nicht, Feiwelmann!"

„Bist Du und ich nicht auch jeder ein Künstler? Du, David Brod, und ich Feiwelmann, der Baß? Haben wir nicht auch etwas erlernt, was Andere nicht können? Und wenn wir unsere Kunst zeigen, sagen da nicht die Leute: David Brod ist groß in seinem Fache, und auch sein Baß Feiwelmann ist nicht zu verachten?"

„Wie kommt da Eines zum Andern? rief David Brod, in dessen Gemüth die Wogen der Erregung noch immer ziemlich hoch gingen. „Wenn wir unsere Kunst glänzen lassen, so geschieht das vor Gott! Wir singen und beten für die Gemeinde, denn sie hat uns damit beauftragt."

„David Brod," sagte Feiwelmann nach einer geraumen Weile, „und wenn Bella einmal eine Sängerin sein wird und auf dem Theater vor Tausenden von Menschen singen wird, und Alle werden sagen: Groß ist doch Gott, der in eine menschliche Kehle so viel Kraft und Schönheit, so viel Anmuth und Lieblichkeit

gelegt hat — glaubst Du da nicht, David Brod, daß Dein Kind da auch vor Gott singt, und wenn sie auch auf dem Theater steht?"

David Brod, der Vorbeter, starrte seinen Baß verblüfft an.

„Ich versteh' Dich, Feiwelmann," sagte er, „und ich versteh' Dich wieder nicht. Du hast Recht, und doch ruft und schreit es in mir, Du darfst nicht Recht haben! Wie vereinigt sich das in mir?"

„Laß' Dir erzählen, David, wie es mir einmal vor vielen Jahren ergangen ist," sagte Feiwelmann, nachdem er einige Zeit hatte verstreichen lassen, in jenem Tone wieder, als ob er einen alten Traum berichten wollte. „Damals war ich ein junger Mensch von achtzehn Jahren, und war gerade in Frankfurt am Main. Nun mußt Du wissen, David, ich habe bis dahin nicht gewußt, was ein Theater ist; aber an einem Sabbath, wie es schon Abend geworden war, stehe ich vor einem großen, großen Gebäude, und viele Menschen stoßen und drängen sich durch das Thor. Und Einer, den ich gefragt habe, was da vorgehe, hat mir gesagt: das ist das Theater, und heute wird ein großer Künstler, auf dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, auftreten. Was ist das, ein Theater? habe ich mich gefragt, und was ist ein großer Künstler? Alsbald habe ich gefühlt, wie mir das Blut zu Kopfe steigt, wie eine Begierde, die

ich bis jetzt nicht hatte gekannt, in meinem Herzen wächst und anschwillt, daß es bis zum Zerspringen voll war. Kurzum, David Brod, ehe ich noch recht gewußt habe, was ich thun soll, war ich mit dem Menschenstrome drin im Theater, hab' all mein Geld, was ich bei mir trug, hergegeben, und befand mich im obersten Stockwerke auf einer schmalen hölzernen Bank. In demselben Augenblicke ist der Vorhang aufgegangen!"

Feiwelmann hielt inne; es schien aber nicht, daß die Wirkung des bisher Erzählten auf David Brod eine große war.

„Damals, David," fuhr der Baß mit erhöhtem Tone fort, „habe ich an mir erfahren, daß man nicht nur am Versöhnungsfeste heiße Thränen vergießen kann, und daß nicht nur furchtbare Schauer Einen überrieseln, wenn man jenes Gebet betet, worin es heißt: Am heutigen Tage besiegelt Gott das Verhängniß des Menschen! Da wird bestimmt, wer im künftigen Jahre durch die Pest, wer durch Hungersnoth und wer durch Wasserfluthen sterben und wer endlich am Leben bleiben wird! Was sie da gespielt haben, war ebenso traurig und so schaurig, ja ich habe manchmal geglaubt, der letzte Tag bricht an und die Auferstehung der Todten steht vor der Thür! Ein mächtiger König, der über ein großes Land gebietet, der vertheilt sein Reich aus lauter Liebe und Zärtlichkeit an seine Töchter. Er hat deren drei:

die jüngste aber, weil sie ihm nicht schmeichelt, kommt am schlechtesten weg, vor der verschließt er sein Herz. Aber gerade das Kind ist sein bestes, denn höre nur, David Brod! Wie der König all' sein Land unter die beiden schlechten Töchter verschenkt hat, und zu ihnen auf Besuch kommt, und meint, Gott weiß, wie herzlich sie ihm um den Hals fallen werden, da erfährt er, was schlechte Kinder sind! Sie lassen den eigenen Vater nicht in's Schloß hinein, weil er ihnen zu viel Gäste mitbringt, sie jagen ihn von der Schwelle ihrer Thüre, und der alte, schwache König muß hinaus in Nacht und Nebel und Wind, weil ihm seine Töchter keine Herberge geben wollen —"

„Das waren doch nicht jüdische Kinder?" unterbrach ihn der Vorbeter in steigender Spannung.

„David Brod," fuhr der Baß fort, ohne dieser Frage Aufmerksamkeit zu schenken, „Du hättest ihn sehen sollen, der den alten schwachen König gespielt hat, und wie er zuletzt aus lauter Kränkung und Herzleid den Verstand verliert! Und wie er dann sein jüngstes Kind, das Gute, was ihm zu Hilfe gekommen war, todt hereinbringt, und weint und lacht dabei — David Brod! am Versöhnungstage habe ich niemals so geweint, und wie meine arme, gute Mutter gestorben ist, habe ich auch nicht so geweint, weil ich mir vorgestellt habe, nun ist sie von ihren langen, schweren Leiden einmal

befreit, und solche Schauer habe ich niemals empfunden. Lebendiger Gott! wie groß ist der Mensch!"

Sei es, daß der letzte Ausruf in des Vorbeters Augen keine rechte Billigung fand, sei es, daß ihn in der Erzähung Feiwelmanns die Nutzanwendung zu lange warten ließ — er fuhr auf, und fragte mit schlecht verhehltem Verdruß:

„Schaff' Licht! Feiwelmann! Ich tapp' noch immer in der Finsterniß herum! Wann kommst Du endlich auf den rechten Weg?"

Trotz dieses erkältenden Zurufes veränderte sich Feiwelmann's Haltung nur wenig. Er fuhr mit demselben traumhaft aufgeregten Zuge in seinem Antlitze fort, und wie er so sprach, hatte es den Anschein, als spreche ein Anderer für ihn, er selbst sei eigentlich nur der Stellvertreter eines gewissen Feiwelmann, der einmal irgendwo existirt hatte.

„Wie ich aus dem Theater getreten bin, da kann ich wirklich sagen, hat sich die Welt um mich herumgedreht wie ein Trenderl in der Hand eines Knaben. Und dabei ist es mir gewesen, als brause ein gewaltiger Sturm um mich, der mich in die Höhe gerissen hat; ich habe nichts gehört und nichts gesehen, meine Augen haben mich geschmerzt, und drin in der Seele da haben tausend Stimmen durcheinander geschrieen. Erst in später Nacht, nachdem ich mich schlaflos wie ein Kranker

stundenlang auf meinem Lager gewälzt hatte, ist mit einem Male Ruhe über mich gekommen. Nur wenn es ruhig ist, David Brod, ruhig im Gemüthe, da kann man die Seele mit sich reden hören, da kommen Einem Gedanken, wie von Gott selbst. Denn nicht umsonst heißt es in dem Buche der Könige: „Und siehe, der Ewige zog vorüber, und ein Wind, groß und stark, Berge zerreißend und Felsen zertrümmernd vor dem Ewigen — nicht in dem Winde war der Ewige! und nach dem Winde kam ein Erdbeben, aber auch in dem Erdbeben war nicht der Ewige; aber nach dem Feuer kam ein Ton sanften Säuselns.“ Und siehst Du, David Brod, solch ein ruhiges Säuseln war auch über mich gekommen; ich habe über den großen Künstler nachdenken können, der den alten, wahnsinnigen König gespielt hat. Großer Gott! habe ich zu mir gesagt: Warum kann ich das nicht? warum können das die tausend Menschen nicht, die mit mir zugleich im Theater gewesen sind? Warum nicht? Du Narr! habe ich mir selbst geantwortet. Er hat es von Gott, der hat auf ihn einen Strahl seiner Macht und Herrlichkeit niedergelassen, nur einen Strahl, aber genug, daß er damit mich und die tausend Andern an dem Verborgensten des Gemüthes packt und uns zur Bewunderung und zur Anbetung fortreißt. Und wenn ich es auch nicht kann, und Millionen Andere nicht, was

thut das, David Brod? Wenn ich auch in Unwissenheit und Finsterniß herumgehe, und Millionen Andere, die mir gleichen, tappen auch herum nnd haben kein Licht? Was zählt das? Wenn nur der Eine das kann, was ich und die Anderen nicht können! Da ist er ja gleichsam für mich ein Dolmetsch und Fürsprecher bei Gott; der Eine zeigt, wie groß der Mensch werden kann, und in ihm bin ich ja auch groß und ein Künstler — vor Gott!"

Nach diesen Worten war eine tiefe Stille in der Stube eingetreten: man konnte fast das leise Fächeln der Kerzenflamme vernehmen. Und wie eine jähe Lohe war es in des Vorbeters Seele aufgestiegen. Das volle Verständniß des eben Gehörten war in ihm aufgegangen. Das Käppchen war ihm vom Haupte gefallen; er merkte es nicht, daß er baarhaupt vor Feiwelmann stand. Es schien, als hätte ihn zum Erstenmale, seitdem er den „Baß" kannte, ein Gefühl ergriffen, das der Ehrfurcht verwandt war.

„Feiwelmann," sagte er, und die Stimme des alten Mannes klang feierlich und gehoben, „jetzt verstehe ich Dich. Glaubst Du aber, sie wird einmal so singen können, wie Dein großer Künstler in Frankfurt gespielt hat? Sieh' mir aber fest in's Auge, während Du mit mir sprichst."

„Ich glaube, David Brod," sagte Feiwelmann ruhig

aufblickend, „auf Deinem Kinde, wie jung es auch ist, ruht der Strahl!“

David Brod war aufgestanden, und ging mit großen Schritten in der Stube herum. Zuweilen blieb er hart neben Feiwelmann stehen, und schien sprechen zu wollen. Aber das Wort nahm keine Gestalt an. Fühlte er die Fittige jenes Augenblickes um sich wehen, der die Pforte für die Zukunft seines Kindes entweder weit öffnete oder donnernd zuschloß?

„Feiwelmann,“ sagte er endlich, und jedes Wort entrang sich ihm schwer und bang. „Ich habe mir das merkwürdige Wesen meines Kindes erst recht vergegenwärtigt. Sie ist gar nicht, wie Andere sind; es ist etwas Besonderes an ihr. Wie die Feiertage vorüber sind, gehe ich mit ihr zum Grafen. Er soll sie zur Kunst erziehen.“

Stunden und Schatten.

Wie seltsam! David Brod wagte es nicht, irgend eine Menschenseele in der Gasse um einen Rath anzugehen, ob er die Hand des Schicksals, wie es ihm in der Gestalt des Grafen entgegengetreten war, annehmen solle, oder nicht. Er fürchtete ausgespottet zu werden, und hatte anderseits wieder eine Scheu vor dem Gedanken, daß sich Leute finden würden, die die künftige

Künstlerschaft seines Kindes wie eine böse Raupe von sich abschütteln würden.

So kam es, daß er trotz des weihevollen Augenblickes in jener Nacht, der sein beschränktes Denken wie mit Riesengewalt aus den Tiefen zur freien Höhe emporgehoben hatte, in den acht Tagen, die das Laubhüttenfest noch andauerte, von den verschiedenartigsten Strömungen hin- und hergeworfen wurde. Das eben ist die Drangsal eines an die gemeine Noth des Lebens angeketteten Daseins, daß es wohl für Augenblicke zu einer üppigen, wie von einer glühenden Sonne aufgeküßten Blüthenpracht aufschießen kann; die Stunden, die hierauf mit der Wucht unabweislicher Nothwendigkeit kommen, bringen Schatten und erkältenden Frost, die feindseligen Geister alles Blühens.

Jene Stunden und Schatten kamen häufiger, als Feiwelmann, der Baß, dachte; die kalten Nebel legten sich dann um die Stirne des Vorbeters und entzogen ihr das Wenige des Sonnenscheines, welcher in jener nächtlichen Unterredung so plötzlich über ihn gekommen.

„Ich weiß, Feiwelmann," sagte er einmal in gedrückter Stimmung zu seinem Baß, „ich thu' Unrecht, wenn ich allzuviel grüble und nachsinne. Ein Anderer, das weiß ich, möchte zugreifen mit allen zehn Fingern, wie die Knaben zu thun pflegen, wenn sie mitten auf dem Wege einen schönen rothen Apfel finden. Was

kann ich aber dafür, wenn mich mein Kopf und mein Herz dazu treiben, mir die Frucht, bevor ich sie einstecke, erst genau anzusehen? Ich sage Dir, Feiwelmann, in dem Apfel steckt ein Wurm!" —

Was David Brod unter diesem Wurm verstand, das wurde dem Baß nicht allsobald klar. Aber er erfuhr es nicht lange darauf.

Eines Morgens nach dem Gottesdienste kam David Brod aus der Synagoge heim. Es war während der Halbfeiertage, die das schöne Laubhüttenfest unterbrechen; während derselben waltet überall Feiertagslust, und doch blickt auch überall der Werkeltag hindurch. Eine strengere Auslegung des Gebotes hat es bewirkt, daß auch an diesen Tagen die Enthaltsamkeit von jeder leiblichen Arbeit genau befolgt wird. Als David Brod in die Stube trat, fand er Bella am Tische sitzen, vor sich einen großen Schreibbogen, auf den sie bereits mit großen Buchstaben etwas niedergeschrieben hatte.

„Siehst Du, Feiwelmann," sagte er ergrimmt, „wie es sich schon in Deiner Künstlerin regt und bewegt? Heute schreibt sie, und weiß doch sehr gut, daß das eine Sünde vor Gott ist. Wenn sie das jetzt schon thut!"

Es war sonderbar, wie ruhig sich Bella diesem Angriffe gegenüber benahm. Sie schob den Schreibbogen vor Feiwelmann hin, und sagte bloß:

„Was meinst Du, Feiwelmann, darf ich das heute nicht schreiben?"

Ein wehmüthig stilles Lächeln glitt über sein breites Angesicht. Auf dem Papiere stand mit großen deutschen Buchstaben nichts als das Wort: Karfunkel. Er sagte gar nichts.

Aber am andern Tage, es war ein Sabbat und bereits der Nachmittag angebrochen, kam er eiligst und fast außer Athem nach Hause. Zuerst lachte er, dann rieb er sich die Hände, daß es aussah, als wollte er die eine an der andern entzünden, wie das die Indianer mit zwei Holzstücken zu thun pflegen, wenn sie des Feuers zum Kochen bedürfen.

„Was geht bei Dir vor, Feiwelmann?" fragte David Brod.

„Darf man an einem Sabbat eine Henne schlachten? Was meinst Du, David Brod?" fragte der Baß, und schaute dabei seinen Herrn und Meister mit der Miene eines Schülers an, der gierig belehrt werden will.

„Baß! Du fängst an, wieder ein Kind zu werden!" meinte der Vorbeter trocken.

„Das ist keine Antwort, David Brod!" rief Feiwelmann eifrig. „Du mußt mit Ja oder Nein antworten."

„So sag ich Nein!" rief David Brod.

Feiwelmann schüttelte den Kopf.

„Sonderbar!" sagte er. „Da habe ich eben die alte Bunele getroffen, die Köchin ist bei der reichen Wittwe Mindel Kollin, die ist gerade beim Rabbiner gewesen, und hat ihn gefragt, ob sie heute am Sabbat eine Henne darf schlachten lassen für ihre kranke alte Frau?"

„Und was hat er darauf geantwortet?"

„Sie soll ihn nicht erst fragen, hat er ihr sagen lassen —"

„Ausnahmen gibt es überall," meinte David Brod.

„Das ist auch meine Meinung," sagte der Baß, die Hände wieder in einander reibend, „nur muß der Mensch es sich aufmerken, daß es Ausnahmen gibt."

„Wie kommt da Eines zum Andern, Feiwelmann? Es kommt mir überhaupt schon lang vor, Du hast Anlage zu einem Hochzeitsnarren; Du wirst noch Stiefel auf Leber reimen."

„Dein Kind, David Brod, ist auch eine Ausnahme!" sagte Feiwelmann rasch, „es ist jetzt in einem Zustande, wo sein Gemüth und seine Augen ganz anderswo sind, als hier da in Deiner feiertäglichen Stube. Wenn Du oder ich mit ihr sprechen, singt sie vielleicht innerlich ein Lied, Du siehst nicht, daß ihre Lippen sich bewegen, und hörst keinen Laut. Und doch singt sie. Wie willst Du von ihr verlangen, daß sie genau weiß, wie ein Gelehrter, der über dem Talmud

alt und grau geworden ist, was man an so einem Halbfeiertage thun oder nicht thun darf? Da hat sie ein Blatt Papier ergriffen, und hat etwas darauf geschrieben. Ich seh' eben das Kind auch wie eine Ausnahme an."

Wie alle Leute seines Schlages gab sich David Brod dieser Nutzanwendung einer Thatsache bloß, weil sie ihm unerwartet kam, gefangen. In diesem Augenblicke dachte der Vorbeter gar nicht daran, daß sich gegen die kühn herbeigeführte Beweisaufstellung Feiwelmann's gar vielerlei einwenden ließ. Aber sie blendete ihn, und er fand seinen Gefallen daran. Behaglich lachend rief er:

„Wenn Du das Kind vertheidigen kannst, Feiwelmann, so steigst Du meinetwegen auf einen hohen Thurm hinauf. Du wärst im Stande, wenn Bella einmal am heiligen Jom Kippur, statt zu fasten, an einen wohlbesetzten Tisch sich hinsetzt und singt nur dabei ein schönes Lied, so nennst Du das eine Ausnahme!"

Es ging etwas wie ein leises Erbeben über Feiwelmann's ganzes Wesen; er mußte die Augen niederschlagen, als sein Herr und Meister so sprach. Dennoch hatte die sonderbar klingende Behauptung des „Baß" von den Ausnahmen auf den Vorbeter einen tiefern

Eindruck hinterlassen, als er wohl selbst zugestehen mochte.

Trotzdem war der Kampf der widerstreitenden Gewalten in der Seele des alten Mannes noch nicht gelöst. Daß er sein Kind als Ausnahme betrachten solle, dagegen arbeitete all sein Denken und Fühlen wie mit verzehnfachter Kraft. Weil Bella eine schöne Stimme besaß, darum sollte sie andere Wege, als sie das Herkommen vorschrieb, gehen dürfen? Diese schöne Stimme erschien ihm zuweilen als etwas, was unheimlich seine Seele überrieselte. Dann kam es wieder mit Milde, lind wie Frühlingsluft über ihn. Das Kind war in der That so seltsam geartet, so ganz anders wie die Kinder der Gasse. Die Art und Weise, wie es redete, die Reife in gewissen Dingen, die oft geradezu erschreckte, während es sich wieder bei anderen Anlässen seltsam blöde und unbeholfen zeigte, — wollte damit Gott andeuten, daß David Brod's Kind eine Ausnahme bilden, daß es hervorragen sollte aus der dunkeln Masse der Bewohner einer böhmischen „Gasse"? Und jetzt fiel ihm der Umstand erst ein, daß Bella gar keine Spielgenossin, unter allen Kindern der Gasse Niemanden hatte, die sie Kameradin nannte. Woher diese Vereinsamung, dieses trotzige Alleinstehen eines noch so jungen Lebens?

So war das grüne Laubhüttenfest zu Ende gegangen.

Der letzte Tag, das sogenannte „Freudenfest der

Thora“ war gekommen. An diesem Tage wird die Laubhütte nicht mehr benützt. Welk lag das Tannenreisig, das noch einen Tag vorher nicht allen Duft des Waldes eingebüßt hatte, welk hingen die Kränze herab, die das Kind des Vorbeters aus den Blumen des gräflichen Gartens gewunden hatte. Sollte das ein Anzeichen sein, daß eine ähnliche Wandlung dem geheimnißvollen Gedankenleben Bella's bevorstand? . . .

Zu Mittag, als das Essen aufgetragen werden sollte, sagte Bella, die heute ernster war, als sie je erschienen:

„Vater! wie wär's, wenn wir noch einmal heute in die Laubhütte gingen?“

„Narrele,“ sagte David Brod, „wo fallst Du aus? Mit der Laubhütte ist es für heuer aus, man geht erst in einem Jahre wieder hin.“

„Vater,“ sagte Bella, und die Stimme des Kindes klang über alle Beschreibung mild und weich, „gehen wir doch hinaus! Kann ich wissen, wie lange es anstehen wird, bis ich wieder in einer Laubhütte sitze?“

Das griff dem Alten an's Herz. Laut weinend sagte er:

„Siehst Du, Feiwelmann, sie denkt schon an's Fortgehen, und weiß doch nicht, ob ich es zugebe.“

„Weine nicht, David,“ rief der Baß, über dessen breites Gesicht selbst eine namenlose Zuckung ging,

„weine nicht! Heute ist „Freudenfest der Thora", da soll der Mensch nicht vergessen, daß ihm Gott anbefohlen hat, sich recht vom Herzen zu freuen. Warum willst Du dem Kinde das nicht zu Gefallen thun?"

So wurde das Mittagmahl in die Laubhütte hinausgetragen. David Brod fühlte es in sich, daß jeder Widerstand gegen das Begehren des Kindes längst in ihm gebrochen war. Aber es herrschte während dem Mahle kein fröhlicher Ton; der Baß versuchte lustig zu sein, aber seine Späße mißlangen und erschienen täppisch. So begnügte er sich endlich mit dem guten Willen und wurde schweigsam, wie die Anderen. Als das Tischgebet vorüber war, fuhr Bella plötzlich von ihrem Sitze auf. Ihre Augen leuchteten und blitzten wieder wie ehemals, durch ihre weißen Zähne funkelte ein fast übermüthig zu nennendes Lächeln.

„Jetzt," rief sie, „hätte ich Lust, etwas zu singen. Soll ich den neuen Kadisch vorsingen, den ihr am ersten Laubhüttentage in der Schul' vorgetragen habt?"

Und das Kind sang die neue Melodie, die der Vorbeter von dem polnischen Bettler erlernt hatte. Niemals hatte David Brod in der Stimme seines Kindes so viel Süße und Wohllaut geahnt. War das die Melodie, die er dem sarmatischem Bettler abgekauft hatte? Denn wieder hatte sein Kind der altorientalischen Weise ein Gepräge gegeben, daß sie als etwas ganz Anderes er-

schien, während der süße Kern unberührt geblieben war. Wie fing Bella es nur an, daß David Brod sich selbst gestehen mußte, er habe die Melodie erst jetzt recht begriffen; nun wüßte er erst, wie ihr beizukommen sei! Was waren dem Kinde jene Schwierigkeiten, die wie hohe unübersteigliche Berge vor ihm und dem Baß da gelegen? Spielend schritt Bella über sie hinweg, und wohin sie trat, da quoll es unter ihren Schritten wie eine goldene Saat auf, in der sich wunderbare Singvögel bargen.

„Hör' auf! Hör' um Gottes Willen auf, Bella," rief er, noch ehe die letzten Töne verklungen waren.

Der Baß aber sagte:

„Willst Du wissen, David Brod, wie mir unser Kadisch vorkommt, wenn ihn Dein Kind singt? Du erinnerst Dich noch an den Schnorrer, der uns den Gesang gelehrt hat, an die schwarzen Ringellocken und an die hohe Pelzmütze, und an den schmutzigen Kaftan, der seinen Leib bedeckt hat. So ist er mir wieder vor den Augen gestanden, bevor Dein Kind angefangen hat. Jetzt aber war es mir, als hätte er eine glänzende Krone auf seinem Kopfe gehabt, und um den Leib herum flatterte ein weites prächtiges Gewand, und aller Schmutz war verschwunden, und er war wahrhaft schön geworden."

David Brod hatte sein Haupt gesenkt; schwere

Thränen rollten über seine Wangen; er suchte sie nicht mehr zu verbergen.

„Was willst Du vor mir noch beweisen, Feiwelmann," sagte er, in seinem ganzen Wesen gebrochen, „was nicht mehr bewiesen zu werden braucht?"

Dann rief er das Kind zu sich.

„Komm' her," sagte er, „ich will Dich heute schon benschen ... denn morgen gehen wir zum Grafen ... und da gehörst Du nicht mehr mir!"

Ueber das Haupt des Kindes, der künftigen Künstlerin, flossen die uralten, heiligen Segensworte:

„Der Engel, der mich erlöst hat aus allem Uebel, er segne dieses Kind, und genannt werde an ihm mein Name und der Name meiner Mütter Sarah, Rebekka, Leah und Rachel." — —

In der Fremde.

Ein Mensch, der seine Heimath verläßt, ist wie das Bächlein, das aus der Quelle kommt, klein, unbedeutend, unbeachtet. Wenn es dann hinaustritt in die freie Ebene, so ist sein Geschick, daß es sein Gewässer gleichsam zum Dienen verurtheilt, mit dem eines andern mengt und in demselben spurlos untergeht. Oder es wird ein großes Wasser, das Felsen durchbricht, gewaltige Städte

und Bauten in seinen Fluthen bespiegeln läßt, bis es endlich den heißen Drang, der es vorwärts und in immer fernere Weiten treibt, in den Wogen des Weltmeeres abkühlt.

„David Brod," hatte der Graf gesagt, „ich wiederhole Euch und Eurem Kinde gegenüber mein Versprechen, für Bella zu sorgen, insolange sie sich durch Gehorsam dessen würdig zeigt."

Seltsam! dem Kinde schenkte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hatte die letzten Worte mit einer Bestimmtheit in Ton und Geberde zugesichert, daß sie sogar dem an leidende Demuth gewohnten Vorbeter auffallen mußten.

„Und wie wird es mit der Religion stehen?" wagte er schließlich noch die Frage, „wie wird es damit stehen, gestrenger Herr Graf?"

„Die Kunst selbst ist eine Religion," sagte der Graf kurz.

Auf David Brod's Lippen wollte sich ein Bedenken drängen, das ausgesprochen werden wollte. Aber es erstarb ihm auf der Zunge; die strenge Miene des hohen Herrn ließ kein Wort mehr aufkommen. In diesem Augenblicke empfand er es mehr als je, daß die ersten Bausteine für die künftige Scheidemauer schon aufgeschichtet lagen, die zwischen ihm und seinem Kinde einst entstehen sollte.

Als David Brod und Bella aus dem Schlosse kamen, erwartete sie draußen vor dem Gitter Feiwelmann, der Baß.

„Ist Alles gut?“ fragte er, „hat er sie angenommen?“

David Brod konnte nur mit dem Kopfe nicken. Sein Antlitz zeigte keine freudige Erregtheit.

Dann erzählte er ihm, während Bella voran ging, in flüsternden Worten, als ob er einen Lauscher hinter sich vermuthete, wie merkwürdig verändert ihm der Graf entgegengetreten sei; da sei keine Spur von jener Herablassung zu finden gewesen, die er an jenem Abende in der Laubhütte zur Schau getragen; es sei ihm gewesen, als ob der Graf von heute ein ganz anderer geworden, als hätten „böse Geister“ an ihm gearbeitet, um ihn gegen sich und das Kind einzunehmen.

„David Brod,“ sagte Feiwelmann der Baß, während sich über sein breites Gesicht wieder jener traumhaft verlorene Zug legte, „Du wirst doch nicht meinen, er hat es durch seine Leute erfahren, daß wir mit unserem neuen Gesang durchgefallen sind?“

„Feiwelmann, Narr!“ schrie der Vorbeter erbost.

„So weiß ich nur Eines,“ sagte der Baß, ohne sich an den Grimm seines Herrn und Vorgesetzten zu kehren. „Er hat dem Kinde schon jetzt den Meister zu

erkennen gegeben: denn Bella wird einen Meister nöthig haben!"

Wahrscheinlich hätte Feiwelmann, der Baß, selbst und wäre er vor einem peinlichen Gerichte gestanden, nicht anzugeben gewußt, warum er das sprach! —

Laubhüttenfest war wieder in's Land gekommen.

Am Abende saßen die beiden Männer wieder in der leichtgezimmerten Hütte, als deren Dach der grüne Waldschmuck, den die Bauern gebracht hatten, diente. Sonst war nichts in der Laubhütte zu sehen... die Wände kahl, nicht einmal vergoldete Nüsse und Aepfel gaben Zeugniß davon, daß sich irgend Jemand bemüht hatte, der Hütte einen traulicheren Charakter zu verleihen. Hatten die Bauern altes, welkes Tannenreisig gebracht, daß nicht einmal Feiwelmann, der Baß, von dessen Dufte sprach?

„Denkst Du noch, Feiwelmann," sagte David Brod, nachdem er die Segensformel über den Wein und das weiße Brod gesprochen hatte," wie sie heute ein Jahr in den Garten des Grafen um Blumen gelaufen ist? Gott der Lebendige weiß, wie ihr der Gedanke gekommen war. Was hab' ich nun davon, daß damals unsere Laubhütte schöner war, als irgend eine in der ganzen Gasse? Jetzt fehlt mir das Kind — das hab' ich davon!"

„Kuriose Gedanken an einem Feiertagabend, David Brod!" grollte der Baß.

„Sie fehlt mir, Feiwelmann,“ sagte der Vorbeter, „und wo ist sie heute? Sitzt sie heute in einer Laubhütte? Und wenn Du mir heute Speise von der Tafel eines Königs vorsetzest, ich werde sie nicht anrühren, denn mein Herz ist mir schwer.“

„David Brod,“ sagte der Baß mit mühsam erzwungenen Lächeln, „wenn man Dich so reden hört, so möchte man schier glauben, Du hast Dein Kind verkauft und nun irrt es auf der Straße umher und sucht seinen Vater?“

„Feiwelmann,“ rief der Vorbeter, „Du hast das rechte Wort gesprochen. Ist mir denn anders zu Muth, als wäre sie verkauft? Wenn meine gute Channe, mit der Friede sei, noch am Leben gewesen wäre, sie hätte es nicht zugegeben; denn eine Mutter läßt ihr Kind, was sie geboren und mit ihrem Blute genährt, nicht so leicht von sich fort. Aber ich, der Vater, bin so ein leichtsinniger Mensch gewesen. All ihr Leben könnt mir das meine Channe, die nun im Grabe liegt, nicht verzeihen!“

Da zog Feiwelmann, der Baß, einen Brief aus seiner Rocktasche hervor.

„Man soll nicht sagen, David Brod,“ meinte er, „ich hätte Dir Deinen Feiertag verdorben. Da sieh her, wer das geschrieben hat?“

„Vom Kind? von Bella?“ schrie der Vorbeter, „warum zeigst Du ihn erst jetzt?“

„Ich hab' heute unsere Laubhütte damit schmücken wollen, .. weil sie uns doch fehlt."

„Lies vor, Feiwelmann," rief der Vorbeter, „ich könnt ihn ja doch nicht lesen, denn das Sehen verschießt mir."

Und Feiwelmann las vor:

„Herzliebster Vater bis zu hundert Jahren!

„Guter Feiwelmann Baß!

„Wenn dieser Brief bei Euch ankommt, da habt ihr gewiß draußen im Hofe unseres Hauses die Laubhütte wieder aufgerichtet, und Feiwelmann hat gewiß, wie er das grüne Tannenreisig aufs Dach gelegt hat, dabei ausgerufen: Gott, wie duftet das, ich werde an meinen Wald in Baiern gemahnt! Darum habe ich es so eingerichtet, daß Ihr den Brief gerade heute in die Hände bekommt, und Feiwelmann soll ihn dem Vater vorlesen, damit Ihr beide glaubet, ich sitze unter Euch! Feiwelmann, der Baß, hat übrigens Recht, unter allen Feiertagen halte ich auch auf das Laubhüttenfest am Meisten. Da ist noch Alles grün und in den Gärten blühen noch Blumen, und in den Synagogen halten die Leute den Lulev und den Eßrog in der Hand. Warum kann so etwas nicht das ganze Jahr hindurch andauern? Ich möchte, wenn ich die Gewalt dazu hätte, anordnen, daß in der Synagoge immer etwas Grünes aus dem Walde oder Blumen zu sehen wären. Ich glaube die Leute möchten dann nicht so sehr schreien,

wenn sie beten, und ihren Körper nicht so heftig hin- und herbewegen, als wären sie selbst Bäume, mit denen ein starker Wind unbarmherzig umgeht. Denn was sagt mein Gesangslehrer stets, den mir der Herr Graf gegeben hat: „Bella," sagt er, „Sie müssen Ihren Oberleib, während dem Sie singen, ruhig halten, Sie dürfen mit Ihren Armen nicht umherwerfen, wie ich es an Ihren Leuten bemerkt habe, wenn sie in der Synagoge sind. Denken Sie sich in die Lage, daß Sie auf der Bühne sind, und ich befinde mich im Publikum. Was ist meine erste Idee? Das Mädchen mag wohl eine vortreffliche Stimme besitzen, aber ihre Manieren sind aus irgend einer „Gasse" hervorgegangen." So sagt mein Gesangslehrer und ich muß allemal dabei an Feiwelmann den Baß denken, wie der sich beim Gesange die Hand an die Backe hält, und wie ich Recht gehabt habe, ihm zu sagen, daß sich das nicht schickt. Lieber Feiwelmann Baß, verzeihe mir, wenn ich Dir damit wehe gethan habe, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es ist nicht schön, seine Backe so zu verunzieren, während man singen soll. Auch muß ich Euch schreiben, daß ich drei verschiedene Lehrer für Sprachen habe, einen bei dem ich das Italienische lerne, einen, der mir die deutsche Sprachlehre beibringt, denn der Herr Graf hat gleich Anfangs gemeint, mein Deutsch sei kein Deutsch, ich müßte meinen alten „Jargon" abstreifen, der mir noch anhängt,

und endlich einen, bei dem ich deklamiren lerne, und welche Geberden man zu machen hat, wenn man etwas vor Leuten öffentlich singt, was man Mimik nennt. Das Singen und Clavierspielen ist aber die Hauptsache, und neulich hat der Herr Graf, wie er hier war, Prüfung mit mir angestellt aus allen Gegenständen, und zuletzt kam das Singen daran. Ich weiß nicht warum ich dabei so gezittert habe, und hatte mich doch gar nicht gefürchtet, wie ich das Erstemal vor ihm in seinem Garten gesungen habe. Wie ich fertig war, ist der Herr Graf gar still dagesessen, und hat kein Wort gesprochen. In dieser Nacht habe ich so viel geweint, wie damals, als sie die Mutter auf den guten Ort hinausgetragen haben. Am andern Tage ist der Herr Graf wieder gekommen. „In allen Gegenständen bin ich mit Deinen Fortschritten vollkommen zufrieden," hat er zu mir gesagt, „nur Dein Singen scheint kein Wort halten zu wollen. Singe mir das gestrige Lied noch einmal." Da ist mir vom Herzen herauf etwas zu Kopfe gestiegen, es war wie ein Stoß und Schlag, daß ich meinte, aus meinen Augen fahren Blitze, und die müßten mich selbst in Brand stecken. Ich habe wieder gesungen, und dann hat der Herr Graf seine Hand auf meinen Kopf gelegt und hat dabei nur ein einziges Wort: „Karfunkel" gesprochen. Das ist mir aber genug und mehr, als hätte er einen ganzen Tag mit mir geredet. Als er dann

fortging, hat er die Frau, bei der ich in Kost und Quartier bin und Alles Andere habe, gerufen und hat ihr gesagt, sie möchte mir ein neues seidenes Kleid kaufen, und es aufs Schönste herrichten lassen. Da weiß ich nicht, wie so es mir über die Lippen gekommen ist, aber ich habe gesagt, wenn ich um etwas bitten dürfte, so wäre es kein Kleid. „Und was denn, Karfunkel?“ fragte der Graf. „Ich möcht' ein Gebetbuch haben,“ antwortete ich, „wie ich Eines zu Hause gehabt habe.“ Der Graf sah mich mit seinen durchdringenden Augen eine Weile an. „Warum willst Du ein Gebetbuch?“ sagte er, „sehnst Du Dich vielleicht nach Deiner Gasse und Laubhütte zurück?“ Da habe ich gemeint: „Ich möchte zuweilen mit meinem Vater und mit Feiwelmann reden, und das kann nur durch das Gebetbuch geschehen.“ Da hat der Graf laut aufgelacht. „So kaufen Sie ihr ein seidenes Kleid und ein Gebetbuch,“ hat er zu der Frau gesagt; wo das Letztere zu bekommen ist, werden Sie wohl wissen.“ Und er hat so spöttisch gelächelt, und die Frau auch; ich konnte nicht errathen, warum? Am andern Tage erst ist es mir klar geworden. Da hat mich die Frau auf einen Spaziergang mitgenommen, und wir sind weit, weit gegangen, bis wir in eine schmutzige und enge Gasse gekommen sind. „Das ist die „goldene Gasse“, hat sie gesagt, „sieh Dich doch um, wie Deine Leute hier aus-

sehen." Lebendiger, großer Gott! was hatte ich ihnen denn zu Leide gethan, daß sie dort so auf mich zugestürzt sind? Sie haben uns fast die Kleider vom Leibe gerissen, und der Eine hat uns das, der Andere Jenes angeboten. Endlich fragte ich die Frau, was wir denn eigentlich in dieser Gasse thun, denn die Leute sind mir wie wilde Thiere vorgekommen. Da hat sie gesagt: „Du willst ja ein Gebetbuch kaufen, hier ist es zu haben."

„Herzliebster Vater bis zu hundert Jahren, und guter Feiwelmann Baß!"

„Ein alter Mann mit wackelndem Kopfe und zitternden Händen, der hat uns endlich gesagt, er hätte, was wir zu kaufen wünschten. „Was für ein Gebetbuch soll es sein?" hat er mich gefragt. „Unser Gebetbuch!" habe ich gesagt. „Bist Du denn . . . .?" fragt er mich, und sieht mich erstaunt an. „Mein Vater heißt David Brod," sagte ich ihm still, „und ist Vorbeter." Darauf hat er mir ein Gebetbuch gegeben, und wie ihm die Frau dafür zahlen wollte, hat er bei dem Leben seines Weibes und seiner Kinder geschworen, er nehme keinen Kreuzer dafür. Und so sind wir gegangen, und die Frau hat nichts gesagt. Aber der alte Mann hat uns nachgeblickt, bis wir aus der „goldenen Gasse" heraus waren. Seit ich nun das Gebetbuch habe, ist es mir, als könnt' ich mit Euch von Angesicht zu Angesicht reden, und manchmal singe ich auch die alten Gesänge, wie ich sie

von Euch gehört habe, aber das geschieht im Stillen und so, daß es die Frau nicht hört. Aber am Laubhüttenfeste da will ich mir die Gebete aufblättern, die man an diesem Tage betet, und ich will keines überschluppern.

„Jetzt muß ich schließen, weil auch das Papier zu Ende geht. Aber noch muß ich Eines mittheilen. Der Graf wird bald eine große Reise antreten, und ich werde ihn vielleicht ein ganzes Jahr nicht zu sehen bekommen. Uebrigens verbleibe ich Euer aufrichtiges Kind Bella, auch Karfunkel."

„Was sagst Du zu dem Brief? David Brod?" fragte der Baß, längst nachdem er das Vorlesen des kindlichen Schreibens beendigt hatte.

„Sie sitzt heute in keiner Laubhütte!" sagte der Vorbeter, vor sich hinstarrend, und heiße Thränen rannen ihm die Wangen herab.

„Warum weinst Du wieder, David Brod!" sagte der Baß in wahrer Traurigkeit. „Schreibt denn Bella etwas, was das Herz betrübt?"

Der Vorbeter fuhr mit der Hand über die nassen Augen.

„Lies mir das noch einmal vor, was sie über den alten Mann in der „goldenen Gasse" schreibt," sagte er.

Der Baß folgte seinem Geheiß.

„Merkwürdig, merkwürdig," murmelte David Brod vor sich hin, sie weiß noch, wie ihr Vater heißt! Wie lange wird das noch dauern?"

Dann stand er auf, und ging zur Laubhütte hinaus.

Ein flügger Vogel.

Die Leute in der „Gasse" wußten sich den Trübsinn, der seit einiger Zeit um das Wesen ihres Vorbeters lag, nicht zu erklären! Wenn sie ihn fragten, wie es seinem Kinde in Prag gehe, so erzählte er ihnen die Geschichte von dem Gebetbuche, welches sie in der „goldenen Gasse" von einem alten Manne zum Geschenke erhalten. Er schien das Bedürfniß zu fühlen, gerade in diesem Punkte das Andenken seines Kindes von allem Verdachte frei zu bewahren! Die Leute sollten nicht glauben, seine Bella wandle bereits auf Abwegen, und immer war es die Geschichte von dem Gebetbuche, die er vorbrachte, als ob die Zukunft der künftigen Sängerin in den Zauberkreis jener Gebete eingeschlossen sei, die Bella am ersten Laubhüttentage, sich aufblätterte." Aber so seltsam geartet ist des Menschen Gemüth! Je öfters er diese Geschichte erzählte, desto weniger Eindruck machte sie auf die Leute. Merkten sie die Absicht des alten Mannes? Am Ende war es ihnen gleichgiltig, ob das gering geachtete Kind eines Vorbeters auf den althergebrachten Wegen der Gasse blieb, oder sich davon entfernte. Was wollte David Brod noch? Sein Kind stand im Schutze eines hohen Herrn — und war es nicht etwas Selbstverständliches, daß die Tochter eines Synagogensängers wieder auch eine Sängerin werden sollte?

Briefe ähnlichen Inhaltes, wie der zuletzt mitgetheilte, langten noch öfters ein; immer war es ein Wort, ein leise hingeworfener Ausdruck, der die Aufmerksamkeit und das Sinnen des alten Vorbeters fesselte, und dieses Wort, dieser Satz und Ausdruck mußte, um es geradezu heraus zu sagen, mit dem religiösen Leben seiner Tochter in Verbindung stehen! Fand er darin, was er mit dürstender Seele suchte, so konnte er tagelang herzensfreudig umherwandeln und den Leuten seine Entdeckungen mittheilen. Feiwelmann, der Baß, hatte es längst aufgegeben, seinem Herrn und Meister in dieser Beziehung entgegenzutreten. Aber dem alten Manne erging es wie jedem, der einer einzigen maßgebenden Anschauung sich gefangen giebt. Er fühlte und sah nicht mit seinem geistigen Auge die Wandlungen, die indessen mit seinem Kinde vorgegangen; für ihn war sie noch stets das Kind, das einem frommen Drange folgend in die „goldene Gasse" gegangen war, um sich ein Gebetbuch zu holen! David Brod kannte nicht das Gesetz der eisernen Nothwendigkeit, jenes tückischen Schmiedes, der in unheimlicher Stille an den Ringen der Kette arbeitet, so daß kein Hammerschlag hörbar ist, bis das Werk vollendet ist, dem wir gemeiniglich den Namen Geschick beilegen!...

Diese Wandlungen waren eingetreten, schneller und eiliger, als sie nach der Natur der Sache hätten er-

wartet werden können. Jeder Brief Bella's, der von Prag einlief, gab davon Zeugniß. Es lag ein Etwas in diesen Briefen, das wunderbar zurückstand gegen den Ton, die Ausdrucksweise, das Empfinden aller früheren Briefe. Scheinbar hatte sich nichts verändert, wie auch das Wachsen und Gedeihen der Pflanze nicht mit dem Auge verfolgt werden kann. Allmälig waren die früheren Gewänder abgefallen ... Das Kind des Vorbeters hatte andere erhalten, nicht jene, an denen die Hand des Menschen wirkt und webt, sondern die die eigene Seele aus sich selbst herausschafft, an deren Zurüstung der eigene Geist gesonnen und gedichtet hat.

Ein Brief war wieder eingetroffen; es war gerade am Tage vor dem Laubhüttenfeste, dem zweiten, seitdem Bella das Vaterhaus verlassen. Der Brief lautete:

Lieber Vater!

„Zwischen heute und morgen tritt ein entscheidender Moment in meinem Leben ein. Der Karfunkel beginnt zu glänzen, das Kind der „Gasse" verläßt Prag und geht nach Italien, dem Lande, wohin die Sehnsucht jeder Seele dringt, wo im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n! Ein Schreiben meines Herrn Grafen beruft mich dorthin, meine Lehrzeit hier ist vollendet. Dort, in jenen vom milden Kusse der Sonne durchleuchteten Gegenden wird auch mein Stern aufgehen, oder — untergehen für immer.

Die Frau, deren Leitung ich in Prag übergeben ward, geht mit mir. Alles ist in Aufruhr in mir.... Hättest Du das gedacht, als ich vor zwei Jahren nichts Wichtigeres und Höheres kannte, als woher ich Blumen für unsere Laubhütte nehmen sollte? Aber der Karfunkel beginnt zu glänzen. Lebe wohl für lange, und grüße mir Herrn Feiwelmann ... Ich bin Deine treue Tochter Bella.

Nachschrift.

„Wenn die „Jahrzeit" der guten Mutter eintritt, so gehe auf den Friedhof oder den guten Ort, und lege für mich und in meinem Namen ein Steinchen auf ihr Grab."

„Feiwelmann! Lies mir noch einmal den Nachsatz!" rief der Vorbeter.

Wieder waren es nur diese wenigen Worte, die all' sein Sinnen und Empfinden in Anspruch nahmen. Sein Kind, in voller Zubereitung, um mit weit geöffneten Fittigen wie eine den Lenz aufsuchende Schwalbe, das fernliegende Land des Südens aufzusuchen, — und in David Brod's Seele fand nichts Anderes Raum als das kleine Steinchen, das er am Jahrzeitstage seiner verstorbenen Frau auf's Grab legen sollte. Für sie, für Bella und in ihrem Namen!

Feiwelmann, der Baß sprach lange nachher, als der Brief schon fast vergilbt war, unhörbar sich selbst und

Anderen, im Wachen und Träumen die wenigen Worte vor sich hin:

„Und grüße mir auch Herrn Feiwelmann!“

Herrn Feiwelmann! Der Karfunkel begann bereits zu glänzen!

Was die Zeit bringt.

Jahre sind seitdem vergangen.

David Brod ist noch immer Vorbeter der Gemeinde, die „Gasse“ ist dieselbe geblieben, hie und da ist eine Lücke entstanden, für die draußen auf dem „guten Orte“ ein steinernes Denkmal zeugt. Aber der Lebensbaum setzt immer neue Triebe an. Noch war die neue Zeit nicht gekommen, die aus diesen still abgelegenen Gassen die Bewohner wie mit Feuerrufen aus ihrer Ruhe aufjagte, daß sie in wilder Hast aufbrachen, die Stätten ihrer Geburt und die Stätten, wo ihre Eltern begraben lagen, nicht eilig genug hinter sich sehen konnten, und dahin und dorthin ihre leicht bewegliche Habe trugen, unbekümmert darum, ob sie nicht ein neuer Sturm bald wieder der jüngst gewählten Heimat entführen werde. Die Fittige, die später so rasch sich hoben, waren damals noch gesenkt: still war die Luft ringsum und fast bleiern drückend. Was sich heben wollte, wurde in

seiner ersten Kraftanstrengung lahm; was hinausstrebte, das ward von hundert und aber hundert Mächten zurückgehalten in Gestalt von Gesetzesparagraphen, die über jeden Schritt und Tritt der „Gasse" wachten und es nicht zuließen, daß ein freies Menschenthum auch auf Jene ausgedehnt werde, in deren uralt-heiligem Gesetzbuch das Gebot wie mit Flammenschrift durch alle Jahrhunderte leuchtet: Gleiches Maaß und gleiches Recht soll zwischen Dir sein und dem Fremdlinge, der in Deinem Lande haust. Noch lebten, mühten und freuten sich, rangen und starben die Menschen in den „Gassen," wie sie seit unvordenklicher Zeit gelebt, sich abgemüht und gefreut, wie sie gerungen hatten und dann gestorben waren. Noch war es nur sehr Wenigen gelungen, den Zauberbann zu brechen, der mit der Wucht eines eisernen Gesetzes auf diesen gemiedenen, abgeschlossenen Häusern und Menschen lag; unter diesen war das Kind des Vorbeters. Was war aus Bella, der Tochter David Brod's geworden?

Die „Gasse," die Menschen und Zustände hatten sich also nicht gewandelt. Wenn das Fest der grünen Laubhütten herannahte, wurden wieder die hölzernen Hütten aufgerichtet; Bauern brachten den walddouftenden Schmuck, und dachten oder wollten noch immer nicht darüber nachdenken, warum nicht auch Abraham und Isaak Antheil an dem Walde haben sollten, um daraus Tannenreisige

für ihre Laubhütten zu holen. Wenn die Hütte dann aufgerichtet war, liefen noch immer die Kinder in freudiger Geschäftigkeit umher, saßen mit gerötheten Wangen bei Nüssen und Aepfeln, die sie mit Rauschgold bekleideten; und freuten sich, wie das Alles glänzen und funkeln werde am Abende, wenn man die Kerzen angezündet hatte und die trauliche Laubhütte mit einem Segensspruche des Vaters eingeweiht wurde! Achtmal war dies geschehen, seitdem ein Kind der „Gasse" diese vergoldeten Aepfel und Nüsse verächtlich angeblickt und die Blumen aus dem Garten des Grafen für weit schöner erklärt hatte!

Was war indessen aus der Tochter des Vorbeters geworden?

Die es wissen sollten, wußten es längst nicht mehr. Wenn man den Vorbeter darum fragte, so schüttelte er den Kopf und höchstens sagte er mit einem Tone von Verbissenheit, den man früher an ihm nicht kannte: „Was soll mit ihr sein? Sie wird singen!" und wenn Feiwelmann, der Baß, Rede stehen sollte, so war seine gewöhnliche Antwort: „Ein Karfunkel braucht schon einige Zeit, bis er geschliffen ist." Das Eine war klar: weder David Brod noch sein Baß schienen mit Sicherheit zu wissen, was aus Bella geworden. Längst hatte der alte Vorbeter es aufgegeben, in ihren hie und da einlangenden Briefen nach jenen Worten und Ausdrücken

zu suchen, die nur ihm wie geheimnißvolle Offenbarungen klangen ... denn die Briefe trafen nicht mehr ein. Was war aus dem Kinde geworden? Droben im gräflichen Schlosse wußten sie es auch nicht, oder sie gaben höchstens ausweichende Antworten. Der Graf weilte noch immer in der Ferne auf Reisen; Niemand konnte Auskunft geben, wenn seine Rückkehr zu erwarten war. Einmal kurz vor Beginn des Laubhüttenfestes war Feiwelmann, der Baß, wieder auf dem Schlosse gewesen. Da hatte man ihm im Namen des Grafen für David Brod eine nicht unbedeutende Geldsumme eingehändigt und ihm dabei gesagt, ein gleicher Betrag würde jährlich an ihn ausbezahlt werden; er möge „einstweilen" sich damit begnügen und nicht weiter nachforschen; das Geld käme nicht vom Grafen. Er sollte sich damit gütlich thun, die Zeit der Kümmerlichkeit und des Darbens sei vorüber!

Bella lebte also? Was war mit ihr geschehen?

All das hatte Feiwelmann, der Baß, getreulich dem Vorbeter berichtet. Aber als er ihm das Geld einhändigen wollte, stieß David Brod einen markdurchschütternden Schrei aus, wie er in diesem Hause noch niemals war gehört worden. Mit krampfhaft zitternden Händen schob er das dargereichte Geld zurück.

„Verbrenn' es oder zerstampf's!" schrie er. „Was will sie mir damit abzahlen? Die Thränen, die ich

um sie geweint habe? Das zerbrochene Herz? Daß ich nicht weiß, ob sie lebt, ob sie gestorben und verdorben ist? Was will sie damit mir abkaufen?"

Und als Feiwelmann in tiefster Bekümmerniß sagte: „David, Du kannst das Geld ruhig behalten, von Bella kann gar nichts Schlechtes kommen," da packte ihn der alte Mann mit der Kraft eines Jünglings an der Schulter und schrie:

„So sagst Du, weil sie nicht Dein Kind ist, und weil Du die Schuld trägst, daß ich sie weggegeben habe. Wirst Du vielleicht Dich zur Schiwe (siebentägigen Trauer) hinsetzen, wenn Du hören wirst, das Kind sei mir abgestorben? Wirst Du Dir Deinen Rock zerreißen?"

„Bella lebt aber!" rief Feiwelmann.

Da brach die fieberhaft aufgestachelte Kraft des alten Mannes in sich zusammen:

„Feiwelmann," sagte er schwach, „Du wirst errathen, was in mir vorgeht, Dir brauche ich nichts Anderes zu sagen. Aber besser wäre es, ich könnte mich hinsetzen auf einen niedrigen Schemel und um mein gestorbenes Kind trauern, als so zu leben und nicht zu wissen ob sie mir gestorben ist . . . und lebt dabei . . ."

Der Baß nahm das Geld zu sich uud brachte es in sichere Verwahrung.

In der Gasse unterhielten sich aber die Leute mit

der in allen Formen einer sicher verbürgten Thatsache verbreiteten Neuigkeit, David Brod werde es von nun an nicht mehr nöthig haben, Vorbeter zu sein; David Brod könne sich nun auf seine alten Tage pflegen und gütlich thun, denn seine Tochter, die häßliche Bella, schicke ihm nun Geld, so viel als er nur brauche, und die kleine Bella sei eine große Sängerin geworden!

Wie die Leute das nur wußten! Sie lasen kein gedrucktes Blatt; in ihre Stuben flatterte keiner jener papiernen Boten, der ihnen Kunde brachte aus der großen und kleinen Welt; die Wenigsten unter ihnen ahnten, daß es außerhalb ihres mühevoll in Drangsal und Arbeit ringenden Lebens ein Reich der Kunst gebe ... und doch sprachen sie die Wahrheit.

Das Kind des Vorbeters war in der That eine große Sängerin geworden.

In einer großen Stadt Oberitaliens war eines Abends das ganze im Theater versammelte Publikum in der furchtbarsten Aufregung; man schrie, lärmte und pfiff, der Vorhang wollte nicht in die Höhe gehen, die Stunde des Beginn's war längst vorüber. Da, als der Lärm und das Toben alle Grenzen überschritt, trat der Impresario des Theaters unter tiefen Bücklingen vor die Lampen ans Orchester und meldete mit gramumhüllter Stimme: Er habe dem hochgeehrten Publikum eine bedauerliche Mittheilung zu machen, die aber Nieman-

den tiefer und schmerzlicher berühre, als ihn selbst. Die erste Sängerin nämlich, die die „Norma" singen sollte, sei plötzlich auf Ernstlichste erkrankt; es habe aber in der Eile, da keine andere Vorstellung so schnell vorgeführt werden könne, eine junge Sängerin, die bisher in zweiten und dritten Rollen beschäftigt gewesen, sich erboten, die Stelle der erkrankten ersten Künstlerin zu vertreten. Ob das hochgeehrte Publikum zu diesem durch die Umstände gerechtfertigten Wagestück seine Erlaubniß geben? ob es das junge Mädchen mit Nachsicht behandeln wolle? Ein wüthendes Geschrei folgte als Antwort auf die Anrede. Einige riefen dem Impresario zu, ob sie gekommen seien, um mit unreifem Obste bewirthet zu werden; andere wieder schrieen, sie wollten das junge Mädchen sehen und diese trugen endlich den Sieg davon. Die Musiker stimmten die Ouvertüre an, darauf ging der Vorhang in die Höhe und die Oper konnte beginnen. Der einleitende Chor wurde kaum angehört, denn noch hatten sich in dem weiten Saale die wild aufgeregten Leidenschaften nicht beschwichtigt. Da trat ein junges, dem Anscheine nach zwanzigjähriges Mädchen auf die Bühne ... die Priesterin Norma. Ein weißes wallendes Gewand umwogte ihr zwar nicht hohe, aber im schönsten Ebenmaße gebaute Gestalt; in den schwarzen Haaren lag ein Kranz von grünem Laub, aber ihr Antlitz war tief bleich und die

Augen schienen nach Schutz zu suchen. Sie sang... und als spät nach Mitternacht der Vorhang niederfiel, stand eine unbestreitbare Thatsache fest: Mit Isabella Brodini, so hieß die junge, stimmgewaltige Sängerin, war ein glanzvoller „Stern am Himmel" der Kunst aufgegangen!

Das Alles wußten die Leute in der stillen böhmischen Gasse nicht; sie wußten auch nicht, daß von jenem Abende an der Siegeslauf einer Künstlerin begann, deren Vater ihnen an Sabbaten und Feiertagen die heiligen Gebete vortrug; daß der „Karfunkel" einen solchen Glanz, ein solches Leuchten um sich her ausstreute, um den Glanz und das Leuchten anderer Edelsteine neben sich erblassen zu machen. Wohin das bleiche Mädchen mit den großen Augen und der lerchenhaften Stimme kam, war es, als ob den Menschen eine neue Offenbarung über das Walten des Göttlichen in einem irdischen Geschöpfe entgegengetreten wäre. Alles das wußten die Leute nicht, und doch behaupteten sie, aus dem Kinde ihres Vorbeters sei eine große Sängerin geworden! Woher war ihnen diese Kunde gekommen?

Eines Tages kam Saul Weißfisch, der säbelbeinige Schneider, zu David Brod.

„David!" sagte er, „Euer Kind ist jetzt etwas Großes geworden; da muß sie sehr schöne Briefe schreiben, und ich bin all mein Leben ein Freund von schönen

Briefen gewesen, schon wie ich auf der Wanderschaft noch war, und mein jetziges Weib noch meine Braut war. Darum möcht' ich Euch bitten, zeigt mir, was Euch Euer Kind schreibt; ich kann mir denken, was so eine große Künstlerin schreiben kann!"

„Ich habe keine Briefe," schrie der Vorbeter und ein ergrimmtes Antlitz drohte dem erschrockenen Schneider zu.

„Ihr habt keine Briefe von Eurem Kinde!" rief Saul Weißfisch erschrocken. Dann lächelte er fein und boshaft.

„David Brod," sagte er mit aufgehobenem Finger, „wollt Ihr auf Euere alten Tage mir, Saul Weißfisch, gegenüber, den Min (Heuchler) spielen? So gut ich Saul Weißfisch heiße, so gut habt Ihr Briefe von Euerer Tochter. Mir werdet ihr einreden wollen, daß Ihr keine Briefe habt? Ihr wollt sie nur nicht vorweisen, weil Ihr fürchtet, ich könnte daraus erfahren, daß Ihr nun ein reicher Mann seid, dem seine Tochter ungezähltes Geld schickt, und daß die Gemeinde Euch vielleicht etwas von Eurem Gehalte abziehen könnte! David Brod, was seid Ihr doch für ein Min geworden!"

Das ist das bitterste eines bekümmerten Herzens, wenn die platte Gemeinheit es wagt, die plumpe Hand an das Heiligthum unserer Empfindung zu legen, in

unserer Schweigsamkeit Berechnung zu erblicken, die darauf loszielt, die blöde Neugierde des Nachbars in Unklarem zu erhalten! David Brod konnte ein schönes Liedlein davon singen.

Eine grauenhafte Vereinsamung warf immer tiefer fallende Schatten um den alten Mann; nicht einmal der einzigen Seele gegenüber, der sein geheimnißvolles Leiden offen vor Augen lag, konnte es gelingen, sie von ihm fern zu halten. Zwischen David Brod und seinem Freunde Feiwelmann lag etwas wie ein blankes Schwert, das jede Annäherung ihrer Seelen unterbrach. Sie wohnten und aßen miteinander; sie saßen sich gegenüber; wenn aber die Rede auf diejenige kam, die der Eine als eine Todte ansah, während sie in dem Herzen des Andern in Glanz und Herrlichkeit und ungetrübter Lebendigkeit thronte, dann klaffte der unheimliche Riß, der ihren Bund in zwei unheilbare Hälften auseinander gerissen hatte. Diese innere Entfremdung nahm von Tag zu Tag zu; trat sie einmal äußerlich zurück, so daß es schien, als hätten sich die Beiden wiedergefunden — so zeigte es sich bei einer andern Gelegenheit, daß der Groll des Vorbeters von seinem üppig wuchernden Gedeihen nichts verloren hatte. Das war einmal so weit gegangen, daß Feiwelmann der Baß, seiner Natur untreu, zornig aufgestanden und geäußert hatte:

„David Brod, ich sag' es Dir, wenn Du Dich nicht änderst, so schnür' ich mein Bündel und gehe wieder nach Baiern zurück.“

„Warum nicht, Feiwelmann,“ hatte dagegen David Brod gesagt, „da hast Du nicht weit nach Frankfurt am Main und kannst wieder Deinen großen Künstler spielen sehen.“

Dieser höhnischen Anspielung gegenüber, die deutlich bewies, daß aus dem Gedächtnisse des alten Mannes auch nicht die leiseste Erinnerung an jahrelange Erlebnisse geschwunden war, fühlte sich Feiwelmann schwach wie ein Kind.

„Hab' ich denn schon gesagt,“ rief er stotternd, „daß ich gehen will? Bis Du nicht Deinen Stecken nimmst, und jagst mich auf und davon, gehe ich nicht von Dir. Was soll ich auch in Baiern thun? In Böhmen gefällt es mir, da will ich bleiben.“

In einer Nacht wachte Feiwelmann, der Baß, in seiner Kammer, es war dieselbe, die einst dem Kinde des Vorbeters zur Schlafstätte gedient hatte, länger als es seine Gewohnheit war. Er konnte keinen Schlummer finden; sein Gehirn war in Folge einer jener peinlichen Unterredungen mit David Brod, die jetzt öfters stattfanden, tief aufgeregt, alle Ruhe war von ihm gewichen. Sollte er wirklich sein Bündel schnüren und sein Mutterland Baiern wieder aufsuchen? Seine Hab=

seligkeiten waren bald schnell gepackt . . . dann ein Sprung durch das niedere Fenster und er war außer dem Bereich des Grolles und des nagenden Kummers, der ihm stündlich und täglich seine Tage vergällte. Da durchzuckte ihn ein merkwürdig „wilder“ Gedanke, sein Gesicht flammte hoch auf, all sein Denken und Fühlen war wie ein glühender Erzstrom in Fluß gerathen.

Er setzte sich hin und schrieb folgenden Brief:

„Herrlicher Karfunkel in der weiten, weiten Welt! „Wie ich noch ein Kind war zu Hause in Baiern, da hat mir einmal eine alte Frau ein Mährchen erzählt, welches ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe. Ein Königskind war seinen Eltern geraubt und von den Räubern in einen großen finstern Wald gebracht worden. Wie es älter ward, war aus ihm selber ein Räuber geworden, den man gefangen genommen und vor das Angesicht des Königs gebracht hat. Da hat man den Räuber gefragt, wer er sei und von welchen Eltern er abstamme, da hat er geantwortet: Eltern habe er keine gehabt, nur an das Eine könne er sich erinnern, daß er in seiner Kindheit mit etwas Glänzendem gespielt habe, was gerade so aussehe, wie die Krone auf dem Haupte des Königs.

Da ist der König ihm um den Hals gefallen und hat ausgerufen: „Du bist mein Kind.“

Und so eine Krone, glaube ich, mit der man in

seiner Kindheit gespielt hat, besitzt jeder Mensch, und wenn er noch so alt wird und sich verändert, das goldene Spielzeug geht ihm nicht aus dem Kopfe, und wenn die Todten reden könnten, würde vielleicht mancher sagen: Es war mein letzter Gedanke! Für mich ist und war diese Krone ... eine hölzerne Truhe, in welcher meine Mutter (mit der der Friede sei) ihre guten Sachen aufgehoben hat: ihre goldene Haube, ihre Feiertagskleider und unten auf dem Boden auch ihre einstigen Sterbegewänder! Wenn die Mutter diese Truhe aufgemacht hat, war es mir stets, als müßte ich mich auf etwas Besonderes freuen; der Schlüssel hat so merkwürdig geknarrt und die große Truhe hat gekracht, als hätte sie sagen wollen: Es ist ganz gut, daß ihr mir einmal Luft macht, ich kann es fast nicht aushalten. Und noch jetzt höre ich das Geknarre des Schlüssels und das Krachen der Truhe! Wie geht es denn Dir, herrlicher Karfunkel, in der weiten, weiten Welt? Hast Du denn keine Krone aus Deiner Kindheit, nicht einmal eine armselige Truhe, wie ich eine gehabt habe? Hast Du denn nichts, gar nichts, was Dich an diese Kindheit und an uns erinnert? ... Von mir will ich gar nicht reden, was bin i ch, einem Karfunkel gegenüber? Und dennoch red' ich mir ein, Du mußt manchmal daran denken, wie Du mir verboten hast, beim Singen die Hand an die Backe zu legen! Wenn ich

aber auf Deinen Vater David Brod sehe, so thut mir mein Herz wehe! Hast Du denn gar nichts, leuchtender Karfunkel, kein Spielzeug, keinen Schlüssel, der knarrt, keine Truhe, die kracht, wenn man sie aufschließt; kein Trenderl, welches sich kreiselt, nichts, gar nichts, was Dich an ihn gemahnt? Unsere Laubhütte ist alt geworden und wenn wir sie mit Gottes Hilfe im nächsten Jahre wieder aufrichten, muß Johannes der Zimmermeister, der in der Klostergasse wohnt, ein Paar neue Bretter hineinarbeiten. Auch David Brod ist alt geworden, aber ob Einer außer Dir im Stande ist, ihm ein Paar neue Lebensbretter zu verschaffen, das weiß ich nicht. Denk' an diese Bretter, Karfunkel ... denn es könnte bald geschehen, daß andere Leute daran denken müssen, Leute, die mit dem „guten Ort" zu thun haben, und dann wäre es zu spät. Krank ist er nicht, nur gewaltig müde. Im Uebrigen glaub' nicht, daß ich in Deiner Kunst Dich stören will. Gott der Lebendige weiß, wie fern mir in dieser Beziehung jeder Gedanke ist. Denn wer hat immer gesagt: David Brod's Kind ist ein Wunder von Gott? Und wer hat aufgehört, seine Backe beim Singen zu halten? war das nicht Feiwelmann der Baß? Und warum hat er aufgehört? Weil es ihm ein Kind geboten hat, auf das er mehr gehört hat, wie auf das Wort eines Kaisers! Verzeihe mir, daß ich das Alles so geradezu heraussage.

Aber ... Du hast Deinen Vater in acht Jahren nicht gesehen, und ich ... ich habe ihn stündlich vor Augen.

„Lebe wohl, leuchtender Karfunkel, dem ich bin in tiefster Ehrfurcht

Feiwelmann, der Baß."

Diesen Brief siegelte der Baß noch in der Nacht, trug ihn am andern Tage auf's Schloß, und übergab ihn demjenigen von den Bediensteten des Grafen, der ihm im Namen seines Herrn die von Zeit zu Zeit einlangenden Geldbeträge für David Brod einhändigte. Anfangs lächelte der Bedienstete so geheimnißvoll... und verweigerte dann entschieden die Uebernahme des Briefes. Aber Feiwelmann bat so inständig und gerieth in einen solchen Eifer, daß der Diener endlich das Versprechen gab, er werde das Schreiben an die bezeichnete Adresse gelangen lassen. Ob aber eine Antwort erfolgen werde? ...

Ach! wer Feiwelmann vom Schlosse kommen sah, so athemlos, das breite gutmüthige Antlitz von Schweißtropfen feucht, mit den Händen um sich arbeitend, als wollte er eine unsichtbare Macht von sich abwehren, hätte vermuthen können, der Baß habe in die Schatzkammer des Grafen einen kühnen Griff gethan, den er nun bergen wollte, und doch hatte er nichts Anderes gethan, ... als daß er seinen Brief an Bella in Sicherheit gebracht!

Der verdorbene Student.

„Kurz nach diesem in Feiwelmann's Augen so überaus wichtigen Ereignisse, kam des säbelbeinigen Schneiders Saul Weißfisch Sohn, Gottlieb, auch unter dem Namen „der verdorbene Student," in der Gasse bekannt, auf die Ferien nach Hause.

Mit dieser Bezeichnung ging die „Gasse" unstreitig viel zu weit. Gottlieb Weißfisch, der Mediziner, war durchaus nicht das, was man im Leben so oberflächlich einen schlechten Studenten nennt; aber weil er bereits durch volle zehn Jahre seiner Wissenschaft oblag, ohne daß er es zu einem Abschlusse als wohlbestallter Doktor brachte, während Gottlieb Weißfisch eigentlich nur der Wissenschaft in die allerletzten Geheimnisse hineinblicken wollte, wozu bekanntlich eine längere Zeit erheischt wird, als gewöhnliche Menschenkinder diesem Geschäfte zu widmen für gut befinden — darum nannten ihn die Leute einen verdorbenen Studenten. Anscheinend hatten sie wohl eine Art Berechtigung dazu, im Grunde jedoch verdiente der Sohn des Schneiders durchaus nicht diese Bezeichnung. Wenn man ihn hörte und ansah, war er eine Zierde der Universität, und nur die Professoren,

die ihm so „aufsäßig" waren, daß sie ihm bereits dreimal den Rath ertheilt hatten, die schlecht bestandenen Prüfungen noch einmal zu bestehen, wollten dies nicht anerkennen. Wie dem aber immer sei, in einer Beziehung, und man konnte dies des schlechten Studenten eigentliche Wissenschaft nennen, war Gottlieb Weißfisch geradezu groß. Er kannte das Theater durch und durch; kein irgendwie bedeutender Schauspieler und keine irgendwo berühmte Schauspielerin waren ihm unbekannt, und namentlich in der Oper, seinem Lieblingsstudium, bewies er staunenswerthe Kenntnisse. Der „verdorbene Student" war darum nur in den Augen der älteren Leute, die lieber einen „fertigen" Doktor in ihm gesehen hätten, ein Gegenstand stillwuchernden Spottes; für die jüngern dagegen hatte sich Gottlieb Weißfisch im Laufe seiner medizinischen Studien geradezu als unentbehrlich bewiesen. Was brauchten sie in's Theater zu gehen, wenn Gottlieb Weißfisch es über sich nahm, ihnen den Inhalt der berühmtesten Trauerspiele mit der vollständigen Deklamation und Gestikulation der „größten" Schauspieler und Schauspielerinnen auf das Getreueste wieder zu erzählen? Was hatten sie nöthig, die Oper zu besuchen? Durch Gottlieb Weißfisch kannten sie die schönsten Arien aus dem „Don Juan," aus dem „Freischütz," aus „Robert dem Teufel" und anderen Opern, die er ihnen mit schmelzender Stimme so lange vor-

sang, bis sie sie auswendig wußten. In diesen Kreisen war also der „verdorbene Student“ eine hochangesehene Persönlichkeit, auf deren Ankunft in den Ferien Monate zuvor erwartungsvolle Gemüther gerichtet waren!

An einem Sabbathnachmittage saß Gottlieb Weißfisch, der „verdorbene Student,“ in der Werkstätte seines Vaters, um ihn eine zahlreiche Gesellschaft von jungen Mädchen und Männern, die alle gekommen waren, ihrem Abgotte die schickliche Anstandsvisite zu machen, denn er war erst Tags zuvor in der Heimat eingetroffen. Auch Feiwelmann, der Baß, war da, der sich merkwürdiger Weise mehr zu der Jugend als zum Alter hielt. An diesem Nachmittage war Gottlieb Weißfisch bei besonders guter Stimmung; er gab alle Opern zum Besten, die er seit Jahresfrist gehört, und auch mit dem Inhalte zweier Trauerspiele war er bereits fertig geworden. Seine Zuhörerschaft schwamm in Entzücken, und manches feuchte Mädchenauge schien verrathen zu wollen, wie Schade es doch sei, daß der „verdorbene Student“ in den Augen besorgter Eltern eine so ungünstige Figur vorstellte.

Unter anderem hatte Gottlieb Weißfisch auch eine Arie aus der damals besonders viel genannten „Norma“ seinen Bewunderern zum Besten gegeben; am Schlusse rief er traurig und mit der Miene eines wahrhaft Unglücklichen aus:

„O! wie bedauere ich es, daß es mir nicht gegönnt war, noch diese eine Woche in Prag zu bleiben. Welch' ein Kunstgenuß stand mir bevor? Heute tritt die göttliche Brodini auf, der ein ungeheurer Ruf vorangeht, und ich, ich bin nicht in Prag!"

Mitleidige Rufe aus den Reihen der um ihn dicht geschaarten Gesellschaft belehrten ihn, wie tief bedauerlich diese Thatsache jedenfalls sei.

„Wer ist die Brodini?" fragte ein schüchternes Mädchen von sehr sanftem Gesichtsausdruck.

„Sie wissen nicht, wer die Brodini ist?" belehrte sie Gottlieb Weißfisch mit jener überlegenen Miene, wie sie der Sage nach allen „verdorbenen Studenten" eigenthümlich sein soll. „Sie wissen nicht, wer die Brodini ist?" wiederholte er nochmals, die schüchterne Fragerin mit seinen Blicken anstarrend.

„Ich möchte es auch gerne wissen," ließ sich eine Stimme aus den hintersten Reihen der Gesellschaft vernehmen. Sie gehörte Feiwelmann, dem Baß, an, aber Niemand achtete darauf, welch' ein sonderbares Beben dieser Stimme innewohnte.

„Nun," ließ sich endlich Gottlieb Weißfisch, nachdem er sich eine geraume Weile an der Verwilderung seiner Zuhörerschaft stillschweigend geweidet, vernehmen, „nun, die Brodini soll eine der größten Sängerinnen sein, die die Welt seit langer Zeit gesehen. Ob sich dieser Ruf bewahr-

heitet, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn leider kann ich ihrem Auftreten nicht beiwohnen. Die Brodini ist übrigens nicht nur durch ihre Stimme so berühmt, man sagt auch, daß um ihre Herkunft ein geheimnißvoller Schleier gebreitet liege, den noch Niemand zu lüften im Stande war. Einige behaupten, sie sei eines vornehmen Grafen Tochter, die aus unbezwinglicher Liebe zur Kunst sich der Bühne gewidmet habe; Andere wieder verbreiten das unglaubliche Gerücht, sie gehöre uns an, und ihr Vater sei irgendwo in Ungarn oder Polen Vorbeter einer Gemeinde."

„Warum könnte das nicht sein?" fragte wieder jenes Mädchen mit dem sanften Gesichtsausdrucke.

„Weil sie dann nicht Isabella Brodini hieße!" antwortete der verdorbene Student in einem Tone, gegen dessen Felsenhärte alle Bedenken und weiteren Fragen nutzlos abprallten.

Jemand hatte lautlos, ohne daß es in der Werkstätte des Schneiders, der Triumphstätte des verdorbenen Studenten, bemerkt wurde, das Zimmer verlassen. Jemand war todtenbleich auf die Gasse getreten... und Keiner drin in der Stube unter Allen, die der dramatischen Vorlesung des Herrn Gottlieb Weißfisch mit so ungetheilter Aufmerksamkeit folgten, ahnte, mit welcher Entdeckung in dem Innersten seiner Seele Feiwelmann, der Baß, davon gegangen war.

Siehst Du schon die Thürme?

Nicht eher als bis die Sterne am Himmel standen und die Nacht vollständig hereingebrochen war, wagte es Feiwelmann, der Baß, nach Hause zu gehen. Wie sollte er seinem Herrn und Meister entgegentreten? Wie sollte er dem alten Manne eine Nachricht beibringen, deren bloße Umrisse vielleicht genügen würden, der schwachen Lebenskraft David Brod's verderblich zu werden? In der treuen Seele des „Baß" wogten die widerstreitendsten Pläne uud Entwürfe hin und her; bald wollte er mit der großen Nachricht wie ein Blitzstrahl niederfahren, indem er annahm, daß eine urplötzliche Ueberraschung wohlthätiger sich erweisen werde, als ein langsames Verschleppen und Vorbereiten... bald war er wieder zu der Frage an sich selbst gelangt, ob es überhaupt nicht besser sei, David Brod gar nicht zu sagen, wen er in „Isabella Brodini" vermuthe. „Was hat er überhaupt nöthig zu wissen, daß sie existirt?" lautete dieser Gedanke. „Sie ist ein Kind der Kunst geworden — und er heißt noch immer David Brod!" Bei dem letzteren Gedanken verweilte er jedoch nicht lange; dagegen sträubte sich sein Gemüth.

„Ein Vater bleibt ein Vater," wies er sich selbst zurecht, „und wenn er sie einmal vor seinem Tode wieder sehen kann, thue ich da nicht ein gutes Werk?"

So war es Nacht geworden.

„Gut Woch' und guten Abend, David!" rief er beim Eintritt in die Stube seinem Meister zu.

David Brod, der gerade den Segensspruch über Wein und Licht beendigt hatte, womit die Scheidung des Sabbats von dem Werkeltage vollzogen ward, nickte zu diesem Gruße nur leicht mit dem Kopfe.

„Bei Dir fängt ja die Woche gut an, Feiwelmann," sagte er nach einer Weile etwas spöttisch, „Du scheinst mir herzfreudig aufgelegt."

„Warum soll ich nicht herzfreudig aufgelegt sein?" rief Feiwelmann, der Baß, überaus lustig. „Ich habe heute, weil mir der verdorbene Student, Saul Weißfisch' einziger Sohn, so viel vom Theater erzählt hat, den Entschluß gefaßt, ich will einmal wieder einen großen Künstler sehen. Willst Du mit, David?"

„Nach Frankfurt am Main?" spöttelte der Vorbeter.

„Nein," sagte der Baß mit nachlässiger, gleichsam spielender Lustigkeit, „diesmal gehe ich nach Prag. Willst Du mit, David?

„Wie kommst Du mir vor, Feiwelmann?" rief der Vorbeter, indem er seinen Freund mit langen Blicken vom Kopf bis zur Fußzehe maß.

„Aufgelegt bin ich," meinte der Baß mit gesteigerter Lustigkeit, „warum soll mir das verwehrt sein? Giebt Jemand etwas dafür, wenn ich aussehe, wie ein drei-

tägiges Regenwetter? Da hat der verdorbene Student von einer gewissen Brodini Wunder über Wunder erzählt: sie soll die größte Sängerin sein, die die Welt seit langer Zeit gesehen hat, und was das Schönste ist, man sagt, sie ist die Tochter eines Vorbeters irgendwo in Polen oder Ungarn! Warum soll ich die Isabella Brodini nicht auch zu sehen bekommen? Und wenn es mich noch so viel kostet, ich gehe nach Prag und sehe mir Isabella Brodini an."

„Sei still, Feiwelmann!" unterbrach ihn plötzlich der Vorbeter.

Feiwelmanns Lustigkeit war in ihr gerades Gegentheil umgeschlagen; seine Haare sträubten sich vor Entsetzen, als er bemerken mußte, welche Veränderungen mit dem alten Manne vorgegangen waren. Hatte David Brod den Gebrauch seiner Sinne verloren? Seine Augen starrten in's Weite, um die schlaffen Mundwinkel spielte ein Zug, der auf eine vollständige Erschöpfung seiner Verstandskräfte hinzudeuten schien.

„Sei still, Feiwelmann," rief er noch einmal, „und laß mich nachdenken."

Dann fuhr er mit den Händen nach der Stirne.

„Wie ist mir doch?" schrie er mit markdurchschütternder Stimme. „Ist s i e es?"

„Sie ist's!" sagte Feiwelmann.

„Mein Kind!" ich soll mein Kind wiedersehen!" rang

es sich in wiederholtem Aufschreien über die Lippen des alten Mannes.

„Weißt Du denn schon so mit aller Gewißheit, daß sie es wirklich ist?“ glaubte der Baß hinzusetzen zu müssen, um die Erregtheit des Vorbeters einigermaßen zu dämpfen.

David Brod lächelte schwach.

„Laß nur, Feiwelmann,“ sagte er, „laß nur. Ich begreife, warum Du mir einreden willst, daß sie vielleicht es doch nicht sein kann. Laß nur, laß nur! Du wirst sehen, sie ist es. Gott wird das mir nicht anthun. Wird er mich zuerst erfreuen wollen, und wenn ich den Becher Wein an die Lippen geben will, wird er mir ihn wegstoßen? Nein, Feiwelmann, ich glaube, Du bist zu vorsichtig. Du wirst sehen, sie ist's.“

In überströmenden Worten brach sich nun die Sehnsucht des alten Mannes nach seinem Kinde Bahn. Feiwelmann vernahm Herzenslaute, wie er sie unter dem Groll und der versäuerten Stimmung des Vorbeters nicht geahnt hatte, und eine Art heiliger Scheu hatte ihn ergriffen, in diese Offenbarungen eines wunden Gemüthes mit irgend einer Aeußerung hineinzugreifen.

In derselben Nacht wurde zwischen den beiden Männern der Plan festgesetzt, die Reise nach Prag schon morgen anzutreten. Niemand solle darum wissen, Fei-

welmann solle das Gerücht aussprengen, David Brod sei in eine benachbarte Gemeinde gegangen, um dort eine alte, hundert und zehn Jahre alte Muhme zu besuchen. Morgen nach dem Frühgottesdienste wollten sie aufbrechen, und zu Fuß müßten sie gehen, sagte David Brod, denn im Wagen halte er es nicht aus. Welche Nacht verfloß für die Beiden!

In aller Stille verließ am andern Morgen David Brod mit seinem Gefährten die Gasse. Kräftig und hoch aufgerichtet schritt der alte Mann neben dem weit jüngern einher. Als sie schon auf der Straße sich befanden, die gegen Prag führt, wandte sich der Vorbeter, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, hastig an seinen Reisegenossen.

„Du hast doch das Geld mitgenommen, Feiwelmann,“ fragte er.

„Welches Geld?“

„Was man Dir in ihrem Namen auf dem Schlosse gegeben hat?“

„Es ist bei mir.“ —

Dann kamen sie an dem „guten Ort,“ vorüber, der hart an der Straße mit seinen verwitterten Grabsteinen sich befindet.

„Geduld' Dich eine kleine Weile, Feiwelmann,“ sagte David Brod, „ich muß mir von da drinnen eine kleine Wegzehrung holen.

Nach einer Weile trat er durch das schmale Friedhofsthor wieder auf die Straße.

„Und jetzt laß uns große Schritte machen, Feiwelmann," rief er mit unsicherer Stimme, „wir haben einen weiten Weg vor uns."

Wovon wohl die beiden Männer auf dem weiten Wege sprachen? Meistens schritten sie sprachlos neben einander; hie und da kam es zu einer Aeußerung, die seltsamer Weise auch nicht in der leisesten Beziehung zu dem Gegenstande ihrer Sehnsucht stand. Kaum, daß sich David Brod auf das Zureden seines Gefährten die kurze Zeit gönnte, um unter einem Baume, der an der staubigen Heerstraße stand, die müden Glieder ein wenig rasten zu lassen. Der alte Mann schien, je weiter sie kamen, an Kräften zu wachsen, Müdigkeit war ihm ein inhaltsloser Begriff geworden. Wenn Feiwelmann rasten wollte, fragte er: „Sieht man noch nicht die Thürme?" trotz dem sie noch Meilen weit von der bömischen Hauptstadt entfernt waren. Die Nacht war angebrochen, als sie den „Brandeiser" großen Wald erreichten.

Da sagte Feiwelmann:

„David, es wird am Besten sein, wenn wir drin in Brandeis unser Nachtquartier nehmen, Du weißt, was in dem finstern Wald seit jeher vorgegangen ist, und

was man noch von ihm erzählt. Ich habe auch das Geld bei mir."

„Fürchtest Du Dich?" rief der alte Mann.

„Ja!" sagte der Baß, der im Grunde seines treuen Herzens nur nach einem Vorwande suchte, um seinen Herrn und Meister zur Ruhe zu bestimmen. „Was fragt so ein Räuber oder Mörder darnach, was David Brod und sein Baß in Prag vorhaben?"

„So sag' ich Dir, Feiwelmann," rief der Vorbeter in markigen Tönen, „wer auf dem Wege zu seinem Kinde ist, den läßt Gott nicht umkommen. Der Wald wird uns nichts thun. Uud dann weißt Du ja auch, was man zu sagen hat? . . ."

Als sie in die nächtigen Schatten des Waldes traten, begann David Brod mit lauter Stimme in den heiligen Lauten der Offenbarung den Psalm des frommen Königs, den man anstimmt, wenn ein Todter zur Ruhe bestattet wird:

„Der da sitzet im Schirm des Allerhöchsten, im Schatten des Allmächtigen sich berget, der spricht zu Gott: „mein Schutz und feste Burg ist Gott, auf den ich traue; denn er wird mich erretten aus des Voglers Schlingen, aus der verhängnißvollen Pest! Mit seinen Schwingen deckt er Dich, unter seinen Flügeln bist Du geborgen, Schild und Panzer seine Treue! Du fürchtest Dich nicht vor dem Grauen der Nacht, vor dem Pfeil,

der bei Tage schwirrt, vor der Seuche, die im Finstern schleicht, vor der Pest, die am Mittag wüthet."

Der anbrechende Morgen warf seine ersten Boten über den Himmel, über die noch schlummernde Welt; in einem Stoppelfelde hart an der Straße erhob sich eine frühgeweckte Wachtel, die ihr Lied begann; im fernen Hintergrunde hob sich aus dem grauen Dufte der Dämmerung ein Etwas ab, das hoch in den Lüften glänzte und glitzerte.

„Ich seh' die Thürme!" rief Feiwelmann, der Baß.

David Brod aber stimmte mit weithin tönender Sprache die letzten Verse des Psalmes an.

„Dir begegnet kein Unglück, keine Plage nahet Deiner Hütte! Denn er befiehlt seinen Engeln, daß sie Dich wahren auf allen Deinen Wegen; auf den Händen werden sie Dich tragen, daß Dein Fuß nicht stoße an einen Stein. Ueber Leu und Otter wirst Du schreiten, Löw und Drachen mit Füßen treten."

Es war helllichter Tag geworden, als sie durch das düstere „Poritzer" Thor schritten. Sie waren in Prag! Von diesem Augenblicke an trat in der äußeren Erscheinung des alten Mannes eine seltsame Wandlung hervor. Die Mühe der weiten Wanderung schien erst jetzt über ihn gekommen zu sein; seine Lippen waren schmerzlich geschlossen; er erhielt sich kaum aufrecht auf den Beinen. Dennoch verrieth er durch keine Aeßerung,

wie sehr ihn die Mattigkeit übermannt hatte. Nur als sie durch den „alten Pulverthurm" schritten, von dem aus der Weg durch die „Zeltnergasse" über den „Altstädter Ring" in die düstern Gassen des Ghetto's führt, sagte David Brod, indem er den Arm seines Gefährten krampfhaft drückte:

„Feiwelmann, wenn sie es doch nicht wäre!?"

Ein Mann mit einer weißen Schürze klebte gerade ein gedrucktes Papier an die alte Mauer des Thurmes. Wiewohl flüchtigen Blickes hatte Feiwelmann, der Baß, doch erkannt, daß es der Theaterzettel der heutigen Vorstellung war; denn mit großen Buchstaben war darauf zu lesen: „Die Hugenotten,"

große Oper von Meyerbeer.

„Fräulein Isabella Brodini als Valentine."

Feiwelmann verschwieg aber seine Entdeckung!

Im Theater.

Erst jetzt, nachdem der Baß seinen alten Meister in einem jener kleinen Einkehrhäuser, wie sie die engen Gassen und Gäßchen der böhmischen Hauptstadt so zahlreich aufweisen, untergebracht hatte, wo David Brod, in einem Stuhle sitzend, fast augenblicklich in einen tiefen Schlaf gefallen war, fiel es Feiwelmann felsen-

schwer auf die Seele, welche Verantwortlichkeit er übernommen, wie unbesonnen er sich und den Vorbeter in die Gefahren eines Unternehmens gestürzt hatte, dessen Ausgang von fast undurchdringlichen Nebeln bedeckt war.

„Wenn sie es nun doch nicht wäre!“

Schauer, wie vor einem nahenden Gerichte überfielen ihn. Wenn er den alten Mann getäuscht hatte, wie sollte er dann vor ihm bestehen? David Brod konnte den Tod davon haben, und er hatte ihn auf der Seele; er hatte den letzten Streich diesem ohnehin in seinem innersten Marke wunden Baume versetzt! Erst jetzt ward er über den merkwürdigen „Leichtsinn“ sich klar, der ihn verleitet hatte, einem Lügner, wie Gottlieb Weißfisch, der verdorbene Student, Glauben zu schenken. Welch ein böser Geist hatte ihn in seiner Macht gehabt? Weil sie Isabella Brodini hieß, mußte sie die Tochter David Brod's sein?

Feiwelmann schlich sich zur Kammer hinaus, wo der Vorbeter in ruhigem Schlummer lag; er wurde der einmal aufgestachelten Unruhe seines Gemüthes nicht los. Aus seiner ersten Jugend kannte er noch das Straßengewimmel Prags; ohne es zu merken, war er mitten hineingekommen, aber wohin er immer trat, überall hin schwirrte und gleitete ihm der Ruf seines Gewissens und die Frage des Vorbeters nach:

„Wenn sie es nun doch nicht wäre?!"

An einer Straßenecke standen einige Menschen, die den dort aufgeklebten Theaterzettel lasen; Feiwelmann drängte sich unter sie. Wie ihn die schwarzen Buchstaben, die den Namen: Isabella Brodini weithin leserlich verkündeten, mit zauberhafter Gewalt bannten, wie seine Augen immer wieder dahin zurückkehrten! Das sollte der Name des Kindes sein, das ihm und David Brod bei ihren Gesängen für die Synagoge als „Fistel zugehalten" hatte! Das sollte Bella sein, die ihm verboten hatte, die Hand während des Singens an die Backe zu stemmen? Lebendiger Gott! sie kann das nicht sein! Er hatte sich, er hatte den alten Vater betrogen!

Dann fielen seine Blicke unwillkürlich auf den Namen des Compositeurs der „Hugenotten"; er las Giacomo Meyerbeer!

„Meyerbeer!" sprach es in ihm. „Wer ist Meyerbeer! Klingt das nicht so, als ob er zu uns gehörte, als ob er Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute wäre!?"

Feiwelmann's Herz begann laut zu pochen, seine Augen zu leuchten; seine Seele hob sich aus den tiefsten Abgründen der Verzweiflung zu der Höhe eines wunderbaren Gedankens.

„Wenn er der große Künstler ist und sein Vater

hat ihn doch Meyerbeer genannt, warum soll das Kind nicht auch eine große Künstlerin geworden sein, wenn es auch David Brod's Tochter ist?"

Dann drängte sich ihm ein anderer Gedanke siegreich auf.

„Wäre das nicht eine wunderbare Schickung Gottes, daß sie gerade heute, wo David Brod und ich in Prag sind, in einer Oper auftritt, die Einer gemacht hat, der Meyerbeer heißt? Warum soll ich denn nicht daran glauben, daß ihr das ein guter Geist zugeraunt hat, der vielleicht im Traume zu ihr gekommen ist und ihr gesagt hat: Dein Vater und Feiwelmann, der Baß, sind hier?!"

So in Sinnen und Gedanken, die ihn bald lachend umgaukelten, bald wieder traurig anmutheten, war der Baß in eine große, prachtvolle Straße getreten. In der Mitte dieser Straße stand ein dreistöckiges, weitläufiges Gebäude, das sich schon aus der Ferne als ein Gasthof ersten Ranges kundgab. Wagen fuhren vor und fuhren ab, und in der Vorhalle stand ein Mann mit einem breiten, schwergestickten Bande über Brust und Schultern, der ein mit einem glänzenden Knopfe versehenes spanisches Rohr in der Hand hielt und den Hut demüthig abzog vor jedem ab- und zufahrenden Wagen.

Zwei junge Männer kamen aus dem Hause.

„Sie spricht vortrefflich deutsch,“ hörte er den Einen sagen, „so italienisch auch ihr Name klingen mag.“

„Und,“ sagte der Andere, „hast Du ihre Physiognomie genau beobachtet? Mich gemahnt etwas in ihrem Antlitze, was ich nur in den schönen Mädchengesichtern der „breiten“ oder „goldenen“ Gasse zu finden gewohnt bin.“

„Du glaubst doch nicht auch an das alberne Märchen —?“

„Daß sie eines jüdischen Vorbeters Tochter ist? Nun, mein Freund, ich bin versucht, es als kein Märchen zu betrachten.“

Die jungen Männer entfernten sich, Feiwelmann war vor dem großen Hause stehen geblieben. Schwindel hatte ihn ergriffen, wie im Wirbeltanze drehte und wogte Alles um ihn herum. Sie wohnte also hier, und er, Feiwelmann Baß stand unter ihren Fenstern, und David Brod schlief in seinem dunklen Kämmerchen den Schlaf der Müden, und eine Stadt umfing sie alle Drei! Gott der Allmächtige sei gepriesen dafür!

Ein Wagen fuhr pfeilschnell zum Hause hinaus; eine Dame saß darin. Der Mann in der Vorhalle, mit dem riesigen Stocke in der Hand, sprang rasch zur Seite und grüßte demüthig mit abgezogenem Hute.

Feiwelmann näherte sich schüchtern dem Manne.

„Wer war die Dame in dem Wagen?“ fragte er im Tone der tiefsten Unterwürfigkeit.

Der Mann sah verwundert auf den seltsamen Frager.

„Das war Fräulein Brodini, die berühmte Sängerin, die hier bei uns wohnt,“ belehrte ihn gnädig der Mann und wandte sich von ihm ab.

Schon war Feiwelmann nahe daran, sich dem Manne zu entdecken, und ihn zu bitten, wenn die berühmte Sängerin wieder nach Hause käme, ihr nur einfach zu sagen: Feiwelmann, der Baß, wäre da gewesen. Auch das treuherzige Gemüth des „Baß“ konnte der Versuchung des Stolzes nicht entgehen. Wie mußte seine Persönlichkeit in den Augen des unfreundlichen Mannes im Werthe steigen, der ihn kaum einer Antwort würdigte! Zum Glücke kehrte ihm die ruhige Besinnung alsbald zurück.

„Nein! nein!“ beschwichtigte er sich selbst; „jetzt nicht. Sie könnte erschrecken und das würde ihr beim Singen Schaden bringen. Ich kenne so etwas an mir, und wie könnte ich das vor mir und meinem Gewissen verantworten? Ich stelle mir vor, so ein Mensch, der in der Kunst lebt, dem hat Gott eine ganz andere Natürlichkeit gegeben; ein Bauer, der den ganzen Tag auf dem Felde steht, und pflügt und säet und erntet, der bleibt gesund, und thut ihm kein Haar an seinem Leibe wehe; aber so

eine Valentine in Meyerbeer's Oper, so eine Isabella Brodini kann vom leisesten Luftzuge einen Nachtheil haben. Soll ich der Luftzug sein? Und daß man mir dann vorwirft, Feiwelmann, der Baß, hat's verschuldet?"

Mit einem zufriedenen Lächeln, das die gesammte Breite seines Antlitzes sonnig beleuchtete, trat er wieder den Rückweg an, nachdem er zuvor das Haus, worin der „Karfunkel" wohnte, seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Er fand den alten Vorbeter noch immer schlafend. Um ihn nicht zu stören, setzte sich Feiwelmann ohne Geräusch hin und bewachte den Schlummer des alten Mannes. Wie ruhig, wie theilnahmslos der alte Mann da lag! Wie gleichmäßig seine Athemzüge gingen! Alle Falten in seinem Antlitze waren von dem heiligen Schlafe ausgeglättet worden, nicht das leiseste Muskelspiel ward darauf sichtbar. Wunderbar verjüngt sah der alte Mann in seinem Schlummer aus. Das war wieder der David Brod, dessen Kind noch in einer Laubhütte saß und dabei Synagogenmelodien vor sich hinsang; das war wieder der Vorbeter der Gemeinde, dessen Stolz und Lebensfreude darin bestand, wenn die Leute an einem Feiertage nach dem Gottesdienste ihm nachrühmten: Heute hat David Brod sich selbst übertroffen. Und doch fuhr heute sein Kind in einem

prächtigen Wagen, wohnte im ersten Gasthofe Prags und war die berühmte Sängerin Isabella Brodini!

Stunden waren vergangen, und noch immer konnte die erschöpfte Natur des alten Mannes sich nicht den Banden der langentbehrten Ruhe entwinden. Mittag war längst vorüber, und er schlief noch immer. Die stumme Wacht Feiwelmann's behütete ihn und wurde nicht müde. Mit einem Male fuhr er auf; er blickte mit klaren Augen um sich:

„Was ist die Zeit, Feiwelmann?" rief er.

„Nachmittag ist halb vorüber!"

„Lebendiger Gott! und früh Morgens sind wir angekommen! Wir müssen ja das Kind aufsuchen!"

„Erst wirst Du Dich mit Speis' und Trank erquicken, David, und dann wollen wir in's Theater gehen."

„In's Theater?" rief der alte Mann wie traumverloren. „Was soll ich im Theater thun?"

„Du sollst sie singen hören, David Brod," sagte der Baß fast unhörbar.

„Warum gehen wir nicht gleich zu ihr?"

„Du kannst sie heute nur im Theater sehen."

Der alte Mann schüttelte den Kopf; eine traurige Unterwürfigkeit zeigte sich in seinen Mienen.

„Du hast mich in Deiner Gewalt, Feiwelmann," sagte er still, „thue mit mir, was Du willst." —

Als die Zeit gekommen war, führte der Baß durch das ihm nun bekannt gewordene Gassengewimmel den Vater Bella's, der ihm willenlos zu folgen schien.

„Ist das die goldene Gasse?" fragte David Brod, als sie durch ein schmutzig feuchtes Gäßchen kamen, dessen Häuser wie Kartenblätter fast aufeinander zu liegen schienen.

„Warum fragst Du das?"

„Vielleicht könnten wir den alten Mann zu sehen bekommen, der meiner Bella ein Gebetbuch geschenkt hat . . ."

„Jetzt denkst Du daran? Das sind acht Jahre seitdem, der alte Mann wird todt sein!"

„Todt! Alles ist todt," sagte der Vorbeter in leise klagendem Tone, „mir ist's, als wäre es gestern vor sich gegangen." —

Je weiter der Baß mit seinem Herrn und Meister kam, desto größer ward seine Bangigkeit, ja ein unheimliches Gefühl überrieselte ihn mit kaltem Schauern, wenn er den alten Mann neben sich einherschreiten sah, so willenlos und unterwürfig, so wenig erregt von der Erwartung auf das Kommende! Was war mit David Brod geschehen? War in ihm in der That alle Lebensfreudigkeit so gebrochen, daß nicht einmal die Nähe seines Kindes sein Auge höher aufflammen machte? Wenn Feiwelmann seine Empfindungen damit verglich,

so mußte die Welt mit Allem, was darauf und darunter sich befand, in einem gewaltigen Feuerbrande aufgehen. Und David Brod war so gleichgültig!

Endlich standen sie vor dem Theater. Der hineinwogende Menschenstrom trug auch sie in das Innere des Hauses; das Glück war ihnen günstig gewesen, es hatte sie auf die vordersten Plätze im obersten Stockwerke gebracht. Von der Höhe seines Sitzes starrte David mit glanzlosen Augen in das zu seinen Füßen sich entwickelnde Menschengewimmel; noch war der weite Saal in dämmernde Finsterniß gehüllt: hie und da flackerte an den Pulten der Musiker ein Lichtchen auf. Plötzlich schwebte der große mit einer Fülle von Licht ausgestattete Hängeleuchter von der Decke des Saales herab, so daß dem alten Manne ein Schrei der Ueberraschung entfuhr.

„Wie ist Dir, David?" fragte der Baß besorgt.

„Wird sie jetzt kommen?"

„Noch nicht! Erst müssen die Musiker aufspielen!"

David Brod verfiel wieder in stummbrütende Gleichgültigkeit. Der Saal hatte sich bis in den entlegensten Raum gefüllt; in den Logen erschienen blumengeschmückte herrliche Damen, und die Edelsteine in ihren Haaren glitzerten und funkelten in den zahlreichen Lichtern. Vornehme Herren standen hinter ihnen, und durch das ganze Haus ging ein Flüstern und Summen der Er-

wartung, das durch die hie und da zur Probe angestimmten Instrumente der Musiker eine gleichsam weihevolle Färbung erhielt.

„David!" rief der Baß, indem er seinen Gefährten leise anstieß.

„Was willst Du, Feiwelmann!"

„Siehst Du nichts?"

„Viel Menschen sehe ich ..."

„Und sie alle sind gekommen, um Dein Kind zu hören!"

David Brod seufzte tief auf.

Aber mit dem ersten Geigenstriche der Eingangsmusik trat eine seltsame Aenderung mit dem alten Manne ein Die Hände fest auf das Geländer gepreßt, hatte er sich zur Hälfte erhoben, und horchte mit einem Ausdruck seines Antlitzes auf die mächtig einherbrausen-Klänge, der die höchste Spannung seiner Seele verrieth. Der Vorhang war in die Höhe gegangen.

Als der erste Act vorüber war, hatte sich der Beiden eine eigenthümliche Befremdung bemächtigt. Wo war die „Valentine" geblieben? Wohl hatten sie im Hintergrunde der Bühne eine verschleierte Dame gesehen, bei deren Anblick die zu einem Festgelage versammelten Ritter in das höchste Entzücken, namentlich der Eine unter ihnen, ein junger Edelmann, geriethen. Aber kaum gekommen, war sie wieder verschwunden.

Warum ging sie so schnell? Kam sie wieder? Als der Vorhang wieder gefallen war, saß der alte Vorbeter wieder stumm und gleichgültig da. Die Wogen des herrlichen Gesanges waren unverstanden an seiner Seele vorübergerauscht.

Der zweite Act war gekommen. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, ist allein in ihrem Garten und singt ein Lied, das die überwältigende Macht der alles beherrschenden Liebe zum Gegenstande hat. Da naht sich Valentine. Eine schlanke feine Gestalt beugt sich demüthig und doch wieder so vornehm; in dem Saale ist es still, daß man fast den Athemzug David Brod's belauschen konnte! Dann aber klatschten Hunderte von Händen und es währte eine geraume Zeit, bis die Sängerin beginnen konnte. Jetzt trat sie näher und immer näher; ein bleiches von tiefdunkeln Haaren eingefaßtes Gesicht trat immer deutlicher hervor ... Waren es bekannte Züge? Drang aus den wenigen Worten, die sie nun sang, ein verwandter Ton?

Eine feuchtkalte, zitternde Hand legte sich auf Feiwelmann's Arm.

„Soll sie das sein?“ flüsterte er ihm zu.

„Ich kenne sie nicht, David!“ kam es in demselben Tone zurück.

„Lebendiger Gott! wenn sie es doch nicht wäre!“

Von nun an während der ganzen Handlung vernahm Feiwelmann nicht, noch sah er, was da unten auf der Bühne vorging; seine Seele war wie festgebannt von der vorwurfsvollen Klage, die er jetzt zu wiederholten Malen aus dem Munde des alten Mannes hörte; vom Herzen herauf quoll ihm ein bitteres Gefühl, das ihn mit namenloser Qual erfüllte:

„Wenn sie es nun doch nicht wäre!“

Sie war es auch nicht; vier scharf blickende Augen lagen auf der feinen Gestalt der Sängerin, verglichen jeden Zug ihres Antlitzes mit der Vergangenheit. Das vierzehnjährige Kind von damals, die Bella der Laubhütte, wollte ihnen nicht entgegentreten....

All das änderte sich aber wie mit einem Zauberworte, als im dritten Acte die große Scene zwischen dem protestantischen Marcell und der katholischen Valentine vorfällt. Es ist Nacht; stumm brütet überall die Gefahr, die den Geliebten des Mädchens von allen Seiten mit mörderischen Netzen umfängt. Sie ist gekommen, ihn zu warnen. Der alte, argwöhnische Kriegsknecht fragt sie um die Losung und aus ihrem Munde dringt leise, verschämt, wie das Aufblühen einer Lilie aus dem Kelche, das Wort: Raoul! Wunderbar ist die Wirkung dieses einzigen, fast gehauchten und dennoch an die tiefsten Geheimnisse des Gemüthes anklingenden Wortes — im Saale fühlt es Jeder: hier hat ein

gottbegnadigtes Mädchen in der Weihe seiner Kunst das Höchste ausgesprochen. Nun theilt Valentine dem alten Kriegsknechte mit, welche Gefahr seinem jungen Herrn droht, wie er ihn retten könne, und er fragt: Wer bist Du?

„Wer bist Du?“ wiederholt es sich auch oben im Zuhörerraume in den Herzen der beiden Männer.

„Ein Mädchen,“ singt sie, „das ihn liebt“ ... Und in klagenden, aus tiefster Leidenschaft allmälig, aber stets siegreicher hervorbrechenden Tönen, voll keuschen, ungeahnten Duftes entringt sich ihrer Brust das Geständniß, wie es inniger und schöner noch niemals in Tönen wiedergegeben wurde. Marcell legt die Hand segnend auf ihren Kopf ...

„Sieh, sieh hin, wie sie sich benschen läßt,“ flüsterte der alte Vorbeter.

„Wenn sie es doch wäre!“

„Sie muß ja wissen, wie ein Vater sein Kind segnet? ... Hast Du gesehen, wie sie ihren Kopf vorgebeugt hat? ...“

Die in ihrer Nähe saßen, riefen ihnen Stille zu. David Brod erschrak. Hatte er das Kind erkannt? Er wußte es selbst nicht; seine Pulse hämmerten, seine Augen brannten in wildem Feuer; seine Lippen dürsteten! Er fühlte sich der Auflösung nahe, und kann doch nicht sterben. Jetzt dämmert ihm die Ahnung der Gewißheit

auf; dann, im nächsten Augenblicke ist sie zwischen graue Nebel eingesunken und verloren! Etwas will ihn mahnen, etwas Bekanntes, Oftgesehenes umweht ihn wie mit linden Fittigen, dann wieder ist Alles zu Ende; mit glanzlosen Blicken starrt ihn ein Fremdes an, Oede umgibt ihn; es ist nicht Bella, sein Kind. Feiwelmann aber schweigt; er ist in der Gewalt einer namenlosen Qual!

Der vierte Act hat begonnen. Valentine ist allein; im Dunkel der Nacht kommt Raoul zu ihr; doch nicht lange, und es treten die Verschworenen herein, die ihre Schwerter für den heimlich gesponnenen Mord weihen wollen. Ein Gesang hebt an, der an die dunkelsten Mächte menschlicher Leidenschaft sich richtet, ein Aufruhr fessellos entlassener Kräfte, dem das segnende Wort von Priestern in arger Verkennung des Gottesgedankens die Weihe geben sollte. Als die Verschwörer sich entfernt haben, tritt Raoul aus seinem sichern Verstecke hervor. „Wo willst Du hin,“ fragt Valentine. Er aber will in den Kampf, den gezückten Schwertern der Feinde entgegen, will mit seinen Brüdern sterben und fallen. „Geh' nicht von hier,“ fleht Valentine, „draußen wartet Dein der sichere Tod,“ und als er dennoch darauf besteht, da entringt sich ihr jenes berühmte: „Höre, höre mich, bleib' Raoul, denn der Streich, der Dich trifft, trifft auch mich . . . ich liebe Dich!“ . . .

Es klingt und singt in dieser Melodie etwas, das voll eigenthümlichen, fast befremdenden Eindruckes das Gemüth des Zuhörers ergreift. Wer hat diese Melodie gedichtet? Nicht aus Einem Menschengeiste ist sie hervorgegangen; als Jakob Meyerbeer sie schrieb, stand hinter ihm eine Gestalt von unsagbarer Wehmuth in dem blassen Antlitze, mit verweinten Augen, die längst keine Thränen mehr hatten — die Erinnerung an einen Synagogengesang seines eigenen Volkes! Sie war nicht eher von ihm gewichen, bis er sie angehört, bis er sie in die feinsten Gänge seines Gehöres aufgenommen hatte! Sie blieb bei ihm, wenn er sie entfernen wollte, und schmeichelte so lange, bis sie aufgegangen war in seiner Seele als das Saatkorn einer künftigen Blüthe! Dann erst wich sie von ihm, hüllte sich in ihre Schleier und verschwand leise, wie sie gekommen war — die Erinnerung an sein eigenes Volk!

Darum ergriff sie auch die beiden Männer mit einer Gewalt, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten. Was die Anderen aus dieser Melodie vernahmen, das hörten sie nicht. Auch vor ihnen tauchte die blasse Gestalt mit den verweinten Augen auf; nur daß sie sie deutlicher erkannten, nur daß sie ihr als einer treuen Freundin die Hand drücken konnten! War sie nicht schon an ihrer Wiege gestanden, hatte sie, wenn man sie in den Schlaf lullen wollte, ihnen nicht vor=

gesungen, bis sie eingeschlummert waren? Wer war die stete Begleiterin ihres Lebens gewesen? Ja! das war ein abgebrochener Edelstein aus jener Krone, die ein ganzes Volk in seine Verbannung mitgenommen! Jahrtausende hatten ihre Trübungen darüber geworfen, sie war in rothes Blut getaucht worden — dennoch war sie nicht verloren gegangen! der Meister hatte nur Einen Edelstein aus dieser Krone ergriffen, aber er leuchtete wie ein echter — Karfunkel!

Dreimal mußte die Sängerin diese süßbestrickende Melodie vortragen. Als sie zum dritten Mal sie geendigt hatte, mitten in dem Aufruhr des Beifalls, der das ganze Haus ergriffen hatte, rief David Brod seinem Gefährten zu:

„Jetzt hab' ich sie erkannt! Sie ist's!"

Niemand sonst hatte den Aufschrei dieses Vaters vernommen. Er hatte verstanden, warum die Sängerin diese Melodie so und nicht anders sang, woher dieser Liebreiz, diese eigenthümliche Klangfülle, dieses namenlose Klagen eines wunden, opferfreudigen Herzens stammte. War sie nicht auch an ihrer Wiege gestanden? Hatte die blasse Gestalt nicht auch sein Kind in den Schlaf gelullt? Daran hatte der Vater sein Kind erkannt. Die Anderen wußten nur, daß eine große Sängerin vor ihnen geglänzt hatte.

Wie sollte der alte Vorbeter den Beifallssturm ver-

stehen, der bis zum Schlusse des Actes sein Kind umrauschte? Als sie endlich mit einem Aufschrei, der aus einer andern Welt zu kommen schien, ohnmächtig zu Boden fällt, als Raoul, ihren Bitten trotzend, seinen Brüdern zu Hilfe eilt, da vermochte das schwache Gefäß nicht mehr den übervollen Inhalt zu fassen. Duftende Kränze flogen der Sängerin zu; oben aber im letzten Stockwerke des Hauses rief eine gebrochene Stimme:

„Führ' mich hinaus, Feiwelmann, ich ersticke; führ' mich hinaus!"

Valentine.

Als die beiden Männer aus der Welt des Scheines und der künstlichen Blendung wieder in die kühle Nachtluft traten, erholte sich der alte Mann zwar bald, aber der Sturm, der ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig gewesen, als daß er nicht seine innerste Lebenskraft zu Boden geworfen hätte. Sie waren, ohne es zu wissen, aus der Nähe des Theaters gekommen. Dort hatte Feiwelmann eine steinerne Bank ersehen, auf die die Beiden sich niederließen. Dort saßen sie wohl eine Stunde lang, sprachen nicht, während die Nacht um sie her immer kühler wehte, die rings waltende Stille nur durch fern verhallende Schritte von Zeit zu Zeit

unterbrochen ward. Was war aus ihnen geworden? War Alles, was sie bis dahin erlebt, Schein und Trug, oder begann die Rechnung ihres Daseins erst von dem Augenblicke, da sie in den Bann der zauberischen Kunst getreten waren? Wie es sich nach schwerer Krankheit oft fügt, daß der Genesende das Gedächtniß seines Namens verliert, so hätten auch sie nicht sagen können, wie die Welt ihrer bisherigen Anschauungen und Gewohnheiten beschaffen gewesen. War diese alte Welt für immer vernichtet und gebrochen? Wer sollte sie ihnen wieder aufbauen?

Der Vorbeter war es, der zuerst aus diesem traumhaften Sinnen und Brüten erwachte.

„Feiwelmann,“ sagte er, „Du hast einmal vor acht Jahren, und es war auch in einer Nacht, ein Wort ausgesprochen, das ist damals in mich hineingefallen wie in einen tiefen Brunnen; jetzt kommt es wieder an die Oberfläche. Du hast damals gesagt: „Gott! wie groß ist der Mensch ...“

„Das sag' ich auch jetzt noch,“ rief der Baß, „und jetzt mehr als damals, seitdem ich wieder Bella gesehen habe.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Dein Wort,“ sagte er, „hat zwei Seiten, davon ist die eine glänzend und schön, die andere aber ist rauh und stachelig. Du hältst Dich an die glänzende und

schöne Seite, weil Du selbst noch jung bist, ich bin gewohnt, die andere vorzuziehen, denn ich bin alt und schwach geworden. Du meinst, der Mensch ist groß in dem, was er kann; ich aber sage Dir, der Mensch ist groß und gewaltig in dem, wo er entsagt, wo er leidet und doch nichts anderes will, als leiden, wo er fest steht, und weiß doch, daß der Boden unter seinen Füßen wankt und zittert!"

„Ich verstehe Dich nicht, David!"

„Du wirst mich einmal schon verstehen! Hab' nur Geduld mit mir!"

Nach einer längeren Pause raffte er sich wieder auf.

„Sag' mir doch, Feiwelmann," meinte er, „hat sie den jungen Edelmann so überaus gern, daß sie ihn nicht fortlassen will von sich? Wie sie sich an ihn geklammert hat! wie sie verzweifelt aufgeschrien hat, als er sich von ihr losgerissen und wie sie in Ohnmacht gefallen ist! Sie muß ihn außerordentlich gern haben, denn anders kann ich mir das nicht erklären."

„Sie kennt ihn vielleicht nicht einmal, David," rief Feiwelmann. „Das ist ja ihre Kunst. Meinst Du, mein großer Künstler in Frankfurt am Main hat es an sich selbst erlebt, daß ihn seine eigenen Töchter, wie jenen wahnsinnigen alten König in Nacht und Sturm hinausgejagt haben? Das war wieder seine Kunst!"

„Das ist ihre Kunst!" rief der alte Mann leise,

und nur die Nacht verhinderte es, daß dabei ein um seine Mundwinkel spielender Zug von Hohn nicht sichtbar hervortrat. „Also ihre Kunst verlangt, daß sie heute dem, und morgen Jenem, wer ihr gerade in den Weg kommt, etwas vorheuchelt, daß man meint, es ist die höchste Wahrheit und man könnte darauf schwören?"

„Ja, das ist die Kunst!" sagte Feiwelmann der Baß.

„Und was wird das Ende von all' der Kunst sein?" rief der Alte.

„Sie erfreut sich und die Menschen damit," sagte Feiwelmann. „Ist das nicht auch etwas, als käme es von Gott?"

Darauf erwiederte der Alte nichts, er saß gesenkten Hauptes da.

„Und *mein* Kind," schrie er plötzlich mit einem so schmerzlich vorgestoßenen Tone, daß er seinem Gefährten in die Seele griff, „und was bleibt von meinem *Kinde* übrig? Ist das mir nicht auch von Gott gegeben worden, damit es mich erfreue? Anderen, die sie nichts angehen, fällt sie in die Arme, klammert sich an sie, als wollte sie niemals von ihnen lassen, und dabei leuchten ihre Augen und so süß tönt ihre Stimme, und sie ist so voll Anmuth und Schönheit ... weil das ihre Kunst so verlangt. Mich aber, mich alten Mann, erfreut kein Kind, ich muß sie von mir geben, ich muß einsam leben und sterben, ich muß verdorren wie ein

Baum, dem man die Wurzeln abgegraben hat — weil es die Kunst so verlangt."

„David Brod, Du versündigst Dich!" rief der Baß, den alten Mann an der Schulter fassend.

Aber der Vorbeter riß sich los.

„Was willst Du von mir?" schrie er, und war aufgesprungen.

„Du denkst nur an Dich, David!" rief Feiwelmann vorwurfsvoll, „an Dein Kind denkst Du nicht."

„Das sagst Du mir?" Und der alte Mann brach in bitteres Schluchzen aus.

Trotzdem rief der Baß, seiner Natur entgegen, in diesem Augenblicke unbarmherzig und die Lage des Alten nicht berücksichtigend:

„Was bist Du anderes, als Einer, der sich gegen Gottes Willen auflehnt? Und Einer, der unzufrieden mit sich, erst fragt: Habe ich etwas davon, wenn mein Kind auf eine Spitze gestellt wird, wohin ich nicht gelangen kann? Weil Du Dein Leben damit zugebracht hast, Vorbeter einer Gemeinde zu sein, darf Dein Kind seine Flügel nicht ausspannen und anders wohin fliegen? Wozu hat Gott ihr die Flügel gegeben? Aber ich weiß, was in Dir vorgeht. Weil Dein Kind vielleicht nicht mehr weiß, was ein Gebetbuch ist, weil sein Sabbath vielleicht auf den Sonntag fällt, weil es in keiner Laubhütte sitzt —"

„Die Kunst ist auch eine Religion," sagte der Alte voll bitterer Betonung.

Dann schien er auf einmal vollständig ruhig geworden.

„Was stehen wir hier auf der Gasse in der Nacht? „Warum gehen wir nicht?"

„Wohin willst Du, David?"

„Zu ihr, zu ihr!"

„Jetzt um diese Stunde?"

„Ich muß sie heute noch sehen, sonst sterbe ich!"

Es giebt Worte, auf die keine Entgegnung folgen kann. Das fühlte der Genosse des alten Mannes, und so verzichtete er auf jede Vorstellung; denn in diesem Augenblicke befand er sich in der Gewalt, der bis dahin David Brod willenlos gefolgt war. Wohl zuckte es ihm durch das Gehirn, ob es ihm nicht gelingen könnte, die leidenschaftlich erregte Stimmung seines Freundes durch irgend ein Auskunftsmittel zu täuschen; aber er verwarf diesen Gedanken. Die Schauer, die ihn durchflogen, sagten ihm, daß er vielleicht mit dem Leben des alten Mannes spiele.

So suchte denn Feiwelmann, sich der Nothwendigkeit beugend, in der Finsterniß der Nacht den Weg zu jenem Hause zu finden, vor dem er durch einen eigenthümlichen Zufall schon am Vormittage gewartet hatte. Dort leuchtete ja der Karfunkel! Es war nahe an Mitter-

nacht, als sie endlich, müde und gebrochen, bald in den nächtigen Straßen verirrt, bald wieder auf richtiger Fährte jenes Haus gefunden hatten! Die Thore standen noch weit offen, heller Lichterglanz ergoß sich auf die Gasse und in der Vorhalle stand noch immer der Mann mit dem breiten Bande über Brust und Schulter und dem gewaltigen Stocke in der Hand.

Auf die Frage, was sie zu so später Nachtstunde wollten, brachte Feiwelmann, der Baß, in schüchterner, demüthiger Weise sein Begehren vor. Sie wollten die berühmte Sängerin sprechen; sie hatten ihr wichtige, unaufschiebbare Dinge mitzutheilen. Der Mann lächelte verächtlich. Was hatten die beiden Männer, deren Abkunft und Beruf seinem kundigen Auge kein Geheimniß war, mit der Künstlerin Isabella Brodini zu thun? Er fuhr sie barsch an, und wies ihnen mit dem Stocke den Weg, den sie zu gehen hatten.

Da rief der alte Mann aus der Tiefe seiner Angst und Verzweiflung:

„Wenn Ihr mich nicht gehen lasset, Mann, so sterbe ich hier vor Euch!"

War es die seltsame Erregtheit des Vorbeters, mochte den Mann ein Grauen überflogen haben gegenüber diesen in unheimlichen Feuer glänzenden Augen, er ging undkam nach einer Weile kopfschüttelnd mit der Weisung zurück, sie mögen ihm folgen; zwar sitze die

Sängerin noch in Gesellschaft beim Nachtmahle, da das Theater erst spät zu Ende gegangen sei, aber er habe sagen lassen, es wären zwei Männer da, die ihr Wichtiges mitzutheilen hätten.

Sie befanden sich in einem dunkel erleuchteten Vorzimmer; daselbst hieß sie der Mann warten. Sie nahmen still und geräuschlos in einem Winkel ihre Plätze. Aus den angränzenden Zimmern drangen verworrene Stimmen, helle Freudenlaute und Gläserklingen an ihr Ohr. Die Hand des alten Mannes lag schwer und kalt auf dem Arme seines Gefährten: aber sie zitterte nicht.

Mit verstärkter Gewalt kamen jetzt die Freudenäußerungen der Tischgesellschaft zu ihnen; das Gläserklingen schien gar kein Ende nehmen zu wollen — und die Hand des alten Mannes drückte immer schwerer und kälter auf den Arm seines Gefährten. Sie saßen stumm neben einander.

Endlich näherten sich Schritte, die Thür ging auf; auf der Schwelle erschien — die Valentine aus der Oper. Sie trug noch das wallende, weiße Gewand, ihre Haare waren halb aufgelöst; in der Hand hielt sie ein gefülltes Champagnerglas, eine nächtig schöne Erscheinung! Die beiden Männer erhoben sich aus dem Dunkel ihrer Sitze.

„Bella!“ rief der alte Mann, „Bella, mein Kind!“

Sie schien erst zu schwanken, zu horchen. Dann mit einem Schrei, dem nichts auf Erden zu gleichen schien, fiel sie in die Kniee, das zerbrochene Glas klirrte in Scherben auf den Boden.

„Vater!“

Da war der alte Mann auf sie zugesprungen. Mit einer Gewalt, die nicht in seinen schwachen Kräften lag riß er sie zu sich empor; er hielt sie in seinen Armen.

„Nicht wahr, Bella, mein Kind,“ rief er zwischen Weinen und Lachen, „nicht wahr, das hast Du nicht erwartet, daß Dein alter Vater noch zu Dir kommen wird? Aber ich wäre ja gestorben, wenn ich Dich nicht mehr gesehen hätte. Und das kannst Du nicht verlangen.“

Dann streichelte er ihre Haare und küßte ihre Stirne.

„Thut Dir denn das auch gut, Bella, mein Kind,“ sagte er, in traumseliger Vergessenheit sie betrachtend, „daß Du so lange wachst? Warum schläfst Du nicht schon? Bist Du denn nicht müde von Deiner Kunst? Wem Gott so erschienen ist, wie Dir, mein Kind, und wer die Menschen so erfreut, wie Du, der muß seine Gesundheit so betrachten, als wäre sie ein Stück Leben Anderer und muß darauf sehen, daß Ein Blutstropfen so fließt wie der andere. Thust Du das, Bella, mein Kind?“

Plötzlich riß er sich von ihr los, und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Was habe ich gesagt!“ rief er in einem Tone, der die Wiedergefundene erbeben machte:

„Verzeih' mir, Vater! verzeih' mir! Ich habe mich schwer an Dir vergangen!“ sagte die Sängerin, und ihre Thränen flossen.

„Verzeihen!“ rief der Alte, und der Ton seiner Stimme klang trocken, ja voll Herbigkeit. „Was habe ich Dir zu verzeihen? daß Du mir nicht geschrieben hast, daß Du dich mir absterben ließest, daß ich nicht gewußt habe, soll ich mich zur Schiwc (siebentägige Trauer) hinsetzen um mein todtes Kind, oder soll ich glauben, daß es noch am Leben ist? Was soll ich Dir verzeihen? Du lebst ja, und wo giebt es einen Vater, der nicht jede Kränkung aus seinem Herzen herausreißt, und vergißt Alles und läßt es sich nicht anmerken, wie wehe man ihm gethan hat, wenn er nur weiß, daß sein Kind lebt?“

Dann wie von einem anderen Gedankenstrome mächtig erfaßt, näherte er sich wieder seiner Tochter; er ergriff ihre Hand.

„Sag' mir, Bella, mein Kind,“ rief er, seinen Mund ihrem Ohr nahe, mit unheimlichem Flüstern, „muß ich mich wirklich auf den niederen Schemel hinsetzen, und um Dich trauern und weinen sieben Tage? Oder muß

ich es nicht? Sag' die Wahrheit, Bella, mein Kind, und fürchte Dich nicht vor mir!"

„Vater!" rief die Sängerin bebend, „ich verstehe Dich nicht!"

„Du verstehst mich nicht?" schrie er, und seine Gestalt schien zu wachsen. „Warum verstehst Du mich nicht? Bist Du denn schon so weit, daß Du nicht einmal mehr weißt, wann ein Vater sich um sein lebendiges Kind zur siebentägigen Trauer hinsetzen muß? So will ich's Dir sagen ..."

„Vater!" rief die Sängerin, „Du brauchst noch nicht zu trauern!"

„Noch nicht!"

Eine hohe Männergestalt war ins Zimmer getreten.

„Der Herr Graf!" murmelte Feiwelmann, der bisher unbemerkt im Hintergrunde des Zimmers sich aufgehalten hatte.

Der Graf schien die beiden Männer auf den ersten Blick erkannt zu haben.

„Nun, Isabella!" sagte er in leicht scherzendem Tone, „Sie entziehen sich unserer Gesellschaft, und feiern da im Dunkel der Nacht ein zärtliches Stelldichein, während wir Ihrer harren!"

Die Sängerin machte eine abwehrende Bewegung. Dem Grafen konnte es nicht entgehen, welch eine selt-

same Wandlung das ganze Wesen Isabella's ergriffen hatte.

„O!" rief er, an die zwei Männer sich wendend, „ist das nicht David Brod der Vorbeter mit seinem Bassisten Feiwelmann aus meiner Schutzgemeinde? Seid mir willkommen, David Brod, und auch ihr Mann, dem die Natur einen so vortrefflichen Baß verliehen hat. Wie steht es in Euerer Gemeinde? Wackeln die alten Häuser noch so, daß man schier glaubt, Methusalem sei ihr Bauherr gewesen? Lebt ihr noch zur Zeit des Laubhüttenfestes in Eueren hölzernen Marktbuden? Gehen Eure Leute am Neujahrstage noch immer an den Fluß spazieren, und werfen aus ihren Taschen die Brosamen in das Wasser, was, so viel ich mir sagen ließ, die Selbstabsolution Eurer Sünden deuten soll? Und dann, lebt der alte Schulklopfer noch, der mit seinem schrecklichem Hammer bis hinauf in das Schloß Alles aus dem Schlafe allarmirte?"

„Graf!" flüsterte die Sängerin leise. Ihre Hände hatte sie wie flehend gefaltet. Dennoch beachtete er oder schien nicht diese Bitte zu beachten. Sie begehrte Schonung für den alten Mann: er aber war überaus lustig in seinem Herzen und demgemäß auch in seiner Sprache.

„Ihr seid gewiß gekommen, David," fuhr der Graf der sich mit nachlässiger Geberde in einen Stuhl ge-

worfen hatte, fort, „um Euch an den Triumphen Eurer Tochter zu weiden. Ihr seid doch auch so eine Art Künstler, wenn auch nicht nach meinem Sinne oder gar nach meiner Anschauung. Und so könnt ihr schon beurtheilen, ob aus der kleinen Bella, die nichts wußte, als ihre Synagogenmelodien, im Laufe der Jahre etwas geworden ist, oder nicht. Was sagt ihr zu ihrer Valentine? Ist das nicht eine Schöpfung, sowohl was den dramatischen als den gesanglichen Theil betrifft, in der es Isabella Brodini mit jeder anderen Sängerin kühn aufnehmen kann?"

„Isabella Brodini ist eine große Künstlerin geworden!" rief der Alte aus seiner bis dahin gekrümmten Stellung sich aufrichtend.

Der Graf blickte auf. Es lag in diesen Worten und in der Geberde des Vorbeters etwas, was seine Lustigkeit bändigte. Er war ernster geworden, und als er nach einer Weile wieder zu reden anfing, klang seine Sprache eigenthümlich verändert.

„David Brod!" sagte er, „ich kann es errathen, was in diesem Augenblicke in Euerem Gemüthe vorgegangen ist. Ihr seht Euere Tochter nach acht Jahren zum ersten Male wieder und so liegt Euch der Vorwurf nahe, warum sie Euch im Laufe dieser Zeit allmälig fremd geworden, warum sie Euch nicht geschrieben, kurz, warum Isabella Brodini eine andere geworden ist. Vor

Allem sage ich Euch, David Brod, hütet Euch vor Ungerechtigkeit! Nicht Euere Tochter, mich allein trifft die Schuld. Ich will mich mit Euch auseinandersetzen, David, vielleicht versteht Ihr mich!"

Der Vorbeter war wieder in seine demüthige Stellung zurückgefallen. Bei diesen Worten richtete er sich auf.

„Der Herr Graf haben gut errathen," sagte er.

„Nun, David, so wird es mir nicht schwer fallen, mich mit Euch zu verständigen. Ich will es Euch erleichtern, so klar als möglich zu sehen. Was war meine Absicht, als ich Euer Kind unter meinen Schutz nahm? als ich zu Euch sagte, in der Stimme des vierzehnjährigen Mädchens schlummere eine Macht, in ihrer Tiefe leuchte ein Karfunkel, der nur hervorgeholt und zum Glanz gebracht werden müsse?"

„Der Herr Graf wollten sie zur Kunst erziehen!" sagte David Brod fast unvernehmbar.

„Zur Kunst! ja zur Kunst!" rief der Graf lebhaft, „das ist der rechte Ausdruck! Aber ist mein Haus schon gebaut, steht es bereits da, allen Augen sichtbar, wenn ich sage: Ich will es!? Da muß zuerst der Grund gegraben, alte Bäume müssen gefällt und mit ihren Wurzeln ausgerodet, Trümmer und Schutt müssen weggeräumt werden. Sagt nun selbst: Ist ein Mensch, der zur Kunst erzogen werden soll, nicht mehr, als ein

steinernes Haus, zu dessen Ausbau zuletzt nur mein Wille und meine Mittel genügen? Mein Weg war mir daher ganz klar vorgezeichnet. Auch bei der Erziehung Eueres Kindes mußte Schutt weggeräumt werden, Jahrtausende alter Schutt! Um den Funken, der in ihr schlummerte, zu wecken, mußte ich Alles, Alles zu entfernen suchen, was ihn zu ersticken drohte. Euere Gewohnheiten, Euere Sitten und religiösen Anschauungen, David Brod, sind der Kunst und ihrem hohen Wesen geradezu feindlich. Ihr könnt das Höchste und Kühnste denken, soweit es eben mit der Gedankenthätigkeit geht! Zeuge dafür ist Euere Religion. Wollt Ihr es aber zur Gestalt formen, soll die That dastehen, dann seid Ihr unfrei, Euere Hand vermag das Werk nicht anzufassen, und was Ihr schafft, wird ein Zerrbild! Darum treten wir, in deren Adern ein anderes Blut rollt, an Euere Stelle und in Euere Rechte, die Ihr nicht ausüben wollt — oder dürft. Habt Ihr mich verstanden, David?"

Der alte Vorbeter nickte bloß mit dem Kopfe.

„Und so, David Brod," fuhr der Graf fort, „gestaltete sich auch der Plan, den ich mit Euerer Tochter festgesetzt hatte. Ich mußte zuerst den Boden ebnen, dem sie entsprossen war, der Schutt, der sie einhüllte, mußte fort! Ich mußte sie allmälig gewöhnen, in der neuen Luft athmen zu können, und als sie den Athem

frischer einzog, mußte ich darauf sehen, daß sich kein Gelüste in ihr regte und keine Sehnsucht, die Lüfte und Düfte der alten Heimath wieder aufzusuchen. Ich wollte jeden Tropfen Blutes in ihr erneuern; sie sollte wie neugeboren in das Reich der Kunst eingehen. Denn auch die Kunst ist eine Wiedergeburt; sie bringt uns aus dem Grabe der Gemeinheit und der alltäglichen Drangsale Gott näher ... Darum schrieb Euch Euere Tochter nicht, David Brod, darum ließ ich sie Euch fremd werden, darum mußte sie, und wenn ihr die Entsagung noch so blutig in's Fleisch schnitt, Alles aufgeben, was wie eine Gewohnheit, wie ein altgewohnter Klang zu ihr den Weg finden konnte. Ich war grausam und mitleidslos wie ein Tyrann! ich war wachsam als hätte ich hundert Augen, jeder Tropfen Blutes in ihrem Körper war gezählt. Wenn Ihr mich nun verstanden habt, David Brod, so werdet Ihr auch begreifen, daß jede weitere Erklärung vollkommen überflüssig ist. Ein Bau ist vollendet, wer fragt da darnach, wie viel Steine er bedurft, welche Mühe Maurer und Baumeister aufgewendet hatten? So erging es mir mit meiner Isabella! Das Werk hat sich selbst gekrönt!"

Seiner Isabella!

Das Wort war gesprochen worden; es konnte nicht mehr zu den Lippen zurückkehren. Hatte David Brod Fassung genug, um klar zu begreifen, was in dieser

Aneignung eines Besitzes lag, der aus seinem Blute hervorgegangen war? Der alte Mann hatte gezittert; er hielt sich kaum noch aufrecht. Aber, als wirke eine Kraft in ihm, von der sein gebrechlicher Leib nichts wußte, stand er mit einem Male hoch aufgerichtet vor dem Grafen, größer, als er sonst schien; sein ganzes Wesen von einer Art gebieterischer Würde umgeben, die Niemand an ihm gekannt hatte.

„Wer sagt dem Herrn Grafen," begann er, und seine Stimme schwankte dabei nicht, „daß ich gekommen bin, das Werk des Herrn Grafen zu stören? Oder daß ich gekommen bin, um zurück zu begehren, was mir doch nicht mehr gebührt? Was sollte ich auch begehren? Daß mir der Herr Graf meine Bella ganz so zurückgebe, wie sie vor acht Jahren aus meinem Hause fortgegangen ist? Ich weiß, man kann ein Wasser nicht aufwärts fließen machen, und den Mond nicht dahin stellen, wo gerade die Sonne steht. Was will also der Herr Graf von mir?"

Der Alte hielt inne; seine Blicke waren von einer wahrhaft bezwingenden Gewalt geworden; seine Haltung erinnerte auch nicht entfernt an den demüthigen Vorbeter seiner stillen Gemeinde. Ein Mann stand einem Manne gegenüber. Dies fühlte auch der Graf; er rückte unruhig, die Augen jedoch, wie gebannt auf das Antlitz David's gerichtet, im Stuhle hin und her.

„Ihr habt Euer letztes Wort noch nicht gesprochen, Vorbeter!“ sagte er unsicher.

„Was soll mein letztes Wort sein?“ rief der Vorbeter, und der Graf verstand in diesem Augenblicke den biblischen Ausdruck: „Es wehten Flammen um sein Haupt.“

„Sprecht Euch aus, David! es mag Euch Manches in meinen Worten verletzt haben! Ihr habt mich vielleicht gar nicht verstanden?“

„Was soll ich nicht verstanden haben?“ rief David Brod. „Vielleicht versteht aber der Herr Graf mich nicht, wenn ich rede.“

Dem Grafen fehlte jede Frage.

„Nein!“ rief der Alte, „ich rede lieber Nichts. Ich beuge mich ja und demüthige mich, und sage: der Herr Graf hat Recht! Meine Zeit ist um; es bricht an die Zeit der Sängerinnen und der Kunst, wie der Herr Graf sagt. Will ich das kleine Hölzchen sein, das zu einem Strome spricht: Fließe unter mir durch, denn ich bin eine mächtige Brücke, und Du bist nur ein Tropfen Wassers? Nein, ich rede lieber nichts. Der Herr Graf meint, wir haben gar keine Kunst! Aber eine Kunst haben wir gehabt, und die will man uns jetzt auch nehmen, daß nämlich unsere Kinder an uns gehangen haben und wir an ihnen. Die Kinder will man uns jetzt entreißen, sie sollen ihre Väter nicht mehr kennen und

ihre Mütter . . . Künstler sollen sie sein! Aber kommen wird eines Tages ein Anderer, Größerer und Mächtigerer. Der wird mit der Stimme des Donners sprechen: „Was ist aus meinem Volke geworden? Was habt Ihr aus ihm gemacht? Habe ich es darum als Ausnahme hingestellt unter die Völker, daß seine Töchter hingehen und auf offenem Markte Götzendienst mit sich treiben lassen und ihrer Kunst?" An dem Tage wird es sich entscheiden, wer Recht hat: der Herr Graf oder ich."

„Vater!" rief die Sängerin, mit ihren Armen seinen Hals umschlingend. „Rede nicht so! Du machst mich verzweifeln".

Der Alte rang sich mit sanfter Gewalt los.

„Mache ich Dir denn Vorwürfe, Bella, mein Kind? Du bist ja mein Stolz und mein Herz wird aufgehen vor Freude, wenn ich an Deine Kunst denke. Für Dich ist die neue Zeit, die immer gewaltiger herankommt, ich kann Dich nicht zurückhalten. Ich bin ja auch nur gekommen, um Dich noch einmal zu sehen. Wirst Du das einem lebenssatten alten Manne nicht zu Gute halten?"

Er hatte sich zu ihr hinabgebeugt, und nun flossen seine Thränen; die furchtbare Spannung seines Gemüthes hatte sich gemildert. —

„Vater!" rief die Sängerin, „ich gehe mit Dir! Du sollst ohne Dein Kind nicht sterben."

Er streichelte ihre Haare, er lächelte sogar.

„Narrele!" sagte er mild, „was willst Du bei David Brod, dem Vorbeter, thun? Willst wieder in einer Laubhütte sitzen? willst mir wieder zuhalten, wenn ich oder Feiwelmann, mein Baß, mit einander singen? Die Zeit ist um, für Dich ist eine andere gekommen. Du gehörst nicht mehr zu uns ... Was möchtest Du bei mir?"

Sie war ihm zu Füßen gesunken; laut schluchzend hatte sie seine Kniee umklammert.

„Laß mich nicht von Dir, Vater!" rief sie, „ich gehe mit Dir!"

„Isabella!" schrie der Graf zornig.

Im Klange dieses einzigen Wortes schien eine bannende Gewalt zu liegen, der die Tochter des Vorbeters nichts entgegenzusetzen hatte.

Sie hatte ihr Haupt emporgerichtet, Angst und Entsetzten malten sich in ihren feinen Zügen. Sie war in diesem Augenblicke von unsagbarer Schönheit!

„Was soll ich thun, Graf?" flüsterte sie, die Blicke zaghaft auf die vor ihr stehende hohe Gestalt des Grafen gerichtet.

„Fällt Ihnen die Entscheidung so schwer?" rief er voll schneidender Herbigkeit. „Wählen Sie, Isabella!

Wählen Sie zwischen den Ansprüchen dieses alten Mannes, und denen ... die ein Anderer an Sie erhebt! Zertrümmern Sie in Einem Momente, was lange Jahre gebaut. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Kind Ihres Volkes sich von mir losreißt ... weil ihm das Warten zu lange geworden. Gehen Sie auch hin, Isabella ... ich begehre keinen Dank, wird es mir doch immer klarer, daß kein Menschenwitz ausreicht, um das Gesetz der Natur, um das Band der Abstammung auch nur um einer Linie Breite zu verrücken. Gehen Sie hin, Isabella! Sie sind keine Künstlerin! Sie sind es niemals gewesen. Lüge und Verstellung war die Mitgabe Ihres väterlichen Hauses ... nun liegt sie offenbar da ...

„Lassen Sie mich mit ihr reden, Herr Graf!" unterbrach ihn David Brod.

Er hatte sich wieder zu ihr herabgebeugt.

„Denke Dir, Bella!" sagte er halb laut, halb in unvernehmbaren Worten," wir sind jetzt ganz allein auf der Welt, ein Vater steht seinem Kinde gegenüber ... Wie stehst Du zu diesem Mann? ...

„Er ist mein Herr, mein Alles ... was ich bin, das hat er aus mir gemacht ... ich bin seine Sclavin, und er ist mein Gott! ...

„Wirst Du sein Weib werden!"

„Ich frage nicht darnach! ...

„Steht es so mit Dir?"

Dann rief er, gegen den Grafen gewandt:

„Was will der Herr Graf noch? Worüber will der Herr Graf sich noch beklagen? Erst, wie sie mich gesehen hat, überkommt sie die Lust mit mir zu gehen, aber die Worte des Herrn Grafen sind mächtiger als sonst etwas in der Welt. Wer wird jetzt sagen, daß noch das kleinste Aederchen von einem jüdischen Kinde in ihr zuckt? Es ist Alles heraus aus Ihr, Alles, Alles, und nichts ist übrig geblieben, als ... der Gott, der sie zu einer Künstlerin gemacht hat."

„Sie folgt nur dem Zuge ihres hohen Berufes," sagte der Graf dumpf vor sich hin.

„Freuen Sie sich nicht, Herr Graf!" rief der Alte mit drohend aufgehobenem Finger." Es ist nicht gut wenn man ein Kind abwendig macht seinem Vater, und der es gethan hat, auf den fällt es zurück."

Der alte Mann stand wieder aufrecht da; seine Augen sprühten ein dunkles Feuer aus.

„Feiwelmann!" sagte er mit gebieterischer Stimme, „bring' das Geld her, was sie Dir eingehändigt haben. Es darf keinen Augenblick länger in Deiner Tasche brennen."

Er wandte sich zum Fortgehen, aber die Arme der noch immer zu seinen Füßen liegenden Tochter verhinderten ihn daran.

„Segne mich zuvor, mein Vater!“ flehte sie.

Er aber schien diese Bitte zu überhören.

„Hier hast Du noch Etwas,“ rief er, „was Dir vielleicht bei all' Deiner Kunst nicht unwerth sein wird. Hebe es gut auf, es ist das Einzige, was ich Dir habe mitbringen können... Es sind Steine vom Grabe Deiner Mutter.“

„Segne mich zuvor, mein Vater!“ bat sie wieder, „laß mich nicht ohne Segen von Dir gehen.“

„Isabella!“ rief wieder der Graf.

„Ich kann Dich jetzt nicht segnen!“ sagte der Alte dumpf und hatte sich mit zorniger Geberde losgerissen.

Die Sängerin hatte sich erhoben, weißer als das Gewand, das sie umhüllte, war ihr Antlitz; sie weinte nicht mehr. Der Baß stand neben ihr; er war ihr unbeachtet näher gekommen.

„Feiwelmann,“ rief sie, und ein Laut von Hoffnung durchbebte ihre Worte, „alter Freund meiner Kindheit, der Du mich geliebt und gehegt hast in Deinem treuen Herzen, hast Du kein Wort für mich?“

Außer sich, wie von Sinnen gekommen, fiel er vor der Sängerin nieder; er küßte den Saum ihres Kleides.

„Ich habe Dich einmal verloren,“ rief er, „und jetzt verliere ich Dich wieder, Karfunkel meines Lebens! Gott segne und behüte Dich!“

Auf dem Heimwege.

Noch in derselben Nacht wanderten die beiden Männer ihrer Heimath zu.

Als der Morgen in Strahlen der Helle angebrochen war, kamen sie wieder durch den Brandeiser Wald, durch dessen vermeintliche Schrecken sie am gestrigen Tage der Psalm des frommen Dichterkönigs geleitet hatte. Im Walde war es so frisch, Thautropfen hingen an jedem Blatte, und oben in dem Laube sangen Vögel, die sie gestern nicht gehört hatten.

Gerade flog ein Vogel neben ihnen auf aus dem Fahrgeleise der Straße, da sagte der Alte, der seit dem er die Straßen Prag's verlassen, seine Lippen nicht geöffnet hatte:

„Feiwelmann, wir müssen doch bei Zeiten daran denken, wie wir unsere Leute am nächsten Feiertage zu Hause mit etwas Neuem überraschen. Seit jenem verunglückten Kadisch haben sie nichts Neues von uns gehört."

„Ich wüßt' etwas," sagte der Baß nach längerer Weile darauf, „das will mir seit gestern nicht aus dem Kopfe."

„Meinst Du das?"

Mit heller Stimme und nicht geringem Verständnisse sang nun David Brod die ergreifende Stelle aus dem berühmten Duette des vierten Aktes der „Hugenoten,“ die es gestern bewirkt hatte, daß er seine Tochter erkannte. Sie hatte sich seinem Gedächtnisse ohne einen merkbaren Fehler genau eingeprägt.

„Merkwürdig!“ rief der Baß, „dasselbe habe ich auch gemeint.“

Und auch er sang die schöne Melodie ohne allen Anstand.

Als sie nun in geringer Entfernung von der alten Heimath sich befanden, es war in der Nähe des „guten Ortes,“ blieb Feiwelmann der Baß plötzlich stehen.

„David,“ sagte er mit unaussprechlicher Traurigkeit. „Beantworte mir jetzt nur eine Frage, eine zweite will ich Dir ein für allemal ersparen.

„Frage!“

„Wie ist es gekommen, daß Du im Brandeiser Walde hast singen können? Ist es in Deiner Seele so überaus lustig? Bist Du von etwas befreit, was Dich gedrückt hat? Und freust Du dich ... daß Du an sie nicht mehr zu denken brauchst?

Ein trübes Lächeln legte sich um die Lippen des alten Mannes.

„Wie Du mir doch vorkommst, Baß.“ sagte er. „Jemand war einmal in eine Schatzkammer eingelassen

worden. Er hat sich da von den aufgespeicherten Kostbarkeiten nehmen gekonnt, wonách sein Herz begehrt hat. Aber was denkst Du, hat er zuletzt aus all den Schätzen für sich ausgesucht? Einen einfachen, kleinen goldenen Ring, weil ihn der, ich weiß nicht an welche glückliche Stunde in seinem Leben gemahnt hat... Verstehst Du jetzt mein Singen, Feiwelmann?..."

Spät in der Nacht kamen sie wieder zu Hause an. Niemand hatte es erfahren, wo sie gewesen, noch was mit ihnen vorgegangen war; kaum, daß ihre Abwesenheit bemerkt worden war.

Am ersten Neujahrstage ertönte diese Melodie zum ersten Male auf ein gar ernstes und weihevolles Gebet angepaßt, in der Synagoge. Die beiden Sänger ernteten dafür nach dem Gottesdienste ungeheueres von allen Seiten gespendetes Lob. Man drückte ihnen die Hände, und hie und da machte sich und seiner Begeisterung so Mancher in dem Ausrufe Luft: „Es giebt doch nur Einen David Brod! Er bleibt der Alte."

Umsonst berief sich der „verdorbene Student" Gottlieb Weißfisch darauf, und behauptete es mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit, er habe die Melodie schon irgend wo gehört, und wenn er sich nicht irre, so komme sie in Meyerbeer's Oper: „Die Welfen und die Ghibellinen" vor... er fand bei den Leuten keinen Glauben und kein Vertrauen, die nach wie vor bei ihrem

Satze blieben, es gebe nur Einen David Brod. Bei der jüngeren Welt glückte es ihm freilich um so mehr; aber diese entschied nicht.

Die Melodie war das Einzige, was die beiden Männer von ihrer Kunstfahrt nach Hause gebracht hatten ... das tönende Erinnerungsdenkmal des Karfunkels ...

Kurze Zeit darauf starb, unerwartet schnell, der alte Vorbeter. Er war ohne Krankheit hinübergeschlummert. Es hatte sich seltsam gefügt, daß, einige Tage vorher in der Gasse die Nachricht verbreitet war, der Graf sei von seinen Reisen zurückgekehrt, und werde von nun an seinen beständigen Aufenthalt im Schlosse nehmen. Das Gerücht setzte hinzu, er sei ein finsterer Menschenfeind geworden, der nur die unentbehrlichsten Personen vor sich lasse ...

Am Abende vor seinem Tode berief David Brod seinen langjährigen treuen Genossen zu sich.

„Du wirst sehen, Feiwelmann", sagte er schwach, „sie kommt doch noch einmal wieder ... nicht zu ihm, der auf seinem Schlosse lebt, sondern zu mir, daß ich sie segne. Dann sage ihr, ich habe sie gesegnet ..." —

Eines Tages wurde Feiwelmann, der Baß, der mittlerweise der Nachfolger David Brod's im Synagogenamte geworden, durch den Wächter des „guten Ortes",

nach dieser Stätte des Friedens berufen, wo ihn Jemand erwartete.

Auf dem Grabe des Vorbeters fand er eine schwarz gekleidete und tief verschleierte Frau sitzen, die heftig weinte.

Was zwischen den Beiden gesprochen wurde, hat Niemand je erfahren...

Isabella Brodini leuchtete als „Karfunkel" noch einige Jahre hindurch in wolkenlosem Glanze; dann verschwand sie plötzlich aus jener Welt, die nur Bewunderung und Siegeskränze für sie hatte. Sie ist seitdem wie verschollen.

Feiwelmann dem Sänger scheint es bekannt zu sein, wo sie sich gegenwärtig aufhält.

Wenigstens will man dies aus dem Umstande schließen, daß er noch jetzt an jedem Todestage seines Vorgängers an die Armen der Gemeinde so bedeutende Unterstützungen vertheilt ... die milden Gaben können nur von der Tochter David Brod's herrühren.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Kompert, Leopold,

Geschichten einer Gasse Novellen

Bd.: 2

Berlin 1865